Von

den bösen Geistern und der Zauberey

ein

Sendschreiben

an den

Herrn M. Haubold

Vesperprediger bei der Universitätskirche zu Leipzig

auf Veranlassung

einer von demselben am letztverwichenen Michaelsfeste 1782. gehaltenen

Nachmittagspredigt

von

einem damals unter seinen Zuhörern gewesenen Meßfremden.

Sorau, 1783.

Joh. VIII. 31.

Ἐὰν ὑμεῖς μείνητε ἐν τῷ λόγῳ τῷ ἐμῷ, ἀληθῶς μαθηταί μου ἐστέ. Καὶ γνώσεσθε τὴν ἀλήθειαν &c.

Hochedler Herr,

Hochzuverehrender Herr Magiſter,

Da ich allezeit, ſo oft ich die Meſſen in Leipzig beſuche, die Gewohnheit habe, auch zugleich den öffentlichen Gottesdienſt daſelbſt mit abzuwarten, ſo wurde ich am letztern Michaelesfeſte nach Mittage, nicht ſo ganz von Ohngefähr, zu Ihnen in die Paulinerkirche geführet. Ich wählte dieſelbe dießmal beſonders darum, weil ich in der vorgefaßten Meynung ſtund, daß ich über die an dieſem Feſte zu erklärenden ſchweren Texte in keiner andern ſo viel Gründliches und Erbauliches würde vortragen hören, als in dem Gotteshauſe der weltberühmten Leipziger Univerſität. Sie fingen eben, als ich hineintrat, über die gewöhnliche Feſtepiſtel, aus der Offenb. Joh. 12. v. 7–12. zu predigen an, welchen Text ſie aber nicht ſowohl erkläreten, (denn was kann von dem Abſchnitte eines Buches, welches Ihrer Meynung nach, das dunkelſte in der Schrift iſt, und folglich mit Unrecht den Titel

einer Offenbahrung JEsu Christi führet, für eine erbauliche Erklärung gegeben werden?) als vielmehr zu einer Gelegenheit gebrauchten, die biblische Lehre von den bösen Geistern Ihren Zuhörern in einem ganz neuen Lichte zu zeigen. Als ein Freund der Aufrichtigkeit kann ich nicht umhin, Ihnen das gebührende Lob zu ertheilen, daß Ihr Vortrag deutlich und Ihre Kenntniß in der deutschen Sprache keine der gemeinsten ist. Allein mit eben der Aufrichtigkeit muß ich Ihnen auch gestehen, daß ich durch die Gründe, welche Sie Ihrem damaligen Satze,

„Daß es zwar böse Geister, nach der Schrift,
„gäbe, daß aber dieselben mit der Erde zu
„unsrer Zeit in keiner Verbindung mehr
„stünden,"

unterlegten, nicht so recht überzeugt worden bin. Sie werden vielleicht einwenden, daß meine in der Jugend eingesogenen, altväterischen Vorurtheile daran Schuld gewesen wären. Allein ich kann Sie bey der Treue eines rechtschaffenen Mannes versichern, daß ich die Vorurtheile aller Art eben so sehr hasse, als den pruritum novitatis, der itzt so zur Modekrankheit geworden ist und wobey man alles für Beweise ansieht und gelten läßt, was auch nur den entferntesten Schein davon an sich haben mag. Nicht also der Geist des Widerspruchs, der die Gelehrten über Kleinigkeiten so oft gegen einander uneins macht, sondern die reine Liebe zur Wahrheit, die mich ganz beherrscht, zumal in Dingen, deren Wichtigkeit, wie hier, so unstreitig ist, treibet mich itzt an, Ihnen meine gegenseitige Meynung

in eben der Ordnung vorzutragen, welcher Sie selbst bey Anreihung Ihrer Sätze und Beweise gefolgt sind und das weitere Nachdenken hierüber Ihrer eignen Wahrheitsliebe anheim zu stellen.

I. Es giebt böse Geister nach der Schrift.

Dies war ihr erster Satz, und ich würde, da wir in diesem Punkte völlig mit einander einstimmig sind, ungesaumt hierüber hinweg eilen, wofern Sie nicht dabey zwo Beweisstellen des A. Testaments, in welchen von dem Daseyn und der Würkung böser Geister offenbar die Rede ist, Ihren Zuhörern verdächtig gemacht hätten.

A. 1 Sam. 16, 14. In dieser Stelle erklärten Sie den bösen Geist, der über den von GOtt verworfnen Saul kam, für bloße Anwandelungen einer schweren Melancholie, die durch den Klang der Davidischen Harfe immer glücklich vertrieben wurden. Wer kennt nicht, fragten Sie, die Gewalt harmonischer Töne über ein melancholisches Gemüth? — Vermuthlich ein Jedweder und ich selbst. Da haben Sie ganz Recht. Ein lebhaftes Koncert hat mich in melancholischen Stunden oft nicht wenig erheitert, ob es mir gleich dabey noch niemals eingefallen ist, meine schwermüthigen oder hypochondrischen Anfälle einen bösen Geist von GOtt zu nennen. Wenn ich Ihnen also gleich zugebe, daß die Musik ein sehr vortreflich Mittel wider die lange Weile und den Tiefsinn ist, so haben Sie hiermit, bey der Erklärung der angeführten Stelle, immer noch nichts gewonnen.

lassen Sie uns nur die Worte des Textes ohne Vorurtheile etwas genauer untersuchen. Im 14. V. heißt es: Der Geist aber des HErrn wich von Saul und ein böser Geist vom HErrn machte ihn sehr unruhig. Hier haben Sie einen Gegensatz, der nicht deutlicher ausgedrückt werden kann, einen Gegensatz, den Sie ganz verkennen und dessen Stärke Sie auch muthwillig schwächen müssen, wenn sie den bösen Geist allein und nicht auch zugleich den Geist GOttes, der jenem in dieser Redensart gerade entgegen gesetzt ist, für eine bloße Gemüthsverfassung erklären wollen. Also mit eben dem Rechte, mit welchem Sie sich die Freyheit nehmen, aus dem bösen Geiste einen melancholischen Gemüthszustand zu machen, darf ich mich auch erkühnen, den Geist GOttes für weiter nichts, als ein lustiges, aufgereimtes Wesen zu halten, welches den Saul nach seinem Falle verließ, um dem bösartigen Uebel seiner Milzsucht und Schwermuth Platz zu machen. Aber wer siehet nicht, daß ich hiermit nur etwas ungereimtes sagen würde? Denn war der, itzt vom Saul gewichne, Geist GOttes nicht eben derselbe, durch welchen er zuvor so oft geweissagt hatte? Oder lernt man etwa blos dadurch weissagen, wenn man ruhig in seinem Gemüthe und dabey lustig und aufgereimt ist? O wie viele Propheten würden wir nicht auf diese Art unter rechtschaffnen Christen von guter Laune, zumal in unsern lichtvollen und geistreichen Zeiten, wahrnehmen können! Und vielleicht würden Sie schon selbst mehr als einmal in Ihrem Leben geweissagt haben.

Wider Ihre Meynung, daß hier unter dem bösen Geiste eine bloße Melancholie verstanden werde, habe ich also folgende Bedenklichkeiten:

1.) Ist dieselbe, wie bereits gedacht, wider den, in dieser Stelle so deutlich ausgedrückten Gegensatz der Worte, den ich bey einem menschlichen Buche nicht aus der Acht lassen würde, geschweige denn bey einem göttlichen.

2.) Wird die nehmliche Redensart verschiedene mal mit eben denselben Worten wiederholet. Wäre es also nur wahrscheinlich, daß hier kein individueller böser Geist verstanden werde, warum wären denn so wohl der Geschichtschreiber in seiner eigenen Erzählung, als auch die Knechte Sauls, deren Worte er ausdrücklich anführt, so genau bey einerley Redensart geblieben? Kann man denn etwa im Hebräischen einen melancholischen Zustand nicht anders beschreiben, als daß man ihn auf eine solche unnatürliche und zweydeutige Art ausdrückt?

3.) Endlich ist auch in der ganzen heil. Schrift, so viel ich weis, keine einzige Parallel-Stelle anzutreffen, wo man, ohne in eben die Zweifel zu verfallen, bey den Worten: böser Geist, an eine natürliche Schwermuth gedenken könnte.

Aber ich höre einen Einwurf, der Ihrer Sache den Ausschlag geben soll. Sie fragen: Wie kann wohl die Davidische Musik die wunderbare Kraft gehabt haben, einen fremden wirklich bösen Geist von dem unruhigen Saul zu entfernen? Ich antworte:

a.) Gesetzt, dies liesse sich auch nicht mit Ge-

Gewißheit bestimmen, so würde ich doch noch lange nicht berechtiget seyn, die hier gebrauchte Redensart so unnatürlich und gezwungen zu erklären. GOtt kann ja wohl einer Sache bey gewissen Vorfällen eine Wirkung beylegen, welche sie an und für sich selbst sonst nicht zu haben pflegt. Wenigstens hat die Vernunft wider diese Möglichkeit gewiß nicht so viel einzuwenden, als wider Ihre eigenmächtige Erklärungsart, die darum noch nicht wahrscheinlicher wird, wenn Sie sich gleich dabey auf den orientalischen Genius des hebräischen Grundtextes berufen. Doch ich brauche zu dieser allgemeinen Antwort hier nicht einmal meine Zuflucht zu nehmen, da eine besondere und sehr begreifliche Ursache vorhanden ist, woher es gekommen seyn müsse, daß die Davidische Harfe an dem bösen Geiste Sauls eine so übernatürliche Wirkung bewiesen habe. Diese Ursache ist

b) der damit verbundene, brünstige und andachtsvolle Gesang. Denn wie bekannt ist es nicht, daß David die Töne seiner Harfe jederzeit mit einem göttlichen Liede oder Psalmen zu begleiten pflegte? Und eben in diesem von GOtt eingegebenen, geistreichen Liede befand sich ohnstreitig jene geheime große Kraft, welcher der böse Geist beym Saul nicht zu widerstehen vermochte.

Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, werthester Herr Magister, daß der Geist GOttes gleich nach seiner Entweichung vom Saul, oder, welches beynahe in einerley Zeitpunkt fällt, gleich nach der Salbung Davids, auf diesen eben so wohl zum Propheten, als zum Könige gesalbten Jüngling gekom-

gekommen war, wie aus dem hier angeführten Kapitel selbst und dessen 13. V. deutlich genug zu ersehen ist. Mit welcher Gewißheit läßt sich also nicht vermuthen, daß der auf dem David ruhende Geist GOttes, in der Gegenwart des von einem bösen Geiste geängstigten Sauls, nicht unwirksam geblieben seyn, sondern sich auf eine viel kräftigere Art zu erkennen gegeben haben werde, als durch eine bloße an leeren Tönen reiche Instrumental-Musik!

B. Die andere Stelle, aus welcher Sie sich, beym Erweise Ihres ersten Satzes, den bösen Geist zu verbannen, die unnöthige Mühe gaben, ist jene merkwürdige, und, ich möchte fast sagen, die wichtigste unter allen: 1 B. Mos. 3. Weil Sie sich aber bey Erklärung derselben etwas unbestimmt ausdrückten, so kann ich nicht eigentlich sagen, was Sie sich von der Schlange, welche Evam verführte, für eine Vorstellung machen müssen. So viel verstund ich indessen ganz deutlich, daß sie die Mitwirkung eines bösen Geistes dabey völlig leugneten. — Wer war denn nun also wohl, Ihrer Meynung nach, diese Schlange, welche Moses hier als so besonders listig vorstellt?

1.) War es eine natürliche? Das wäre doch sonderbar! Eine natürliche Schlange, welche redet! welche klüger ist, als die noch unschuldige Eva! Welche der göttliche Richter in den ersten über die Menschen ausgesprochenen Fluch verwickelt! Und deren schlaue Verführung in die grosse Verheissung des Messiä einen so gewaltigen Einfluß hat! Wie könnte sich das von einer natürlichen Schlange,

„deren sich wenigstens nicht der Satan zu seinem Zwecke bedienet hätte," wohl denken lassen? — Oder was soll es sonst gewesen seyn?

2.) Eine böse, unter dem Sinnbilde einer Schlange, versteckte Begierde? Nicht minder seltsames Vorgeben! Man erwäge nur, daß Moses den Ursprung des menschlichen Falles von zweyerley Seiten vorstellt. Erstlich sey derselbe, von Seiten der Seele, durch die stolze Hoffnung, GOtt in der Erkenntniß ähnlich zu werden, veranlaßt worden. Zweytens habe, von Seiten des Leibes, ein äußerlich reizbarer Gegenstand dazu Gelegenheit gegeben. Gesetzt nun, das letztere wäre auch ganz natürlich zu begreifen, so läßt sich doch das erstere schlechterdings nicht möglich denken, so lange ich leugne, daß Jemand von außen zugegen gewesen sey, welcher den ersten Eltern diese ausschweifende Hoffnung beygebracht habe. Denn durch welche natürliche Selbstschlüsse konnten sie wohl darauf fallen, daß, wenn sie den Befehl GOttes überträten, ihre Erkenntniß dadurch zunehmen, ja, der seinigen so gar ähnlich werden würde? — Das Vernünftigste, was mir bey dieser mosaischen Erzählung zu glauben übrig bleibt, ist also

3.) dieses, daß der göttliche Geschichtschreiber hier keine unschickliche Allegorie habe anbringen, sondern vielmehr den Satan so habe vorstellen wollen, wie er als der erste Verführer der Menschen wirklich erschienen sey. Hiemit stimmt auch der ganze Zusammenhang der Schrift überein; und ich hätte, Ihr eigner Text, worüber Sie damals predigten, hätte Sie, als einen aufrichtigen Schriftforscher

forſcher, in dieſer Sache auf die rechte Spur verhelfen ſollen. Denn was iſt wahrſcheinlicher, als daß Johannes, bey der Benennung des großen Drachens und der alten Schlange, auf jenen zuerſt in Schlangengeſtalt erſchienenen böſen Geiſt zurückgeſehen habe? —

Allem Vermuthen nach, halten Sie alſo den Teufel an der Verführung der Menſchen für unſchuldig. Der arme Teufel! Ich gönne ihm Ihre Vertheidigung. Seit Jahrtauſenden iſt er in einem ſo eh[illegible]loſen Verdachte geweſen, ohne daß man Muth und Einſicht genug gehabt hätte, das ihm zugefügte Unrecht zu entdecken und zu geſtehen; bis endlich — im achtzehenten chriſtlichen Jahrhunderte der erleuchtete Zeitpunkt eingetreten iſt, wo vielen tiefdenkenden Gelehrten die Augen über ſeiner Unſchuld aufgegangen ſind, und wo es ſo gar gutherzige Theologen giebt, die, um ſelbige zu retten, ſich großmüthig vereinigen haben. O gewiß! dieß verdienet von ſeiner Seite den lebhafteſten Dank und alle nur erſinnliche Gegengefälligkeiten! Doch da dieſes ſeine Sorge, und nicht die meinige iſt, ſo begnüge ich mich hier blos damit, Sie zu fragen: Woher Sie ſich denn wohl, wenn Sie den Satan bey dem Falle des Menſchen nicht mit ins Spiel gemiſcht haben wollen, ſeine Unſchuld zu beweiſen getrauen? Und worinn die Gründe beſtehen, mit welchen Sie Ihr Vorgeben von unſrer urſprünglichen Selbſtverführung zu unterſtützen gedenken? Ich, für meinen Theil, habe folgendes darwider:

2.) Die Redensart ſich ſelbſt verführen, ohne

ohne vorhergegangene Sünde und böse Lust ist gar nicht biblisch.

b.) Wird in der Schrift da, wo des Falles der ersten Menschen gedacht wird, gemeiniglich passive geredet. So heißt es: 1 Tim. 2, 14. **Und Adam ward nicht zuerst verführet; das Weib aber ward verführet und hat die Uebertretung eingeführet.**

c.) 2 Kor. 11, 3. sagt Paulus ausdrücklich: **Ich fürchte, daß nicht, wie die Schlange Evam verführete mit ihrer Schalkheit, also auch** u. s. w. Daß von einer natürlichen Schlange hier gar nicht die Rede seyn könne, ist eine Wahrheit, die keines weitern Beweises bedarf. Eben so wenig aber läßt sich auch unter dem Bilde der Schlange an eine böse Lust gedenken, welche als die erste wirkende Ursache die Evam verführt habe. So allegorisch und sinnbildlich in einer so gemeinen und für uns doch so wichtigen Sache zu reden, ist GOtt durchaus unanständig und zugleich auch der gewöhnlichen Schreibart Mosis und besonders Pauli, der das Wort Schlange beybehält, höchst zuwider. Mit dieser Stelle harmonirt Ihr Text auf das vollkommenste, wenn darinne von dem Satan klar gesagt wird, **er sey die alte Schlange, welche die ganze Welt verführe.**

d.) Eine der vornehmsten Ursachen, warum Christus ehemals in die Welt kam, bestund in der Zerstörung des satanischen Reichs und in der Befreyung vom Tode, dessen Gewalt dem Teufel, Ebr. 2, 14. mit deutlichen Worten zugeschrieben wird. Beweise hiervon sind:

a) Die

α) Die vielen Leiblichbeſeſſenen, an denen Chriſtus, während ſeines irdiſchen Wandels, ſeine Herrſchaft über die böſen Geiſter und die Abſicht ſeiner göttlichen Sendung zeigte.

β) Die Stellen in den Reden Chriſti ſelbſt: Joh. 12, 31. 14, 30. 16, 11. verglichen mit Kol. 2, 15.

γ) Das Zeugniß der Apoſtel, inſonderheit

*) Pauli. Kol. 1, 12. 13. -- **Danksaget dem Vater — welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß und hat uns versetzet in das Reich seines lieben Sohnes.** Hier iſt ein Terminus a loco und ad locum. Aus Unterthanen Satans ſind wir durch GOttes Gnade Unterthanen des Reichs Chriſti geworden. „Wie hätten wir aber, ohne jenen dem Satan „geleiſteten Gehorſam, insgeſamt ſeine Un„terthanen werden können?„ Mit dem Ausdrucke: **Obrigkeit der Finſterniß** vergleiche man Luc. 22, 53. und beſonders Eph. 6, 12. -- Hieher gehören auch jene bereits angeführten Worte Pauli, Ebr. 2, 14. da es von Chriſto heißt: er ſey darum in die Welt gekommen und Menſch geworden, **auf daß er die Macht nähme dem, der des Todes Gewalt hatte, das iſt, dem Teufel.**

) Johannis. Im erſten Briefe Kap. 3, 8. **Wer Sünde thut, der iſt vom Teufel. Denn der Teufel ſündiget von An-

Anfange. Dazu ist erschienen der Sohn GOttes, daß er die Werke des Teufels zerstore.

e.) Joh. 8, 44. Wie kann wohl Christus in dieser Stelle den Teufel einen Lügner und einen Vater der Lügen nennen, wenn derselbe an der Verführung der ersten Menschen wirklich unschuldig gewesen ist? — Ein Vater der Lügen ist doch wohl ohnfehlbar ein solcher, der alle Unwahrheiten und Irrthümer zuerst erzeugt und den Menschen beygebracht hat. — Und wie kann er ihn ferner einen Mörder von Anfange nennen, wenn er ihn nicht damit als einen Urheber der Sünde und des Todes bezeichnen will? — Sie sehen hieraus, werthester Herr Magister, daß ich vielmehr Gründe vor mir habe, als Sie, wenn ich behaupte, daß unter der redenden Schlange im Paradiese Niemand anders verborgen gewesen seyn könne, als der leidige Teufel.

Inzwischen ist mir freylich nicht unbekannt, wie man die Erzählung Moses von dem Falle des Menschen in unsern erleuchteten Zeiten zu mißhandeln pflegt. Da soll sie bald eine Allegorie, bald eine Fabel, bald ein Volkslied, bald, ich weiß nicht, was mehr seyn: da doch die Sprache Moses von aller ihr beygemessenen orientalischen Schwulst unendlich weit entfernet und gerade eben so beschaffen ist, wie die Sprache eines alten treuherzigen Vaters, der mit seinen Kindern spricht. Sie erhebt sich zwar bisweilen, diese Sprache, aber nur bey Vorfällen, die ganz außerordentlich sind und jederzeit auf eine Art, daß es dem Leser so gleich ins Auge fällt; als, z. B. da, wo Moses die prophetischen

tiſchen Segensworte des ſterbenden Jacobs anführt, ingleichen da, wo er den Durchgang der Kinder Iſrael durchs rothe Meer in einem feurigen Lobgeſange verherrlichet, und endlich ſo wohl in dem erhabnen Liede, 5 B. Moſ. 32. worinnen er die groſſen Thaten GOttes den Iſraeliten noch einmal lebhaft zu Gemüthe führt, als auch in der feyerlichen Abſchiedsrede, in welcher er kurz vor ſeinem Tode das Volk GOttes zum letzten male ſegnete. Nur in dieſen wenigen Exempeln iſt es, wo man eine beſondere Stärke des Ausdrucks, einen hohen Schwung der Gedanken und eine gleichnißvolle, bilderreiche Sprache bey ihm ſuchen darf, eine Sprache, die für den geiſtlichen Kritiker hin und wieder zwar ſchwer, aber doch nicht unerklärbar iſt. Allein findet man wohl das nehmliche in der Beſchreibung der Schöpfung des Menſchen und ſeines Falles? Auf keine Weiſe! Denn hier ſind alle Worte ſo natürlich und alle Redensarten ſo plan, als ſie in irgend einer Hiſtorie nur ſeyn können. (*)

Zudem lieſſe ſichs auch nicht einmal begreifen, warum Moſes die Erzählung einer ſo wichtigen Bege-

(*) Die von dem zukünftigen Meßia und deſſen Siege über den Satan gebrauchten Metaphern gehören nicht eigentlich zu dem hiſtoriſchen Theile dieſes Kapitels, ſondern es ſind Weiſſagungsworte, die ſich gewiſſermaaßen ſchon von ſich ſelbſt aufklären, und durch nachfolgende deutlichere Offenbarungen, vornehmlich aber durch ihre endliche Erfüllung in das helleſte Licht geſetzt werden. Daß ſie von der Schlangengeſtalt, in welcher der Satan damals erſchienen war, hergenommen ſind, lehrt einen Jeden der Augenſchein und bedarf alſo keiner weitern Erinnerung.

Begebenheit, als der Fall des Menschen ist, in dunkle Bilder eingekleidet haben sollte. Seine eigentliche Absicht bey Verfertigung seiner Bücher war ja außer allem Zweifel keine andere, als, den Ursprung des Volks Israel und dessen Aufnahme zum Volke GOttes zu beschreiben. Weil er nun hier bis zu den ersten Patriarchen vor der Sündfluth, ja bis zu der Schöpfung der Welt zurück geht, so nimmt er dabey Gelegenheit, die Grundursache des ganzen menschlichen Verderbens zugleich mit anzuzeigen. Ich sehe also nicht ein, wie an diesem Orte eine vernünftige Allegorie Platz finden, oder wie ein bescheidner und von Vorurtheilen freyer Ausleger, sie darinne anzutreffen, sich einbilden könne. — Ist denn der natürliche Sinn der Worte etwa ungereimt oder GOtt unanständig? — Nichts weniger! Denn wenn dieses wäre, so würden wir gewiß nicht die ersten seyn, die eine so wichtige Entdeckung gemacht hätten. Unsre Vorfahren, die eben die Vernunft hatten, wie wir, wenn gleich nicht den nehmlichen Stolz, würden auch darauf gefallen seyn. Denn nichts ist leichter, als Wahrheiten einzusehen, wovon das Gegentheil offenbar mit der Vernunft und unsern angeschaffnen Grundbegriffen von GOtt streitet. (*)

Nie-

(*) Von der allegorischen und typischen Erklärungssucht, sehe man des sel. Hrn. D Ernesti Interpr. N. Test. von der 9ten bis zur 13ten Seite. Ich will nur einiges davon anführen. §. 10 heißt es: Non in eo (sensu typico) quærendo opus est interpretis cura & ingenio. Ipsius enim Spiritus S. indicio patefit; ultra cujus admonitum sapere velle non debe-

Nirgends entdeckt ſich demnach die Einbildung und Partheylichkeit der neuern Herren Schriftausleger mehr, als in dieſem Falle. In allen übrigen geben ſie es noch gern zu, daß ſich Moſes verſtändlich ausdrücke; nur hier ſoll ſeine Schreibart den morgenländiſchen Genium verrathen. Hier, wo er die größte Urſache hatte, deutlich zu ſeyn, hier ſoll er ſich in dicke allegoriſche Finſterniſſe verlieren. Gleich, als wenn dieſer göttliche Geſetzgeber blos die Abſicht gehabt hätte, für die gelehrten Schriftforſcher und Bibelerklärer unſrer Zeiten zu ſchreiben! Als wenn er nicht auch diejenigen hätte unterrichten wollen, die ſich in die künſtliche Einrichtung einer Allegorie nicht finden können! Sollen denn das Wort GOttes nicht auch die Unſtudirten leſen und gebrauchen? Soll ſich nicht auch ihr Glaube darauf gründen? Welch ein Glaubensgrund könnte aber wohl ſchwächer und ungewiſſer ſeyn, als derjenige iſt, wenn ſich die gemeinen Chriſten,

debemus. Qui conſilium modo (intentionem) Spiritus S. commemorant, parum ſubtiliter faciunt, aperiuntque viam libidini typos ubique comminiſcendi. *Nam conſilium Spiritus S. intelligi a nobis, niſi ipſius indicio, non poteſt.* §. 18. Omnino lubrica & fallaciſſima eſt ratio, ſenſum verborum e rebus colligendi, cum res potius e verbis eorumque ſenſu, legitima ratione indagato, cognoſci debeant. Poteſt enim aliquid verum eſſe, quod tamen non ineſt verbis: & quid de rebus ſtatuendum ſit, e verbis Spiritus S. intelligi & judicari debere, in promtu eſt. *Non poteſt Scriptura intelligi theologice*, veriſſimum Melanchthonis dictum eſt, *niſi ante intellecta ſit grammatice &c.*

bey der Unterſuchung geoffenbarter Wahrheiten, blos nach den Ausſprüchen der Gelehrten richten ſollen! Denn wer weis nicht, wie ſchwankend und unzuverläßig die Menſchen, hauptſächlich in göttlichen Dingen, wo Vorurtheile und Leidenſchaften ſo leicht das Auge verblenden, zu denken und zu urtheilen pflegen? Und ſind die Gelehrten nicht auch Menſchen? -- Zu dieſem allen ſetze ich noch hinzu, daß dieſer moſaiſche Spruch von dem ganzen chriſtlichen Alterthum (von dem jüdiſchen, deſſen vernünftiger Theil ihn ebenfalls nicht anders erklärt hat, zu geſchweigen) auf die gewöhnliche Weiſe iſt angenommen und verſtanden worden. Waren denn nun dieß alles, in Vergleichung mit uns Neuern, nichts als einfältige und abergläubiſche Leute? War denn unter den Schülern der Apoſtel kein ſo kluger Mann, als S . . . heut zu Tage iſt? Und iſt denn die Weisheit, die Bibel zu einer wächſernen Naſe zu machen, die man drehen kann, wohin man will, ein ſo gar herrliches Vorrecht unſers aufgeklärten Zeitalters, welchem alle Religionen gleich ſind und wo alle Meynungen wahr und chriſtlich heiſſen, nur die orthodoxen nicht? Gewiß! wenn dieſe Einbildung nicht von unſerm thörichten Stolze zeuget, ſo iſt keine im Stande, ein Zeugniß davon abzulegen.

Ich habe mich bey Ihrem erſten Satze wider mein Vorhaben, etwas lange aufgehalten. Verzeihen Sie, wenn ich mich bey Ihrem zweyten nicht viel kürzer werde faſſen können.

II. Die

II. Die bösen Geister stehen itzt mit unsrer Erde in gar keiner Verbindung mehr.

Mit dieser Hypothese suchten Sie Ihre Zuhörer im zweyten Theile Ihrer Rede zu erbauen.

Daß die bösen Geister, vor der Zukunft Christi, sich mit den Menschen in einer gewissen Verbindung befunden haben, schienen Sie in Ihrer Predigt hin und wieder nicht undeutlich zuzugeben. Seitdem aber das Reich Satans durch Christum zerstöret worden sey, habe ihre Macht, in Absicht auf uns, völlig aufgehört. Mir deucht, daß ich hiermit Ihre Meynung richtig ausgedrückt haben werde.

Es ist in zweifelhaften Fällen gut, wenn man in dem Geständnisse seiner Verlegenheit offenherzig ist. Ich gestehe also aufrichtig, daß ich mir nicht recht vorstellen kann, worinne das Verhältniß der bösen Geister mit den Erdenbewohnern des A. Testamentes, wenn es nehmlich wahr seyn soll, daß die Menschen ohne ihre Verführung von GOtt abgefallen sind, eigentlich bestanden habe. — Sie fügten, werden Sie mir vielleicht antworten, den Frommen, auf GOttes Zulassung, allerley Böses zu, wie uns die Geschichte Hiobs lehrt: Und eben so wurden sie auch von GOtt in ihrem Vorhaben, die Widerspenstigen noch mehr zum Ungehorsam gegen ihn anzureizen, nicht gehindert. Erlauben Sie, daß ich wider diese mir unzureichend scheinende Antwort etwas einwenden darf.

Die bösen Geister, sagen Sie, fügten den Frommen des A. Testamentes, mit göttlicher Erlaubniß und Einschränkung, allerley Böses zu. Allein was war denn wohl die Absicht, warum dieß die Weisheit GOttes geschehen ließ? Vermuthlich die, ihren Gehorsam dadurch zu prüfen und sie zu künftigen Belohnungen ihrer Treue desto geschickter zu machen. Denn weiter läßt sich doch wirklich keine vernunftmäßigere Ursache hierbey denken. — Aber wie? Diese in der That sehr weise und GOtt anständige Ursache sollte bey den Gläubigen des N. Testamentes nicht mehr statt finden? Wir Christen sollten weniger nöthig haben, in unserm Glauben geprüft und zu grossen Belohnungen vorbereitet zu werden, als jene Gläubigen des A. Testamentes?

Eben das gilt auch von der stärkern Anreizung zum Bösen, durch Vermittelung des Satans und seiner Engel, auf Seiten der Gottlosen. Geschahe dieselbe, auf göttliche Zulassung, ehemals um deßwillen, damit die boshafte Gesinnung der Ungläubigen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn desto besser an den Tag kommen und die strafende Gerechtigkeit GOttes dereinst noch mehr dadurch erkannt und verherrlicht werden möchte, so begreife ich nicht, warum sie um dieser Ursache willen, nicht noch itzo fortdauren sollte. Was die göttliche Weisheit in den Tagen des A. Testamentes zuzulassen für gut befunden hat, das wird und muß sie, zur Beförderung einerley guten Endzwecks, auch noch im Neuen gestatten können. Oder sie muß, um jene weisen Endzwecke noch fernerhin zu erreichen,

chen neue Mittel ins Werk richten. Und wo sind itzt diese? —

Aus dem, was Sie in ihrer Predigt von der Gewalt der bösen Geister im Alten und ihrer gänzlichen Ohnmacht im N. Testamente damals behaupteten, sollte man nun mit allem Rechte auch muthmaaßen, daß die Gläubigen, denen der Satan natürlicher Weise am meisten gehäßig ist, in den Tagen vor der Zukunft Christi ein betrübteres Loos gehabt haben müssen, als sie in den Zeiten nach derselben haben. Gleichwohl bemerkt man hiervon gerade das Gegentheil. Denn das Kreuz der Christen ist weit schwerer, als es die widrigen Schicksale der Väter des A. Testamentes waren. Ich berufe mich hierbey nicht nur auf die historischen Zeugnisse der Schrift, und anderer glaubwürdigen Bücher, sondern auch auf die geistliche Erfahrung aller rechtschaffnen Bekenner der Lehre JEsu.

Ohnstreitig haben die großen Verfolgungen der Rechtgläubigen, mit der Annäherung der Zeiten des N. Testamentes und insonderheit bey dem wirklichen Eintritte derselben, ihren wahren Anfang genommen. Lesen sie nur die christliche Kirchengeschichte bis auf unsre Zeiten hierüber nach und vergleichen Sie dieselbe mit noch vorhandnen Beyspielen, so werden Sie finden, daß, seit den Tagen unsers Heilandes, Niemand mehr gehasset, verfolgt und geängstiget worden ist, als der wahre Verehrer GOttes, der eifrige Liebhaber JEsu und seiner Religion und daß sich auch itzt der Christ, der es wirklich seyn will, nichts als Haß, Spott und Un-

terdrückung von der Welt und ihren Freunden zu versprechen habe. Daher kömmt es denn auch, daß so wenig Menschen wahre und rechtschaffne Christen seyn wollen und daß selbst Personen geistlichen Standes, um die Freundschaft der Welt zu gewinnen, ihre Pflichten so leichtsinnig aus den Augen setzen und das Christenthum fleischlichen Augen so gefällig und angenehm zu machen suchen.

Fassen Sie nun, wertheſter Herr Magister, diese Anmerkungen kürzlich zusammen und erklären Sie mir hierauf die Ursache, warum itzt das Böse, in Lehre und Leben, so vorzüglich überhand genommen habe, und warum überhaupt der wahre Gläubige des N. Testamentes (nach der ausdrücklichen Vorherverkündigung Christi, Matth. 10, 24. 25. Joh. 15, 18—20. 17, 14. vergl. mit 1 Petr. 2, 20. 21. und 1 Joh. 3, 13.) den Haß der Welt weit mehr erfahre, als der Gläubige des A. Testamentes, da doch, **wohl zu merken!** der Teufel zu unsern Zeiten diejenige Verbindung mit der Erde verloren haben soll, in der er mit derselben ehedem gestanden hat. Jeder unpartheyische Schiedsrichter, er sey von einer Religion von welcher er wolle, wird hier den Ausspruch thun müssen, daß es, auch ohn alle Zeugnisse der Schrift, wahrscheinlich sey, zu glauben, der Teufel müsse itzt mehr Gewalt auf der Erde haben, als er jemals auf derselben gehabt habe.

Ich komme nunmehr auf die Gründe, womit Sie die Gewißheit Ihres Satzes schriftmäßig zu behaupten suchten. Aber diese sind, leider! (lassen Sie mich es aufrichtig gestehen!) von einer so

magern

magern und dürftigen Beſchaffenheit, daß ſie nur dazu dienen, den Ungrund Ihrer vorgetragenen Meynung in ein deſto helleres Licht zu ſetzen. Zu allem Unglücke haben Sie im ganzen N. Teſtamente keine weitere Beweisſtellen für ſich auftreiben können, als die: 1 Joh. 3, 8. und 1 Petr. 2, 4. vergl. mit Jud. 6. Wenigſtens haben Sie auf der Kanzel keine andern von ſich hören laſſen. Ich müſte denn, außer Ihrem übelverſtandnen Texte, auf den ſie aber, eben um ſeiner Dunkelheit willen, ſelbſt nicht viel rechneten, noch Jac. 1, 13. 14. wovon Sie die Anwendung ebenfalls auf Ihre Hypotheſe vortheilhaft zu machen ſuchten, den drey obigen mit beyzählen.

Geſetzt nun, Sie hätten dieſe Stellen wirklich nach allen Regeln der geiſtlichen Hermeneutick erkläret, ſo würde ich gleichwohl immer noch Bedenken tragen, Ihnen in Ihrer Meynung beyzupflichten, weil mir die Wahrheit des Gegentheils durch eine überwiegende Menge anderer, die ſich, ohne Zwang und Muthwillen, auf keine Weiſe zu Ihrem Vortheile auslegen laſſen, tauſendmal glaubwürdiger vorkömmt. Kann ſich die Schrift widerſprechen?

Ehe ich aber meine Beweisſtellen anführe und die Ihrigen unterſuche, muß ich Ihnen geſchwind noch, ehe er mir wieder aus dem Gedächtniſſe entfällt, einen kleinen Zweifel vortragen. Die böſen Geiſter, die im A. Teſtamente einige Macht auf Erden beſaßen und itzt keine mehr beſitzen ſollen, gehörten ſie urſprünglich zu dem Plane des Reichs GOttes, zu welchem wir Menſchen gehören, oder

gehörten sie nicht dazu? — Gehörten sie **nicht** dazu, was sind sie uns jemals angegangen? Was bedurfte es ihrer so öftern Erwähnung in einem Buche, das für uns geschrieben ist? Wie konnte einer der vornehmsten Endzwecke der Menschwerdung Christi darinne bestehen, uns von der Herrschaft böser Geister zu erlösen, deren Knechte und Unterthanen wir nie gewesen sind und von denen man im eigentlichen Verstande nicht sagen kann, daß sie sich irgend einmal mit der Erde in einer **reellen** Verbindung befunden hätten? Und wie konnte endlich GOtt, ohne Nachtheil seiner Weisheit und Güte, zulassen, daß sich **fremde** Geister in die Angelegenheiten seines Erdensystems mischten, wenn ihre Einwirkung wider seinen ursprünglichen Plan war? — Sagen Sie aber, die bösen Geister gehörten **wirklich** zu dem Inbegriffe des Reichs GOttes, zu welchem auch wir gehören: Nun, so sehe ich in der That nicht ein, warum sie GOtt, welcher das Unkraut unter den Menschen bis zur Erndte versparen will, vor dem allgemeinen Gerichtstage von der Erde **gänzlich** verstossen haben sollte? Es ist vielmehr glaublich, daß er sie und ihre Macht, so wie alles das, was wesentlich zum Plane seines Reichs auf Erden gehöret, bis zum Ziele desselben, obgleich, nach Beschaffenheit der Umstände, manchmal mit einiger Veränderung und Einschränkung, in der Welt fortdauern lassen werde. Hierzu kömmt noch dieses, daß ich im ganzen N. Testamente keinen Zeitpunkt angegeben finde, wo die **gänzliche** Verstossung Satans und seiner Engel von der Erde geschehen seyn sollte.

Könte

Könnte man zu dieser wichtigen Begebenheit irgend einen für geschickt genug halten, so wäre es ohne Zweifel die Zeit der Kreuzigung und Himmelfahrt Christi. Daß aber damals die Gewalt der bösen Geister, für die Frommen, zwar eingeschränkt, aber nicht völlig aufgehoben worden sey, läßt sich ganz zuverläßig daraus abnehmen, weil die Apostel noch in spätern Zeiten vor ihrer Verführung warnen. Doch gelegentlich hiervon in der Folge ein mehreres. Itzt zu Ihren angeführten Beweisstellen!

A. 1 Joh. 3, 8. **Dazu ist erschienen der Sohn GOttes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.** Was zerstört ist, schlossen Sie, das ist nicht mehr, oder kann uns doch nicht mehr schaden. Atqvi. Ergo. Nach dieser Art kann ich weiter schliessen: Die Sünde ist ein Werk des Teufels, folglich ist die Herrschaft der Sünde gänzlich aufgehoben. Folglich haben wir von derselben weiter gar nichts zu befürchten. Oder auch so: Christus hat dem Tode die Macht genommen, folglich sterben die Menschen im N. Testamente nicht mehr. Folglich steht der Tod mit den Erdenbewohnern in keiner Verbindung mehr. — „Er hat aber doch die bösen Geister aus so vielen Leiblichbesessenen wirklich vertrieben? — „ Er hat ja aber auch so viele Kranke gesund und mehr als einen Todten wieder lebendig gemacht? — So wie nun dieses in der Absicht geschahe, seine Macht über den Tod zu zeigen und daß er gekommen sey, das Schädliche derselben für seine Bekenner hinwegzunehmen und ihn dereinst gänzlich

aufzuheben, nach 1 Kor. 15, 26. so hatte er bey Vertreibung der bösen Geister aus so vielen Leiblichbesessenen, ebenfalls die Absicht, seine Oberherrschaft über dieselben zu erkennen zu geben, und der Welt zu zeigen, daß er gekommen sey, so viel ihrer seine Erlösung annehmen würden, von der Gewalt des Satans zu befreyen und diesen ihren Widersacher zuletzt gänzlich von dem Erdboden zu vertilgen. S. Offenb. 20, 10. Weiter sehe ich nichts, das sich aus dieser Stelle und andern von gleichem Inhalte mit Grunde der Wahrheit urtheilen liesse. So wenig als der Tod und die Sünde durch die Zukunft Christi so gleich völlig aufgehoben worden sind, eben so wenig sind durch dieselbe auch die bösen Geister mit der Erde auf einmal außer aller Verbindung gekommen. Denn von allen diesen geistlichen Feinden wird in der Schrift behauptet, daß Christus ihnen die Macht genommen, und ihre Herrschaft auf Erden zerstöret habe.

B. 2 Petr. 2, 4. Ihre zwote Beweisstelle. Der Apostel ermahnet hierinne die neubekehrten Christen, sich mit aller Sorgfalt vor der Verdammniß zu hüten und sich nicht durch falsche Lehrer, die verderbliche Secten einführeten, (dergleichen, leider auch itzt geschieht,) von dem Wege der Wahrheit abwendig machen zu lassen oder zu glauben, daß es mit ihrer Sünde nicht viel zu bedeuten haben werde. Ihre Verdammniß, sagt er v. 3. nehmlich die Verdammniß solcher Irrlehrer, schläfet nicht. Denn fähret er darauf im folgenden Verse fort, so GOtt der Engel

gel, die gesündiget haben, nicht verschonet hat, sondern hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstossen, und übergeben, daß sie zum Gericht aufbehalten werden, wie viel weniger u. s. w. Aus diesem Spruche, sagten Sie, erhellet deutlich, daß die bösen Geister im N. Testamente von der Erde vertilgt und zur Hölle verstossen seyn müssen. Aber ich muß gestehen, daß ich die gerühmte Deutlichkeit darinnen nicht finden kann. Denn

1.) Werden unter den Ketten der Finsterniß nicht etwa physische Einschränkungsmittel ihrer Macht (denn wozu sonst das Beywort Finsterniß?) sondern vielmehr die moralischen Fesseln des Irrthums und der gegen die göttlichen Anstalten sich verrathenden Thorheit und Unwissenheit verstanden. Welches auch die Redensarten bestätigen, deren sich kurz vorher der Apostel in seiner Warnung vor falschen Lehrern und Irrthümern bedienet. Hiernächst wird das Wort Finsterniß dem Satan und seinem Reiche nicht blos, um der Hölle willen zugeschrieben, als ob dieß allein für ihn der Sitz der Nacht und der Dunkelheit wäre, sondern hauptsächlich, seines verfinsterten Verstandes wegen, vermöge dessen er den Weg der Wahrheit und des Heils nicht nur selber verfehlet, sondern ihn auch Andere verfehlen lehret. S. 2 Kor. 4, 3. 4. Wie sehr diese finstern Irrthümer den bösen Geistern zur Einschränkung ihrer Macht gereichen, kann man daraus sehen, weil sie vermittelst derselben das Werk GOttes an den Menschen vielmehr zu befördern, als zu verhindern

dern pflegen. Ein Beyspiel hiervon werde ich in der Anmerkung zu Ihrer folgenden Beweisstelle mit beybringen.

2.) Kann das Wort ταρταρώσας eben so wohl zur Hölle verurtheilt heissen, als zur Hölle verstossen. Ja; ich habe um deswillen mehr Grund das erstere anzunehmen, weil die finstern Irrthümer, als Einschränkungsmittel betrachtet, sich eher für ihren Aufenthalt auf der Erde, als für ihre Gefangenschaft in der Hölle schicken. Da das Wort ταρταρόω von den LXX Dolmetschern niemals gebraucht wird und auch im N. Testamente nicht weiter vorkömmt, so muß man sich dabey blos nach der Bedeutung richten, die es anderswo zu haben pflegt, oder als ein Verbum in όω haben kann. Ich überlasse es fleißigern Lesern heidnischer Skribenten, als ich bin, im Homer, Hesiodus, Plato u. s. w. ein Beyspiel hiervon aufzusuchen. Genug τάρταρος heisset in der griechischen Sprache der unterste Ort der Erde, der tiefe Abgrund, wo die äußerste Finsterniß ist. Nach der Form andrer Wörter in όω kann also ταρταρόω so wohl heissen: Der Hölle übergeben, als zuerkennen. Daß die zur Hölle verurtheilten Geister die Freyheit haben, noch auf der Erde herum zu wandeln, beweisen folgende Stellen: Luc. 8, 31. Eph. 2, 2. Offenb. 9, 11. 14. u. a. m. Eben so, wie manchmal ein Kriegsgefangener auch außer dem Orte seines Gefängnisses herumgehen kann. Stufenweise werden also die gefallenen Engel dem Tartarus übergeben, ταρταρωσας.

3.) In

3.) In den Worten παρεδωκεν εις κρίσιν τηρουμενους kann nun noch weniger ein Beweis für Sie liegen. GOtt hat, will der Apoſtel ſagen, die böſen, zur Hölle verurtheilten, Geiſter der Gewalt guter Engel untergeordnet, S. Jud. 9. Offenb. 12, 7. 20. 1. 2. und ſie hingegeben daß ſie zum Gerichte des großen Tages, nicht eingeſchloſſen, oder verwahret, ſondern aufbehalten und beſtimmt ſeyn ſollen. Die tauſendjährige Gefangenſchaft Satans im Abgrunde, Offenb. 20, 1. 2. zwiſchen welchem und der eigentlichen Hölle oder Feuerſee noch ein beträchtlicher Unterſchied bleibt, gehöret in die ſpätern Zeiten des N. Teſtamentes und iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch zukünftig, wird auch nicht einmal bis an das Ende der Welt hinreichen.

C. Jud. 6. Ihre dritte Beweisſtelle. Braucht, wegen ihrer genauen Verwandſchaft mit der vorigen, keiner weitläuftigen Widerlegung. Auch die Engel, ſagt der Apoſtel, die ihr Fürſtenthum nicht behielten, d. i. die ihre ehemalige Herrſchaft über andere Geſchöpfe nicht zu erhalten ſuchten, ſondern verlieſſen ihre Behauſung, nehmlich die ihnen von GOtt angewieſne ſelige Wohnung im Himmel, hat er behalten zum Gericht des groſſen Tages mit ewigen Banden im Finſterniß. Das Wort τετηρηκεν heißt nichts weiter als reſervavit. Die Bande gehen auf ihre Einſchränkung. Ὑπὸ ζόφον zeigt die Beſchaffenheit des Zuſtandes an, worinnen ſie ſich als Irrgeiſter befinden, denen GOtt durch Verwickelung in Thorheit und Unwiſſenheit gleichſam

ſam Feſſeln angelegt hat, daß ſie die Ausführung ſeines großen Werkes mit den Menſchen nicht verhindern können. Man trift viele Beyſpiele von ſolcher Blindheit bey den böſen Geiſtern in der Schrift an. Das merkwürdigſte iſt wohl dieſes, daß ſie die Juden anreizten, Chriſtum zu tödten, in der Meynung, daß dadurch der Rath GOttes von unſrer Seligkeit verhindert werden würde, wodurch ſie aber denſelben, aus blindem Frevel, vielmehr beförderten.

Von den beyden letztern hieher gezogenen Stellen, Jac 1, 14. 15. und Offenb. 12, 9. 10. gelegentlich weiter unten.

Dieß waren alſo Ihre vornehmſten Beweisgründe aus der Schrift, durch welche Sie eine Lehre zu behaupten ſuchten, deren Gegentheil aus viel mehrern und deutlichern Schriftſtellen klärer, als die Sonne, iſt. Sind Ihnen dieſe letztern wohl unbekannt geweſen? Dieß kan ich Ihrem Bibelforſchenden Fleiſſe gar nicht zutrauen. Einige derſelben haben Sie in Ihrer Predigt ſelber angeführet; aber, wie es unſre jetzigen Herren Schriftausleger faſt alle machen, ſie nach Ihren beſondern Grundſätzen, oder nach dem Syſteme, welches Sie ſich einmal als das beſte in die Gedanken gefaßt haben, zu erklären geſucht. Andere, die vielleicht zu ſehr wider Ihren Vortheil waren, übergingen Sie gänzlich mit Stillſchweigen. — Gleichwohl iſt dieß eine bekannte hermeneutiſche Grundregel:

„Daß eine oder zwey dunkle Stellen aus an„dern und mehrern, die von eben der Sa-

che

„che viel deutlicher handeln, erkläret und ver-
„ſtanden werden müſſen; nicht aber zehen
„andre deutliche aus einer einzigen dunkeln!„
Wider dieſen gemeinen und von allen Auslegern angenommenen Grundſatz haben Sie in Ihrer Predigt ganz augenſcheinlich gefehlet. Denn ſo erklärten Sie, z. B. die ſo deutliche Stelle eben des Apoſtels Petrus:

a.) 1 Petr. 5, 8. **Euer Widerſacher, der Teufel, gehet umher, wie ein brüllender Löwe, und ſuchet, welchen er verſchlinge. Dem widerſtehet feſt im Glauben.** u. ſ. w. von boshaften teufliſchgeſinnten Menſchen, und ſchienen Ihren Zuhörern zu verſtehen zu geben, der Apoſtel habe ſich hier nach der furchtſamen Einbildung der erſten Gläubigen gerichtet, welche ſich noch immer vor dem Teufel gefürchtet, da ſie doch mehr Urſache gehabt hätten, ſich vor böſen Menſchen zu fürchten. Petrus alſo, der vielleicht ſelbſt noch ein furchtſamer Mann war, habe ſich in dieſer Ermahnung bildlich ausgedrückt, vom Teufel geredet und doch nur Chriſtenverfolger gemeynet und dieſes alles, um ſich dem damals gewöhnlichen Sprachgebrauche, Glauben, Meynung, Einbildung u. ſ. w zu nähern oder demſelben gemäß zu reden. Wahrhaftig! eine vortrefliche Rolle, die Sie hier den Apoſtel ſpielen laſſen! Das ſchickte ſich auch für einen Lehrer der Wahrheit, für einen Feind des Aberglaubens, für einen Beſtreiter der Irrthümer, für einen Apoſtel JEſu Chriſti, daß er niederträchtiger Weiſe den dummen Meynungen des Pöbels das Wort redete oder ihre

abergläubiſche Sprache führete! Doch Sie haben hierinne das Anſehen groſſer Vorgänger auf Ihrer Seite. Ein gewiſſer, noch lebender vornehmer Theologe, deſſen Schriften Sie ohnfehlbar geleſen und Weisheit daraus geſchöpft haben, macht ſo gar Chriſtum zu einem ſolchen Heuchler und Lügenredner. Was wollten alſo Sie nicht thun gegen einen bloßen Apoſtel? — Aber, werden Sie ſagen, dieß iſt nun eben ſo gerade zu meine Meynung nicht. Ich bilde mir vielmehr ein, daß Petrus unter dem Namen des Teufels auf einen gewiſſen damaligen Hauptfeind des Chriſtenthums bey den Juden oder Heiden gezielet habe, welchen er aus Furchtſamkeit nicht deutlicher hat charakteriſiren wollen. Sonderbare Erklärung! Ein Apoſtel, der nach der Ausgieſſung des Heil. Geiſtes alle Menſchenfurcht abgelegt, der den blutdürſtigen Jüden die Kreuzigung ſeines Heilandes ſo oft vorgeworfen hatte, (S. Apoſt. Geſch. 2, 23. 36. 3, 13. 15. 4, 10.) ein Apoſtel, den weder Drohung, noch Gefängniß, noch Schläge in dem Bekenntniſſe der Lehre JEſu furchtſam machen konnten, (S. Ap. Geſch. 4. und 12.) der ſollte hier in ſeinem Ermahnungsbriefe an die neubekehrten Chriſten, nicht allzulange vor ſeinem Märtyrer-Tode, ſchüchtern geworden ſeyn, und zu verdeckten Redensarten ſeine Zuflucht genommen haben, zu Redensarten, von denen es noch zweifelhaft war, ob ſie ſeine Leſer auch richtig verſtunden. Wer kann ſich bey einem vernünftigen Nachdenken dergleichen überreden? Wollte man aber ſagen, daß eine ſolche Behutſamkeit zum Beſten der Schwachgläubi-

gläubigen nöthig gewesen wäre, um sie keinen solchen Gefahren auszusetzen, bey welchen ihr Glaube hätte Schiffbruch leiden können, so würde man eben so wenig bedenken, von was für Zeiten und Personen hier die Rede wäre. Gemeiniglich pflegt man die damaligen Christen nach den jetzigen zu beurtheilen, die alle Arten von Verfolgungen, um des Namens JEsu willen, so sorgfältig vermeiden. So waren jene ersten Bekenner des Glaubens nicht. Weit gefehlt, daß man sie zur Standhaftigkeit wider den Tod hätte ermahnen dürfen, so hatte man vielmehr Ursache, ihre große Begierde nach den brennenden Scheiterhaufen und nach der Ehre eines Märtyrer-Todes zu mäßigen. — Außer diesen Bedenklichkeiten ist auch der apostolische Ausdruck: **Dem widerstehet fest im Glauben**, der sichern Vermuthung, daß hier ein menschlicher Widersacher verstanden werden müsse, äußerst hinderlich. Ein fester Widerstand im Glauben gehöret hauptsächlich für geistliche, nicht aber für leibliche Feinde. — Sie sehen also, werthester Herr Magister, daß dieser Spruch nicht Ihre, sondern meine Meynung begünstiget. Denn es läßt sich daraus nichts anders urtheilen, als daß der Satan auch noch im N. Testamente ein gefährlicher und grausamer Feind sey, vor dem man die Christen nicht sicher machen, sondern warnen müsse. Sind Sie mit diesem Beweise zufrieden? — Nun! was sagen Sie zu folgenden Schriftsten?

b.) Ap. Gesch. 5, 16. 8, 7. 19, 11. wo von lauter bösen Geistern, welche die Apostel, während

ihres Lehramts, von den Besessnen ausgetrieben haben, ausdrücklich geredet wird? Wie können sie also durch die Zukunft Christi mit der Erde außer Verbindung gekommen seyn?

c.) Röm. 16, 20. **Der GOtt des Friedens zerrrete den Satan unter eure Füsse in Kurzem.** Worzu dieser Wunsch, wenn die Sache schon geschehen war oder gar nicht nöthig gewesen wäre?

d.) 1 Kor. 5, 3–5, vergl. mit 1 Tim. 1, 20. **Ich zwar,** sagt Paulus, **als der ich mit dem Leibe nicht da bin, habe schon als gegenwärtig beschlossen über den, der solches gethan hat,** nehmlich über den Hurer und Blutschänder, der sich einen Christen nannte und doch seine Stiefmutter geheurathet hatte, **in dem Namen unsers HErrn JEsu Christi in eurer Versammlung mit meinem Geiste,** oder in welcher ich alsdann mit meinem Geiste gegenwärtig seyn werde, **und mit der Kraft unsers HErrn JEsu Christi,** als sein von ihm bekräftigter Apostel, **ihn zu übergeben dem Satan, zum Verderben des Fleisches,** d. i. um mit leiblichen Strafen ihn heimzusuchen; **auf daß** er hierdurch bewogen werde, in sich zu gehen und Busse zu thun, und also **der Geist,** oder die Seele, **selig werde am Tage des HErrn JEsu.** Wenn man diese Worte nicht figürlich verstehen will, (und eine figürliche Redensart in einer so nachdrücklichen Strafpredigt, als diese ist, läßt sich dann vollends gar nicht als vernünftig denken, wenn dieselbe besonders, wie hier, in den

Worten angebracht ist, in welchen der Haupt-Sensus der angekündigten Strafe liegt,) wenn man also, sage ich, diese Worte gar nicht figürlich verstehen will und kann, so ist daraus klar zu schliessen, daß der Satan noch im N. Testamente leibliche Züchtigungen über die Menschen verhengen könne.

e) 1 Kor. 10, 20. 21. **Was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln, und nicht GOtte. Nun will ich nicht, daß ihr in der Teufel Gemeinschaft seyn sollet.** Κοινωνὸς τῶν δαιμονίων γινεσθαι, daß ihr Mitgenossen der **Dämonen**, die bey den Götzenopfern und Orakeln gemeiniglich mitwirkten, seyn sollet. — Der gute Apostel Paulus muß nicht gewußt haben, daß die Teufel im N. Testamente mit der Erde in gar keiner Verbindung mehr stehen. **Ihr könnet**, fährt er fort, **nicht zugleich trinken des HErrn Kelch und der Teufel Kelch. Ihr könnet nicht zugleich theilhaftig seyn des HErrn Tisches und der Teufel Tisches.** Eine scharfe Ermahnung, die gar plan und verständlich ausgedrückt ist! Und doch werden hier unsre neuern Herren Ausleger vermuthen, daß der Apostel sich darinne nach dem alten thörichten Aberglauben der Korinther gerichtet haben werde.

f.) 2 Kor. 4. 3. 4. **Ist unser Evangelium verdeckt, so ists in denen, die verloren werden, verdeckt, bey welchen der Gott dieser Welt der Ungläubigen Sinne verblendet hat, daß sie nicht sehen das helle**

Licht des Evangelii. Der Gott dieſer Welt, iſt das nicht der Satan, welchen Chriſtus ſelbſt den Fürſten dieſer Welt nennet? Konnte dieſer alſo wohl zu Pauli Zeiten der Ungläubigen Sinne noch verblenden, ſo muſte er doch wohl damals noch auf der Erde vorhanden ſeyn! Und da es itzt eben ſo viel, und wohl noch mehr Ungläubige giebt, als in den Tagen Pauli, wie könnte man ihre Verblendung wohl einem andern Gotte dieſer Welt zuſchreiben als jenem? Oder ſcheint es Ihnen beſſer zu ſeyn, unter dieſem Namen die Eitelkeit der Welt und die ſinnlichen Lüſte zu verſtehen? Dieß wäre ein Poſtulatum, deſſen Wahrheit Sie erſt beweiſen müſten. So poetiſch haben ſich die Apoſtel nirgends und am wenigſten in ihren Ermahnungen ausgedrückt. Es war ihre Gewohnheit nicht, die Tugenden oder die Laſter, oder ſonſt eine Eigenſchaft von etwas zu perſonifiziren. Dieſes dichten ihnen blos die mit ihren chriſtlichen Grundſätzen unzufriednen Ausleger an.

g.) 2 Korinth. 11 13–15. Solche falſche Apoſtel und trügliche Arbeiter verſtellen ſich zu Chriſtus Apoſteln. Und das iſt auch kein Wunder; denn er ſelbſt, der Satan verſtellet ſich zum Engel des Lichts. Darum iſt es nicht ein Groſſes, ob ſich auch ſeine Diener verſtellen als Prediger der Gerechtigkeit, welcher Ende ſeyn wird nach ihren Werken. Hier redet Paulus von der Verſtellung Satans in einen Engel des Lichts, als einer noch gegenwärtigen Sache und charakteriſiret die falſchen Apoſtel als

ſolche,

ſolche, die noch itzo **Diener des Satans** wären. Eine höchſtwichtige und lehrreiche Stelle, die ſich doch unſre leichtſinnigen Herren Theologen, geiſtliche Sektirer, Erfinder neuer Meynungen in Glaubensſachen und trügliche Arbeiter in GOttes Haushaltung recht tief in ihr Gedächtniß und in ihr Herz einprägen möchten!

h.) 2 Kor. 12, 7. **Des Satans Engel**, der Paulum, auf göttliche Zulaſſung, mit Fäuſten ſchlug, damit er ſich der, ihm wiederfahrnen, hohen göttlichen Offenbarungen nicht überheben ſollte, war dieß vielleicht auch ein blos leiblicher Widerſacher? Ich weiß, daß dieß viele unſrer neueſten Bibelerkläter ungeſcheut vorzugeben pflegen. Aber wie könnte wohl eine ſo **willkührliche** Deutung hier Platz finden? Paulus, dem ſich GOtt in manchem gnadenvollen Geſichte geoffenbaret, der, entzückt bis in den dritten Himmel, ja, bis in das Paradieß, unausſprechliche Worte gehöret und mit GOtt und den ſeligen Geiſtern hohen Umgang gepflogen hatte, konnte leicht darüber ſeiner menſchlichen Schwachheit vergeſſen und in einen gefährlichen geiſtlichen Hochmuth gerathen. Aber GOtt, welcher ihn gern bey dem Gefühle ſeiner Schwachheit erhalten wollte, erweckte ihm — wie man heut zu Tage vorgiebt, einen leiblichen Widerſacher, einen böſen Menſchen, einen mächtigen Feind, (gleich, als ob es ihm in ſeinem Apoſtelamte jemals daran gefehlt hätte!) und erneuerte dadurch in ihm das Andenken an ſeine Niedrigkeit und Schwachheit. Welch ein unzureichendes Mittel zu dieſem göttlichen

Zwecke! Alle feindſelige und ſchimpfliche Begegnungen der Menſchen, ſie mochten ſo groß und heftig ſeyn, als ſie wollten, konnte Paulus verſchmerzen und als Ausbrüche ihrer thörichten und gottloſen Wuth verachten. Daß er aber noch gewiſſermaaßen (wie Hiob ehemals) unter der Gewalt eines böſen Geiſtes ſtehen ſollte, das, das kränkte den Apoſtel! Das nur war im Stande, ihn zu demüthigen, ſeine Schwachheit innigſt fühlen und GOttes Gnade recht ſchätzen zu lehren! Das allein konnte ihn abhalten, die hohen, ihm widerfahrnen, göttlichen Offenbarungen nicht allzuſehr zu ſeinem Vortheile auszulegen!

i.) Eph. 2, 1. 2. **Und auch euch**, redet der Apoſtel ſeine gläubigen Epheſer an, hat er (v. 5.) **ſamt Chriſto lebendig gemacht**, da ihr, vor eurer Bekehrung, **todt waret in Uebertretung und Sünden; in welchen ihr weiland gewandelt habt nach dem Laufe dieſer Welt, und nach dem Fürſten, der in der Luft herrſchet, nehmlich nach dem Geiſte, der zu dieſer Zeit ſein Werk hat in den Kindern des Unglaubens.** — Zu dieſer Zeit! Alſo zu den Zeiten Pauli und folglich in den Tagen des N. Teſtamentes, hatte Satan ſein Werk in den Kindern des Unglaubens. Wie kann er aber itzt aufgehöret haben, mit unſrer Erde in einer Verbindung zu ſtehen, da es noch überall mehr als zu viel Kinder des Unglaubens giebt?

k.) Eph. 6. 10–17. Hier beſchreibt der Apoſtel die geiſtliche Rüſtung eines Chriſten, um ſich damit

damit gegen den Satan und deſſen Anläuffe zu vertheidigen. Ziehet an, ſagt er, den Harniſch Gottes, daß ihr beſtehen könnet gegen die liſtigen Anläufe des Teufels. — Das waren wohl auch böſe Menſchen? Ohnmöglich! Denn der Apoſtel fähret fort: Wir haben nicht mit Fleiſch und Blut zu kämpfen; folglich mit keinem natürlichen Menſchen, weder mit uns ſelbſt, noch mit Andern, ſondern mit Fürſten und Gewaltigen. — Vielleicht mit den damaligen heidniſchen Kayſern und Landpflegern? — Nichtsweniger! ſondern mit den Herren der Welt, die in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen. — Ja, ja! mit dem in Finſterniß und Aberglauben liegenden Kayſer Nero, König Agrippae, Landpfleger Felix — Nicht doch! Mit den böſen Geiſtern unter dem Himmel. Im 16ten V. ſagt er noch ausdrücklich: Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöſchen könnet alle feurige Pfeile des Böſewichts.

1) 2 Theſſal. 2, 8 9. Und alsdann wird der Boßhaftige offenbaret werden welchen der HErr umbringen wird mit dem Geiſte ſeines Mundes, und wird ſein ein Ende machen durch die Erſcheinung ſeiner Zukunft; des, (Boßhaftigen) welches Zukunft geſchieht nach der Wirkung des Satans, mit allerley lügenhaftigen Kräften und Zeichen und Wundern ꝛc. Eine Weiſſagung vom zukünftigen Antichriſte, vergl. mit Offenb. 13. 4–8. 13–18. 19, 20. Seine Zukunft

40) o (

kunft wird hier ausdrücklich der Wirkung des Satans zugeschrieben. Dieser Mensch der Sünden, wie ihn der Apostel kurz vorher nennet, kann zu unsern Zeiten ohnmöglich noch nicht erschienen seyn, ungeachtet das antichristische Reich schon längst seinen Anfang genommen hat. Denn wo findet man in der ganzen christlichen Kirchengeschichte eine Person, auf welche die hier angegebenen Kennzeichen genau paßten? Wo und in welcher Periode hat noch ein solcher Widerwärtiger gelebt, der sich, als ein Gott, in den Tempel GOttes gesetzt und vorgegeben hätte, er sey Gott? dem zu Gefallen Satan die Menschen durch allerley lügenhaftige Kräfte und Zeichen und Wunder getäuscht, oder dessen Bild man angebetet, weil es geredet hätte? — Dafern man nun diese Worte, wie gewöhnlich, nicht auch mißdeuten und für hyperbolisch oder übertrieben erklären will, so lässet sich daraus der sichere Schluß machen, daß dieser Boshaftige, als eine persona physica, noch zukünftig seyn müsse. Seine Erscheinung aber soll gedachtermaaßen, geschehen auf Anstiften und durch Wirkung Satans. Braucht man mehr, um zu beweisen, daß die bösen Geister nicht nur itzt, sondern auch noch künftig mit unsrer Erde in Verbindung stehen müssen?

m.) 1 Tim. 4, 1–3. **Der Geist aber saget deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abtreten, und anhangen den verführischen Geistern und Lehren der Teufel, durch die, so in Gleißnerey Lügenredner sind, und Brandmaal**

in

in ihrem Gewiſſen haben; und verbieten ehelich zu werden und zu meiden [illegible]peiſe, die GOtt geſchaffen hat u ſ. w. Es iſt ganz außer allen Zweifel, daß hier Paulus von ſpätern und noch ſchlimmern Zeiten rede, als die waren, in welchen er lebte, vergl. mit 2 Tim. 3, 1. u. f. 2 Petr. 3, 3. Die Verbote, ehelich zu werden und gewiſſe Speiſe zu meiden, ſind, wider GOttes Anordnung, nach und nach in der Kirche aufgekommen. Durch weſſen Vorſchub aber? Was waren es für Lehren? Des Teufels, oder der böſen Geiſter, δαιμονίων.

Im A. Teſtamente finden wir Beyſpiele, daß es in dem Munde falſcher Propheten verführeriſche Geiſter gegeben habe, als 1 B. der Kön. 22. Und der Geiſt GOttes verſichert hier deutlich, daß es dergleichen auch im Neuen geben werde. Will man dem Geiſte GOttes widerſprechen? Was man aber dort als eine göttliche Wahrheit zugeſtehen kann, das kann und muß man auch hier dafür gelten laſſen. Oder iſt die Boßheit der neuern Irrlehrer etwa weniger des Satans würdig, als die Boßheit der Alten?

Es ſtehet freylich in meiner Willkühr, die Lehren der Teufel hier ſo zu erklären, daß ich die Dämonen nicht für ihre Erfinder erkenne, ſondern, als böſe, teufliſche Lehren, ſie blos natürlichen Menſchen zuſchreibe. Habe ich aber wohl damit wider die Wahrheit etwas bewieſen? Muß ich hier nicht zum Voraus als wahr und ungezweifelt annehmen, daß das Wort Dämonen in der Schrift auch von Menſchen gebraucht werde? Ingleichen,

daß die bösen Geister im N. Testamente, die Menschen zu verführen unfähig geworden sind? Und wird man mich nicht wieder nach den Beweisen fragen? Oder mir gar eine Menge deutlicher Schriftstellen entgegen setzen? — Es ist daher am sichersten, bey dem natürlichen Wortverstande zu bleiben, da derselbe nicht ungereimt und wider die Analogie der schriftmäßigen Geisterlehre ist, auch die gegenseitige Erklärung auf keinem andern Fundamente beruhet, als auf dieser unerwiesenen und unerweislichen Hypothese: Es giebt keine bösen Geister mehr auf der Erde, und es ist wider den Ruhm unsrer erleuchteten Zeiten, dergleichen zu glauben. Nach welcher Beweisart ich eben so gewiß behaupten könnte: Es giebt itzt keine solchen Herren mehr, die in Gleißnerey Lügenredner sind. Unsre Tage sind zu aufgeklärt; wir sind zu gut und zu rechtschaffen gesinnt, als daß wir einander, unter dem Scheine der Frommigkeit (ἐν ὑποκρίσει) mit falschen Worten hintergehen sollten. Es ist unhöflich und wider alle Lebensart, einander so etwas Schuld zu geben, u. s. w. Wie lächerlich würde dieß aber nicht seyn! Wie aller Erfahrung widersprechend! Und wie ganz unähnlich der Lehrart Pauli, der dafür warnet!

n.) 2 Tim. 2, 25. 26. **Strafe die Widerspenstigen; ob ihnen GOtt dermaleins Busse gäbe, die Wahrheit zu erkennen; und wieder nüchtern würden aus des Teufels Strick, von dem sie gefangen sind nach seinem Willen.**

o.) 1 Joh. 3, 8. und 10. **Wer Sünde thut,**

thut, der iſt vom Teufel, — Daran wirds offenbar, welche die Kinder GOttes und die Kinder des Teufels ſind u. ſ. w. Dieſe und die vorhergehende Stelle ſchreiben dem Teufel ſolche Wirkungen zu, die offenbar noch gegenwärtig ſind.

p.) 1 Joh. 5, 18. 19. vergl. mit 2 Theſſ. 3, 3. Wer von GOtt gebohren iſt, der bewahret ſich und der Arge [illegible] wird ihn nicht antaſten. Wir wiſſen, daß wir von GOtt ſind, und die ganze Welt lieget im Argen [illegible] Ein niedliches Gemählde von der galanten, reichen, ſtolzen, vornehmen und gebietriſchen Welt. Sie liegt im Argen. In einem böſen Menſchen kann dieſelbe doch wohl ohnmöglich liegen, zumal da dieſer Widerſacher GOtt hier gerade entgegen geſetzt wird! Folglich heißt im Argen liegen, eben ſo viel, als ſich ganz in der Gewalt Satans befinden. Dafür bewahret ſich der Fromme, der Freund GOttes, ſo viel er kann. Der Gottloſe hingegen bleibt ganz ſicher darinne liegen. Ein genauer Weltkenner wird in dieſer Redensart gewiß nichts übertriebenes finden.

q.) Jac. 4, 7. 8. Widerſtehet dem Teufel, ſo fliehet er von euch. Nahet euch hingegen zu GOtt u. ſ. w. Wer kann hier an ſonſt etwas denken, als an die böſen Geiſter und deren mächtigen Anführer? Denn außer, daß es ſchon darum höchſt unverſtändlich und unnatürlich geredet ſeyn würde, vor dem Teufel zu warnen, wenn derſelbe mit ſeinen Verführungen nicht mehr exiſtirte

und

und man blos ihm ähnliche Christenfeinde darunter verstanden wissen wollte, so würde es unserm und dem biblischen Sprachgebrauche fast noch weniger gemäß seyn, von teuflischgesinnten Menschen zu sagen: Wir erstehet ihnen, an statt, fliehet sie, wie die Schrift gemeiniglich sich ausdrückt, wenn von groben Sündern, oder von Lastern die Rede ist, ingleichen meidet sie, habt nichts mit ihnen zu schaffen u. dergl. Hier aber wird vom Satan selber gesagt: Er fliehet von euch, so ihr ihm Widerstand thut. Böse, verführerische Menschen fliehen nicht uns, wir müssen sie fliehen. (*)

In

(*) Nach Andern, die in neuern Zeiten an den Worten der Schrift zu künsteln pflegen, soll hier der Apostel unter dem Worte Teufel die bösen Begierden verstanden haben. Refistire cupiditatibus vestris, las ich zuletzt, als einen Commentarium über diese Stelle in einem neuern theologischen Manuscripte. Daß dies ebenfalls eine blos willkührliche und auf ganz unsichern Gründen beruhende Meynung sey, wird jeder Wahrheitliebende und unpartheyische Leser, bey genauer Untersuchung der Sache sogleich zugestehen. Man lasse es seyn, daß eine solche Erklärung hier einen noch so ziemlichen Verstand gebe, wird man aber wohl damit, bey andern dergleichen Stellen, wo vom Teufel geredet wird, fortkommen können? Wird man da nicht wieder zu solchen hermeneutischen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen müssen? Und was wird am Ende alle die Mühe, die man sich hier giebt, die Kunst, die man hierbey anwendet, ja, der offenbare Zwang, den man sich bey solchen Erklärungen anthut, beweisen? — Durchaus nichts anders, als die Absicht: Es soll kein Teufel mehr im N. T. geglaubet werden; die Schrift mag auch so deutlich davon reden, als sie will. Wir haben es einmal als wahr angenommen und beschlossen, daß es keine bösen Geister mehr in unsern Tagen auf

der

In den folgenden Worten: Nahet euch zu GOtt, befindet sich noch ein gewisser Gegensatz, der meine bisherige Erklärung sehr nachdrücklich bestätiget. An statt, will der Apostel sagen, eine Gemeinschaft mit dem Satan zu unterhalten, richtet euer Herz und dessen Gesinnungen vielmehr auf GOtt. Doch vielleicht sind die Worte, sich zu GOtt nahen, auch etwas tropisches und bedeuten, Umgang mit göttlich gesinnten Menschen haben. Vielleicht redet der Apostel, wenn er vom Teufel spricht, nur aus Menschenfurcht so? Und will den eigentlichen Feind, vor dem er hier warnet, nicht entdecken, um sich und die Gläubigen, an die er schreibt, in keine Lebensgefahr zu stürzen? (*) Oder bes-

der Erden geben soll. — Doch wieder auf obige Stelle und ihren Inhalt zu kommen, so habe ich wider die angeführte Erklärung, als ob unter dem Worte Teufel die bösen Begierden verstanden werden müsten oder nur könnten, noch folgenden erheblichen Zweifel. Einmal ist es doch bekannt und gewiß daß die damaligen Juden, zu Jacobi Zeiten, einen Teufel geglaubet haben. Es konnte also nicht anders seyn, als daß sie so bald sie denselben nur nennen, oder dafür warnen hörten sogleich an ihn, den bösen Geist, den Verführer der Menschen, denken musten. Hat nun hier der Apostel ihn nicht im Sinne gehabt, sondern die bösen Begierden, unter seiner gewöhnlichen Benennung, anzeigen wollen, so weiß ich nicht, wie diejenigen zu widerlegen sind, welche behaupten, daß er sich solchergestalt, auf die zweckwidrigste und unverständlichste Art ausgedrückt habe, und daß alles Vorgeben von Orientalismus und Schwulst im Ausdrucke viel zu schwach sey ihn wider diesen gegründeten Vorwurf zu rechtfertigen.

(*) Jacobus müste also diese unanständige Menschenfurcht mit dem Apostel Petrus, nach 2 Petr. 5, 8. vollkommen gemein gehabt haben.

bequemt ſich hier der Geſandte JEſu Chriſti etwa gar nach den alten abergläubiſchen Meynungen derer, an welche er dieſe Ermahnung ergehen ließ? Schändlichers, dünkt mich, kann doch wohl nicht von einem Apoſtel geſagt werden, als dieſes! — Wenn ich alſo jene neuern Meynungen als ungegründet verwerfen muß, ſo bleibt mir keine andre anzunehmen übrig, als die alte, welches auch die wahre iſt; nehmlich: Jacobus hat hier den Anführer der böſen Geiſter wirklich verſtanden und ernſtlich vor ihm warnen wollen.

Mit dieſer Stelle iſt jene obberührte, Jac. 1, 14. 15. woraus Sie in Ihrer Predigt für Ihren unerweislichen Lehrſatz eine Erläuterung herzunehmen ſuchten, ſchon zum Voraus widerlegt. Oder Sie müſten behaupten wollen, daß ſich die von GOtt begeiſterten Apoſtel in ihren Reden und Schriften hätten widerſprechen können. Welches Vorgeben hier um deſto befremdender ſeyn würde, da ein und eben derſelbe Apoſtel von beyden Materien in einerley Briefe handelt. Doch man darf bey dieſem von Ihnen angeführten Spruche Jacobi, wie bey allen übrigen, nur einen unpartheyiſchen Blick auf die klaren Texteworte werfen, ſo wird aller Argwohn von Widerſpruch und Zweydeutigkeit ſogleich hinweg fallen. V. 13. heißt es: **Niemand ſage, wenn er verſuchet wird, daß er von GOtt verſuchet werde. Denn GOtt iſt nicht ein Verſucher zum Böſen.** ὁ θεὸς ἀπείραστός ἐστι κακῶν. GOtt wird von keinem Böſen verſucht oder gereizt, die Menſchen unglücklich zu machen. **Er verſuchet Niemanden.**

manden. V. 14. Sondern ein jeglicher wird versucht wenn er von seiner eignen Lust gereizet und gelocket wird. — Nicht der Teufel also, sagten Sie, sondern die Menschen selbst sind an ihrem sündlichen Verderben Ursache. Kein andrer, als er selbst, der Freund der Sünden, verführt sein Herz zum Bösen, oder wird vielmehr durch dasselbe dazu verführet. Liegt der Beweis davon nicht klar in dieser Stelle? — Nicht so klar, als Sie meynen, Herr Magister! Zumal wenn man zuvor deutlich überzeugt worden ist, daß nicht nur dieser, sondern auch andre Apostel, zum Widerstande gegen den Teufel ausdrücklich ermahnet haben und daß sie folglich denselben ganz offenbar für noch sehr gefährlich und schädlich erkannt haben müssen. Doch lassen Sie uns die Worte Jacobi ein wenig genauer untersuchen!

Ein jeglicher, heißt es, wird versucht, ὑπὸ τῆς ἰδίας ἐπιθυμίας ἐξελκόμενος (passivum) wenn er, zu Anfange der Versuchung, durch seine böse Lust von der Wahrheit und Tugend abgezogen wird, καὶ δελεαζόμενος (medium) und, bey weiterm Fortgehen, von ihr sich locken läßt, und sein Herz der Sünde gleichsam aufthut. Die Ursache einer jeden Sünde müssen wir freylich in uns selbst suchen, nicht außer uns. Denn auch diejenigen Sünden, die uns der Satan eingiebt, bringen uns keine Gefahr, so lange wir dieselben nicht zu unsern eignen machen. Jeder Mensch hat seine eigne böse Lust in sich, die nach seiner Denkungsart, Gewohnheit, Temperamente u. dergl. sich richtet. Dieses aber hindert

keines-

keinesweges, daß unser Widersacher, der Satan, als ein genauer Kenner und aufmerksamer Beobachter unsers Herzens, uns nicht allerley Mittel und Gelegenheiten verschaffen sollte, um die böse verführerische Lust in uns rege zu machen, oder unsre sinnlichen Begierden, von denen wir uns zum Bösen so gern reizen lassen, zu befriedigen. Beydes kann, wie mich dünkt, ohn alle Furcht des Widerspruchs, gar füglich mit einander vereinbaret werden.

r.) Offenb. Joh. 12, 7. u. f. Ihr Text. Ich habe ihn mit Fleiß bis auf die letzte versparet, um fein in der Ordnung zu bleiben. Er ist freylich aus dem **dunkelsten** Buche der Schrift genommen, von welchem auch die **deutlichste** Erklärung, wie Sie Ihre Zuhörer zu versichern beliebten, ohne Erbauung seyn würde. — Ein schöner Lobspruch für die Offenb. Joh. und deren Urheber! Das heißt eben so viel, als wenn Sie gesagt hätten: Der ganze Zweck des Buchs ist GOtt unanständig. Es ist nicht werth, daß mans liest. Denn es stehen Dinge darinne, die wir mit unsrer Vernunft, oder besser, Vorurtheilen, Lieblings-Meynungen, Grundsätzen u. dergl. nicht zusammen reimen können. — Indessen hat dieses so dunkle Buch Ihnen doch zu einer solchen hellen Betrachtung Gelegenheit gegeben. Und ungeachtet Sie eben nicht recht damit zufrieden zu seyn schienen, so haben sie es doch gewürdiget, nach dem dritten Verse Ihres darinne befindlichen Textes, einen scheinbaren Beweis für Ihre Meynung daraus herzuleiten. Denn nach dem Siege des Engels Michael **ward**, wie es darinnen heißt, **ausgeworfen der**

große

große Drache, die alte Schlange, die da heisset der Teufel und der Satanas. — Schade, daß Sie diese Worte nicht auch allegorisirt haben! Jeder dieser Ehrentitel könnte vielleicht einen besondern Feind haben anzeigen müssen. — Der die ganze Welt verführet. Folglich noch über die Zeiten Johannis hinaus, der dieses Gesicht als etwas Zukünftiges sahe. — Und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen. — Hier sollte man zwar meynen, war Ihr Geständniß, daß der Teufel mit seinen Engeln sich itzt wirklich auf der Erde befände Aber nein! so muß man diese sonst an sich deutlichen Worte nicht auslegen. Vom Himmel auf die Erde das heißt nicht, vom Himmel auf die Erde, sondern erschrecklich tief herunter. — Und wie tief denn? — Bis in die Hölle! —

Das ist doch sonderbar! Hier im 12. Kap. der Offenb. soll der Satan schon in der Hölle seyn und in dem viel weiter unten stehenden 20. Kap. kömmt erst wieder ein Engel vom Himmel, der ihn nicht einmal in die Hölle, sondern nur erst in den Abgrund verschließt, in welchem er ohne seine gewöhnlichen Verrichtungen tausend Jahre zubringen muß; nach deren Verlaufe er so gar wieder loskommen soll, aber nur μικρὸν χρόνον, eine kleine Zeit. Worauf er alsdann erst, nach einer neuen von ihm gewagten großen Weltverführung in den Feuerpfuhl der Hölle wirklich geworfen werden soll.

Ich überlasse es Ihnen, wertheſter Hr. Magister, selbst zu beurtheilen, ob nicht der Zusammen-

hang aller dieser apokalyptischen Stellen Ihre willkührlich angenommene Meynung noch kräftiger widerlege, als bestätige. — Hab ichs doch gesagt, werden Sie mir vielleicht antworten, daß die Offenbarung Joh. ein dunkles, unverständliches Buch sey, woraus man ohnmöglich klug werden kann. — Glauben Sie das im Ernste? Nun! so können Sie auch daraus weder einen Beweisgrund für sich selbst herleiten, noch Andere aus demselben eines Irrthums beschuldigen wollen. So wäre es besser gewesen, Sie hätten ganz davon geschwiegen, als daß Sie sich noch die Mühe gaben, eine Stelle aus dem *Jesaia*, Kap. XIV zur Bestätigung Ihres Satzes, daß **vom Himmel auf die Erde** eben so viel hiesse, als **bis zur Hölle**, unter das Joch Ihrer Hermeneutick zu zwingen.

Ich kann immer noch nicht begreifen, wie Sie darauf gefallen sind, Ihren Text aus dieser Stelle erläutern zu wollen. Beyde Weissagungen sind ja einander gar nicht ähnlich. handeln nicht von einerley Sache, gebrauchen auch nicht einerley Worte, so wie sie auch nicht in einerley Sprache geschrieben sind. Man darf sie nur in einem kurzen Abrisse gegen einander halten, so wird man von ihrem wesentlichen Unterschiede sogleich überführet werden.

Jesaias muß auf göttlichen Befehl dem stolzen und gottlosen Könige von Babel einen nahen schrecklichen Untergang verkündigen. Dieser Untergang wird durch den Geist GOttes dem Propheten in einem furchtbaren Gesichte vorgebildet, in welchem derselbe die Hölle gleichsam aufgedeckt vor sich liegen sahe, deren unselige Bewohner vor Erstaunen

ſtaunen ganz außer ſich geriethen, als ſie den ſo mächtigen König von Babel, die blutige Geiſſel ſo vieler Nationen, in ihrer Geſellſchaft erblickten. Alle Todten, heißt es, wurden bey ſeiner Ankunft rege; alle Böcke der Welt, das iſt, alle zur Hölle verurtheilte Majeſtäten, Durchlauchten und Excellenzen der Heiden und Ungläubigen erſchracken, als ſie den ſonſt ſo aufgeblaſenen, Großkönig des Morgenlandes äußerſt gedemüthiget zu ſich herab kommen ſahen. Gemeiniglich pflegen die Gottloſen in ihrem Unglücke einander nicht zu bedauren, ſondern zu verſpotten. Eben dieß geſchahe auch hier, bey dem plötzlichen und ſchimpflichen Untergange des Königes von Babel. **Wie biſt du vom Himmel gefallen**, riefen ihm die, in der Hölle befindlichen Weltböcke ſpöttiſch entgegen, **du helleuchtender Stern! du Sohn der Morgenröthe!** הילל בן־שחר. **Wie biſt du zur Erde gefället, der du vorher die Heiden ſchwächteſt! Gedachteſt du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel ſteigen — ja! zur Hölle biſt du gefahren** u. ſ. w. Ohnſtreitig ſind Sie durch die beyden Redensarten: Wie biſt du vom Himmel gefallen! Wie biſt du zur Erde gefället! zu der ſo ſeltſamen Auslegung Ihres Textes verleitet worden. Aber wie leicht konnte es Ihnen nicht ſeyn, die wahre Bedeutung derſelben zu errathen! Denn es iſt ja, ſo zu reden, handgreiflich, daß ſie ſchlechterdings in einem figürlichen Verſtande genommen werden müſſen. Oder kann man etwa behaupten, daß der König von Babel vor ſeinem Falle wirklich in den Himmel geſtiegen

wäre? Er gedachte es ja nur in seinem übermüthigen Herzen! Oder ist es glaublich, daß er ganz eigentlich ein Sohn der Morgenröthe genennet werde, und als ein solcher vom Firmamente auf die Erde und tiefer noch in die Hölle gefallen sey? Auf keine Weise! Woraus denn also ganz natürlich folgt, daß die beyden obigen Redensarten Metaphern und sehr verständliche Metaphern sind, indem dadurch offenbar nichts anders ausgedrückt wird, als **äußerst gedemüthiget werden.** Stolze, eingebildete Menschen vergessen gemeiniglich ihren irdischen Ursprung und erheben sich mit ihren verwegnen Gedanken **bis in den Himmel.** Ehe sie sichs aber vermuthen, **fället sie GOtt,** der seine Ehre mit keinem Geschöpfe theilen will und den Hoffärtigen sich allezeit widersetzt, **zur Erde,** zeigt ihnen, daß sie nichts als Staub sind, und stürzet sie endlich, wenn sie in ihrer Vermessenheit hartnäckig fortfahren, **in die größte Tiefe des Verderbens, in die Hölle.** -- Eine solche Erklärung fodert und rechtfertiget der wahre Sinn der Worte **Jesaiä.**

Eine ganz andere aber das Gesicht **Johannis.** Denn hier sind theils andere Personen, theils andere Umstände. Hier wird erstlich der **Hölle** mit keinem Worte gedacht. Vors zweyte war der Satan wirklich in dem eigentlichen Himmel gewesen und hatte darinne, auch nach seinem Abfalle von GOtt, eine Zeitlang noch einen freyen Zutritt gehabt. S. 1. B. Kön. 22. und Hiob 1. 2. Aus diesem wurde er nunmehr durch die Gewalt eines ihm überlegnen Engels **auf die Erde geworfen,**

deren

deren Bedeutung hier eben so wenig figürlich seyn kann, als des Himmels. Kaum war dieser wichtige Sieg glücklich zu Stande gebracht, als die vollendeten Gerechten im Himmel zur lebhaftesten Freude aufgefodert wurden, daß Christo das Reich GOttes in aller seiner Majestät und Kraft nun übergeben und der boshafte und unermüdete Ankläger ihrer noch sterblichen Brüder verworfen sey.

Dieses Frohlocken geschahe, nach dem klaren Inhalte der Worte, im Himmel und ging auch nur die Bewohner des Himmels an. **Freuet euch**, rief die große Stimme, **ihr Himmel und die darinne wohnen!** — Dieser Ruf war gewiß sehr laut und vernehmlich und dennoch haben Sie denselben nicht recht verstehen können. Denn sie nahmen daraus in der Anwendung von Ihrer Predigt eine Veranlassung her, Ihren Zuhörern, die doch insgesamt noch Erdenbürger waren, voller Enthusiasmus zuzurufen: Freuet euch und jauchzet, daß die bösen Geister nunmehr von dem Erdboden hinweg sind und keine Macht mehr haben, euch zu schaden! —

Allem Ansehen nach, müssen Sie nicht eine Zeile über Ihren Text gelesen haben; sonst hätten Sie nothwendig noch in eben dem Verse die Fortsetzung dieses himmlischen Zurufs bemerken müssen, wodurch das ganze Gebäude Ihrer lockern Hypothese auf einmal über den Haufen geworfen wird. Denn an statt, der Erde, wie Sie thaten, Glück zu wünschen, ruft die himmlische Stimme vielmehr das Wehe über sie aus. **Wehe**, sprach sie, **denen,**

die auf Erden wohnen, und auf dem Meer; denn der Teufel kömmt zu euch hinab, und hat einen groſsen Grimm; und weiß, daß er wenig Zeit hat. —

Ich komme nunmehr auf das Hauptſtück Ihrer erbaulichen Nutzanwendung, nehmlich auf die Lehre

von der Zauberey.

eine Lehre, welche Sie zu Folge Ihres zweyten Satzes, für ganz unneuteſtamentiſch hielten, verwarfen, lächerlich fanden.

Was für einen Begriff Sie mit dem Worte Zauberey verbinden, kann ich nicht eigentlich ſagen. Ich, meines Orts, verſtehe darunter diejenige abergläubiſche Kunſt, wo, durch Hülfe einer höhern unſichtbaren Macht, übernatürliche Dinge entweder hervorgebracht oder nur tentirt werden; und zwar vermittelſt gewiſſer Formeln und Gebräuche, die an und für ſich ſelbſt die groſse Wirkung, die man davon erwartet, nicht haben können. Man nennet ſie auch Magie, Hexerey, ſchwarze Kunſt u. dergl. Die ſympathetiſchen Kuren gehören gröſstentheils auch unter dieſe Klaſſe.

Ich will zuförderſt den wichtigen Einwurf unſrer Zeiten darwider vorbringen und dann auch die übrigen nicht unberührt laſſen. Am Ende ſoll uns auch die Schrift ihre Meynung darüber entdecken.

1.) Es iſt ungereimt und lächerlich, Zauberey zu glauben. Das ſind Poſſen, über

über die wir in unſern erleuchteten Zeiten hinweg ſind.

In dieſem Einwurfe liegt ein groſſer Beweis verborgen, den die Schwachgläubigen nur nicht fühlen können, ein Beweis, der der Erleuchtung unſrer Zeiten vollkommen würdig iſt. Weil derſelbe ſchon allein hinreichend ſeyn ſoll, alle abergläubiſche Vertheidiger der gegenſeitigen Meynung zum Schweigen zu bringen, ſo pflegt man ſich gemeiniglich auf einen andern gar nicht einzulaſſen. Genug, man verſichert mit einer vielwiſſenden und ſpöttiſchen Miene, es ſey höchſt abgeſchmackt, Hexereyen zu glauben, ja dieſelben zu unſern Zeiten auch nur noch für möglich zu halten. So redet der Philoſoph, der ſeine künſtliche Pneumatologie mit der geoffenbarten Geiſterlehre der Schrift nicht zuſammen reimen kann. So betheuret der Weltmann, der ſich noch gar nicht die Mühe genommen hat, über irgend eine gelehrte Materie ernſthaft nachzudenken. So heuchelt der leichtſinnige Theologe, der nach dem Lobe der Welt begierig iſt und dem unrühmlichen Verdachte, als ob er abergläubiſch und ſchwachdenkend wäre, oder noch an verjahrten Meynungen hienge, zu entgehen ſucht. So plaudert ſogar der luſtige Geſellſchafter, der Stuzer, deſſen Verſtand mit dem Auge der Mücke einerley Geſichtskreis hat. Hinter dieſe alle verkriecht ſich der Materialiſmus dem nichts angelegner ſeyn kann, als die Geiſterlehre der Schrift verdächtig zu machen und dem die itztherrſchende Gleichgültigkeit der Religion, bey der Ausbreitung ſeiner krebsartigen Meynung vortreflich zu ſtatten kömmt.

Im Grunde verlieret der Teufel nicht das mindeste bey der Sache, sondern dieser Unglaube dienet ihm Gegentheils zu einem kräftigen Mittel, die Grenzen seiner finstern Herrschaft gar ansehnlich zu erweitern. Und er müste gar nicht der listige Menschenverführer seyn, für den ihn die Schrift doch wirklich ausgiebt, wenn er unsre eingebildeten Zeiten durch grobe Operationen aus diesem ihm so zuträglichen Irrthum herausreissen, und nicht vielmehr durch subtile Kunstgriffe bestmöglichst darinne bevestigen wollte. Rühmt man es schon an einem verschlagenen Menschen, wenn er sich in alle Zeiten und in alle Fächer zu schicken weiß, wie vielmehr muß nicht dieser Ruhm dem listigsten unter allen bösen Geistern gebühren! Unsre gegenwärtige **Erleuchtung**, besonders in Glaubenssachen, ist seinem Interesse nichts weniger, als hinderlich. Ja; vielleicht ist sie selbst ein Werk seiner unseligen Geschicklichkeit. Denn indem man itzt bald sein Daseyn, bald seine Gewalt bestreitet, kämpft man zugleich wider das Ansehen der Schrift und wider die Zuverläßigkeit ihrer geoffenbarten Geisterlehre. Man will die Menschen vor einer leeren Furcht bewahren und macht sie sicher. Und kurz, man erhebt den Unglauben auf eben den Thron, von welchem man den Aberglauben herabzustürzen sucht. Bey dem allen sieht man nicht, daß die Welt weiser, tugendhafter und gesitteter würde. Wenn hat es wohl, unter einem guten Scheine, mehr Boßheit gegeben? Wenn hat man größre Ungerechtigkeiten ausgeübt? Wenn haben mehr Laster geherrscht, als itzt? Doch darüber

ber mögen die Herren Moraliſten ſeufzen. Ich wende mich zum

2ten Einwurfe wider die Zauberey, welches eigentlich der Ihrige iſt. Geiſter, behaupteten Sie, welche mit der Erde in keiner Verbindung mehr ſtehen, können ſich auch zur Zauberey nicht gebrauchen laſſen. Doch da das Aufhören dieſer Verbindung nur ein Hirngeſpinſt iſt, ſo bedarf dieſer Einwurf auch nicht beſonders widerlegt zu werden; zum wenigſten werde ich demſelben nicht eher eine Gültigkeit zugeſtehen, als bis Sie mir folgende Fragen genau beantwortet haben werden:

a.) Woher Sie es wiſſen, daß dieſe Verbindung nicht mehr ſtatt findet, zumal da die Schrift uns gerade das Gegentheil verſichert?

b.) Wenn und zu welcher Zeit dieſe Verbindung im N. Teſtamente wirklich aufgehöret habe? Und aus welchen ſichern Gründen ſich dieß ſchlieſſen laſſe?

c.) Woher es komme, daß wir, bey Erklärung der hieher gehörigen Schriftſtellen, gleich vorausſetzen, daß es keine Zaubereyen mehr gebe? Und welches die Urſache ſey, warum wir unſrer eingeſchränkten Vernunft mehr Licht zutrauen, als der göttlichen Offenbarung, deren Ausſprüche wir, ſo deutlich ſie auch hiervon handeln mögen, nach unſern Vorurtheilen und Einbildungen gemeiniglich zu mißdeuten pflegen? —

Zu dieſen Einwürfen wider die Zauberey füge ich den

3ten, welches unter allen der ſcheinbarſte iſt

und daher eine ganz besondere Untersuchung fordert.

In der Natur, sagt man, liegt gar zu viel verborgen, das wir nicht einsehen und das sich den Scharfsichtigen nur nach und nach entdeckt Dieß lehret die Physik und Taschenspielerkunst durch vielerley Experimente, die eben so natürlich als unbegreiflich sind.

Diesen Einwurf will ich, zu mehrerer Deutlichkeit, in vier Sätze zergliedern.

Man muß nicht bey einer unbegreiflich- und wunderbarscheinenden Wirkung sogleich auf eine übernatürliche und geistige Ursache fallen.

Wir kennen die geheimen Kräfte der Natur nicht genau genug, um gewiß zu beurtheilen, wie weit sich ihre Grenzen erstrecken, und was für ein Erfolg entstehen könne, wenn sich bisweilen einige dieser Kräfte mit einander vereinigen.

Ein gelehrter Naturforscher stellt oft solche physische und chymische Versuche an, die vielen unbegreiflich vorkommen und dem staunenden Pöbel Zauberey dünken. Dem ungeachtet aber sind sie weit davon entfernet, Wirkungen böser Geister zu seyn.

Die Kunst der Gaukler und Taschenspieler ist in unsern erleuchteten Zeiten aufs höchste gestiegen Ihre Experimente setzen in Erstaunen. Ihre Fertigkeit gehet über unsre Begriffe. Wer wird aber deswegen so unbillig seyn und ihnen Schuld geben daß sie Zauberer und Hexenmeister wären? Geschwindigkeit, sagt man ja, ist keine Hexerey!

Diese

Diese vier Punkte verdienen eine kurze Erläuterung.

Daß man nicht bey einer jeden unbegreiflich- und wunderbarscheinenden Wirkung sogleich auf eine übernatürliche und geistige Ursache fallen müsse, ist mehr eine Warnung, als ein Einwurf. Wenn sich einige Unverständige hierbey zuweilen versehen, das macht deswegen ihre Vermuthung in dergleichen Fällen überhaupt nicht unvernünftig. Es folgt hieraus weiter nichts, als daß man bey Beurtheilung solcher Dinge nur vorsichtig zu Werke gehen müsse, damit man nicht da, wo natürliche Ursachen als möglich zu erkennen sind, sich ohne Noth übernatürliche einbilde. Eben so kann ich aber auch sagen: Man muß nicht bey einer jeden unbegreiflich- und wunderbarscheinenden Wirkung sogleich und schlechterdings an eine blos natürliche Ursache denken, gleich als wenn die übernatürlichen in keinem Falle möglich wären. Denn dieß zu behaupten, oder als wahr vorauszusetzen, würde, "da nirgends Beweise davon vorhanden sind," eine noch größre Thorheit seyn, als jene ist, vor welcher man die Leichtgläubigen hätte warnen wollen.

Die mangelhafte Kenntniß, die wir von den geheimen Naturkräften haben, ist ein Beweis, der eben so wohl für, als wider die Gewißheit der Zauberey gebraucht werden kann. Eben darum, kann man einwenden, weil man nicht genau weiß, wie weit sich die Grenzen dieser geheimen Kräfte erstrecken, ist es bey einer außerordentlichen und unbegreiflichen Wirkung gar nicht mög-

möglich, mit Gewißheit behaupten zu wollen, daß sie der Natur und ihren uns unbekannten Kräften wirklich gemäß sey und die Grenzen derselben auf keine Weise übersteige.

Aus der Vereinigung gewisser natürlicher Kräfte entstehen, es ist wahr, bisweilen erstaunenswürdige Wirkungen, als, z. B. bey der Elektricität; der Mischung von Schwefel und Salpeter und der kleinsten Feuerfunke; der Zusammensetzung starker Kräuter und spirituöser Wasser zu geschehen pflegt. Allein hier wendet man auch weiter nichts, als natürliche Mittel an, hat von ihren Bestandtheilen insbesondere eine hinlängliche Kenntniß und lässet sie blos vereiniget, doch ohne allen verdächtigen Zusatz, wirken. Wie denn nun aber da, wenn der Erfolg nicht anders entstehen will, als bis ich gewisse Formeln dabey gebrauche, oder besondere Worte dazu ausspreche? Wenn ich, z. B. mein Fieber nicht anders los werden kann, als daß ich einzelne Buchstaben oder Worte, die ich selber nicht verstehe, auf einen Zettel schreiben und eine Zeitlang am Halse tragen muß? Wenn man von seinen Zahnschmerzen nicht anders geheilt werden kann, als daß man mit gewissen Ceremonien etwas von sich in die Erde vergräbt, oder in die Oeffnung eines Baums einheftet? Wo sind hier wohl die möglichen Kräfte der Natur? Wo liegt hier die zureichende Ursache von einer so unfehlbaren Wirkung? In den dunkeln Worten, die ich selber nicht verstehe und die doch, auf dem Zettel an meinem Halse, die Krankheit wirklich austreiben? Wie können?

nen bloße Worte etwas wirken? — Oder in den abergläubischen Ceremonien, mit denen ich etwas von mir vergraben oder vernageln muß? Was hat der Baum und die Erde mit der Natur meines Körpers für eine Verwandschaft? Und was können die Umstände und Gebräuche dazu beytragen, die zum Theil höchstabgeschmackt sind, und die doch zur Bedingung des verlangten Erfolgs nothwendig mit gehören?

Man hat, wie bekannt, noch mehr dergleichen geheimnisvolle Kuren, wo so gar, wenn die Wirkung entstehen soll, die Ursache entfernt seyn kann. So heilet man auf eine sympathetische Art Krankheiten, ohne den Patienten gesehen zu haben, blos durch etwas, das er an sich gehabt, oder das ihm gehöret haben muß. Kajus, der etliche Meilen von mir entfernet wohnt, unternimmt auf seiner Stube mit Absicht Dinge, wovon ich in dem Augenblicke die lebhaftesten Empfindungen verspüre. — Dies ist nichts als Sympathie, höre ich sagen. Die geheimen Kräfte der Natur — O diese Antwort ist mir schon bekannt, aber nicht hinlänglich genug! Soll es wahr seyn, daß hier geheime Naturkräfte verborgen liegen, so muß sich doch, wenigstens einigermaaßen, die Art und Weise, wie sie thätig sind, begreifen lassen. Nicht genug, daß eine jede Wirkung ihre Ursache haben muß, es muß auch in der Wirkung nicht mehr liegen, als in der Ursache. Beyde müssen mit einander in einem genauen Verhältnisse stehen und, so zu reden, einander entsprechen. Nun denke man aber an die albernen Mittel, an die

Possen,

Possen, die in dergleichen Fällen angewendet werden, und deren sich vielleicht auch Kajus hierbey bedienet. Sind dieß wohl von den Wirkungen, die ich empfinde, zureichende Ursachen? Doch man lasse ihn auch die vernünftigscheinendsten Dinge deshalb unternommen haben, so bleiben mir dennoch verschiedene Zweifel übrig, deren Auflösung ich Andern überlassen muß. Erstlich, wie kömmt es, daß die Ursache, die so weit entfernet ist, eine so schleunige Wirkung hervorbringt und besonders, daß die Kraft derselben mich, ihren bestimmten Gegenstand, nicht verfehlet? Ferner, was macht, (daferne etwas magnetisches hierbey mitwirken soll,) jenen thätigen Ausfluß auf meiner Seite so *anziehend*, daß sich derselbe nirgends anderswohin verbreitet? — Welch ein wunderbarer Magnetstein müste nicht unsichtbar in meiner Natur verborgen liegen, wenn er etwas, ebenfalls Unsichtbares, so viele Meilen weit an sich ziehen könnte! Endlich muß doch wenigstens auf alle Fälle von der wirkenden Ursache auf die gewirkte Sache selbst eine verborgne, zureichende Kraft ausgegangen seyn. Nun denke man aber an den großen Zwischenraum zwischen mir und dem Kajus, und was diesen Raum nicht alles ausfüllt. Gesetzt nun, es stünde jener verborgnen Kraft auch weiter nichts Hinderliches im Wege, so hat sie doch einen weiten Luftkreis und viele Dünste zu durchstreichen. Wie drängt sie sich wohl durch diese hindurch, ohne sich aufzuhalten und ohne sich im mindesten zu verringern? Der stärkste Spiritus verlieret sein Feuer, wenn er

unver-

nuverwahret an die Luft geſetzet wird: Und jene ſympathetiſche Kraft ſollte von der Luft, die mit allerley Dünſten angefüllet iſt, keinen Schaden leiden? Sollte auf ihrer weiten Reiſe ſich immer gleich bleiben? Wer kann dies im Ernſte glauben oder behaupten wollen? Dieß iſt nicht über die Vernunft; dieß iſt wider dieſelbe.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Feuerverſprechen oder dem ſogenannten Feuerſegen. Nichts iſt bekannter, als dieſes magiſche oder ſympathetiſche Mittel bey Löſchung der Feuersbrünſte. Wenn ich, verſichert man, das Feuer umreite und gewiſſe Worte dazu herſage, auch dieß und jenes dabey beobachte, ſo wird der Glut des Feuers ſogleich auf einmal gewehret. Sonderbar! Sogleich auf einmal, ohne daß man von der wirkenden Urſache das mindeſte gewahr wird! Was für eine geheime Kraft muß das nicht ſeyn, die einer ſo wütenden Flamme plötzlich Einhalt thun kann! Aber wo befindet ſich denn wohl dieſelbe? Im mir? Oder in meinem Pferde? Oder in den Worten und Ceremonien, die ich dabey gebrauche? Oder in allen dieſen zugleich? Gewiß! Man muß halb träumen, wenn man die entſetzliche Gewalt des Feuers bedenkt und doch die noch größre Kraft, ſie zu dämpfen, ſolchen geringen Urſachen zuſchreibt.

Sollte Jemand die itzterzählten Begebenheiten für lächerliche Mährchen halten, blos darum, weil er ſie nicht begreifen könnte, oder weil ſie mit ſeinem angenommenen Lehrbegriffe ſtritten, der wird ihrer Gewißheit durch ſeinen Zweifel nicht den

mindeſten Eintrag thun. Er wird nur ſeine Unwiſſenheit in der Weltkenntniß verrathen. Jeder Bürger und Bauer wird ihn auslachen und einen gelehrten Schwätzer nennen, der nicht wüſte, was in der Stadt und auf dem Lande vorgienge und doch davon urtheilen wollte. Man verſuche es nur und erkundige ſich an einem jeden Orte nach Beyſpielen von der obbeſchriebenen Art; ich wette, man wird hiervon unendlich mehr erfahren, als ich bisher erzählet habe, oder als man aus meinem Munde für wahr halten würde. — Auch dieſs gehöret mit zum Lobe unſrer aufgeklärten Zeiten. —

Wider die gelehrten Naturforſcher und ihre phyſiſchen und chymiſchen Verſuche, in ſoferne dabey keine abergläubiſchen Formeln und Ceremonien gebraucht werden, habe ich nichts. — Schreiben ſie aber gewiſſe Charaktere auf ein Papier, ſetzen ſie zu ihren Unternehmungen beſondere Zeiten und Oerter aus, deren Einfluß auf ihre Experimente nicht phyſiſch, ſondern ſelbſterdacht iſt, bedienen ſie ſich dabey gewiſſer Wörter, oder Zahlen, oder Zeichen des Kreuzes mit der Hand, oder Namen von göttlichen Dingen, ſo ſind ſie auf alle Fälle Knechte des Aberglaubens und Diener einer fremden, unſichtbaren Macht, ſie mögen ſich auch noch ſo ſorgfältig mit guten Namen ſchmücken und ihre Kunſt **höhere Experimental-Phyſik**, oder **natürliche Magie** nennen wie ſie wollen. Es kömmt hierbey nicht darauf an, für was ſie ſich ſelbſt halten, oder für was ſie die Welt, die aus ſolchen Dingen nichts zu machen

pflegt,

pflegt, gehalten wissen will, sondern auf die wirklichen Kennzeichen des zauberischen Aberglaubens und des irreligiösen **Fürwitzes**, die man an ihnen wahrnimmt. Man kann der größte Zauberer seyn, und doch weder GOtt noch Teufel glauben. Genug, man ist damit zufrieden, daß etwas unter gewissen Bedingungen erfolgt, ohne sich die Mühe zu geben, der ersten Grundursache reiflich nachzusinnen.

Man bewundert itzt manchen gelehrten Physiker, wegen seiner magischen Experimente, und was er leistet, ist auch in der That nichts Geringes. Aber zum Beweise, daß es die Gelehrsamkeit nicht ist, die zu solchen Versuchen eine glückliche Anleitung giebt, erblickt man zu eben der Zeit eine Menge **Gaukler**, von denen einige die Welt durchziehen und mit ihren Kunststücken alle graduirte Naturforscher übertreffen; Andere sitzen in Städten oder in Dörfern verborgen, haben nicht studirt, kennen keine Philosophie, wissen nichts von der Experimental-Physik und verursachen doch die erstaunenswürdigsten Wirkungen durch Hülfe gewisser Hausmittel, wie sie es nennen, die aus allerhand abgeschmackten Formeln und Gebräuchen zusammengesetzt sind, von denen sie selbst nichts gewisses verstehen, die blos nachahmen. Wäre nun die Magie **überhaupt** ein Werk der Gelehrsamkeit und des tiefen Nachsinnens, wie könnte denn manchmal ein sonst einfältiger Bauer eben das und öfters noch mehr bewerkstelligen, als ein naturforschender, hocherfahrner Doctor? Und über das alles, was hat

die Gelehrſamkeit, wenn es eine ſeyn ſoll, mit abgeſchmackten Formeln und Gebräuchen zu thun? Und wie kann ein wirklicher Verehrer von ihr ſich einbilden, daß die Natur ihre geheimſten Kräfte in dieſelben verborgen haben ſollte?

Es iſt wahr, es giebt viele Gaukler und Taſchenſpieler, bey denen Geſchwindigkeit keine Hexerey iſt. Aber wie ſehr würde ſich nicht derjenige irren, der zu behaupten ſich getrauen wollte, daß die Philadelphia's und holländiſchen Meiſter ihre großen Künſte ebenfalls nur durch eine außerordentliche Geſchwindigkeit verrichteten. Wer ihren magiſchen Spielen je zugeſehen hat, der wird wiſſen, daß dieß gemeiniglich ihre leichteſten Stücke waren, die am kürzeſten daureten. Die wunderbarſten Wirkungen ihrer Finger lagen oft am längſten vor den Augen ihrer erſtaunten Zuſchauer. Man konnte ſie ſehen und betrachten, wie man wollte. Der Künſtler war ſicher, daß ihm Niemand auf die Spur gerieth. Warum ſtand denn hier nicht einmal ein gelehrter Naturforſcher auf und zog durch deutliche Demonſtrationen der bezauberten Menge die Binde von den Augen?

Daß ſich verſchiedene Sächelchen einſehen laſſen, ſoll ſo ſeyn und iſt ein neues Kunſtſtück. Mit kleinen natürlichen Produkten werden die Liebhaber von dergleichen Zeitverkürzungen gemeiniglich geblendet. Daher die verkehrten Schlüſſe: Ich habe verſchiednes eingeſehen. Es war ſo und ſo, oder konnte vielleicht ſo ſeyn. Folglich war es mit dem übrigen auch nichts, als Taſchenſpielerey.

rey. Ingleichen: Ich habe mir dieß und jenes erklären lassen; es war natürlich. Folglich ist in allem, was ich gesehen habe, nichts Uebernatürliches gewesen. — Falsche ungegründete Folgerungen! Das waren Kleinigkeiten, die man erfuhr oder zu verstehen glaubte. Die wichtigsten Kunststücke werden Niemanden erkläret.

Zu diesen **geheimen Naturkennern** scheinen diejenigen eigentlich nicht zu gehören, welche die Wissenschaft besitzen, Geister zu citiren und die Augen durch **Erscheinungen** zu blenden. Wenigstens sind dieß ganz verschiedne Künste, gesetzt, daß sie auch von einerley Personen getrieben würden. Dort konnte man noch hin und wieder mit dem Begriffe Gaukeley und Taschenspielerey fortkommen. Hier aber ist derselbe vollends ganz und gar nicht anwendbar. Dort entzog man noch bisweilen dem Auge die Mine des zauberischen Aberglaubens. Hier sucht man sogar denselben noch durch die scheinheiligsten Gebräuche zu rechtfertigen. Was die Heiden ehemals **durchs Rathfragen ihrer Götzen** thaten, das geschieht itzt von vielen Christen **durchs Beschwören der Geister.** Denn zur Ehre unsers aufgeklärten Jahrhunderts sey es gesagt, daß es unter uns solche Männer von erleuchteten Sinnen giebt, welche die Theurgie der Alten blos in eine christliche Form umgeschmolzen haben, die, statt der bey den Heiden üblichen Beschwörungsformeln, sich lieber den Mißbrauch des Namens GOttes und JEsu Christi erlauben, Namen der Engel, biblische Sprüche, geheime Wörter, und dergl. zu

ihren **magischen Arbeiten**, wie sie **Schröpfer** nannt, anwenden, ja, außerdem noch das Zeichen des Kreuzes dabey gebrauchen, ein Crucifix dazu aufstellen, auch sich wohl gar einer geweihten Hostie dabey bedienen, und, wenigstens bey ihren wichtigsten Kunststücken, gewisse heilige Zeiten oder Oerter sorgfältig beobachten. Von einer solchen Art war der obengenannte **Schröpfer**, der sich vor einigen Jahren in dem Rosenthale bey Leipzig erschoß. —

Diese Erfindung ist zwar nicht neu, sondern sie hat seit Jahrhunderten unter bösen Christen im Verborgnen ihre Kenner und Verehrer gehabt. Aber noch nie hat es diese Mißgeburth des christlichen Aberglaubens gewagt, mit einer so frechen Stirne ans Licht zu treten, als itzt. Denn noch nie hat man ihre finstern Wirkungen öffentlich für so **unschuldig** ausgegeben als in unsern Tagen. Ehre genug für unser **erleuchtetes** Christenthum, welches allen zauberischen Aberglauben schon längst von sich verbannet haben will! — Man sage mir doch: Ist dieß keiner?

Nichtsweniger! erwiedert der Vernünftler. Man darf nur an die geheimen Kräfte der Natur denken — Possen! Was haben denn die geheimen Kräfte der Natur mit dem Mißbrauche des Namens GOttes und J. Christi zu thun? — Und doch sollen sie unschuldig seyn, diese Künste? Gewiß darum, weil dem frevelhaften Muthwillen derer, die sich damit beschäftigen, nichts zu ehrwürdig ist? — Leute, welche den **Schröpferischen Arbeiten** zugesehen haben, versichern, daß

er meistentheils keine physischen Mittel dabey nöthig gehabt, sondern daß er öfters durch bloße Worte und Zeichen die entsetzlichsten Wirkungen hervorgebracht habe. Keiner seiner Zuschauer hat noch sagen können, was es mit seinen bekannten **Geistererscheinungen** eigentlich für eine Bewandtniß gehabt habe. Daraus zieht man die seltsame Folge, daß es damit ganz natürlich zugegangen seyn müsse. Denn wo waren denn hier, fragt man, die offenbaren Fußstapfen des Satans? — Freylich sahe ihn Niemand dabey in einer gräßlichen Geistesgestalt und hörte zugleich das offenherzige Geständniß, er sey es! Aber wie einfältig wäre er da auch nicht gewesen! Denn so wären ja viele Ungläubige von seiner Existenz und Wirksamkeit überzeugt worden. — Nein! einen solchen Staats- und Klugheitsfehler darf man von diesem listigen Geiste nicht erwarten. Und doch erwarten ihn die Herren Zweifler wirklich, ehe sie zugeben wollen, daß etwas von der vorbemeldeten Art ein Werk von ihm sey.

Ich glaube zwar diese Sätze hiermit genugsam erläutert zu haben und ich könnte nun ohne weitern Aufenthalt zu einem neuen Einwurfe übergehen, aber ich muß zuvor noch gewisser kurzer Erwähnung thun, welche unsern aufgeklärten Zeiten ebenfalls viel Ehre machen. Ich meyne die welche verborgene oder zukünftige Dinge durch **Kaffeschälchengiessen, Kartenschlagen, Chiromantie** und dergl. den Neugierigen zu entdecken pflegen. In den vornehmsten Städten Deutschlandes, wo öffentlich der größte Unglaube herrscht,

giebt es zugleich insgeheim eine sehr beträchtliche Menge solcher Wahrsager und Wahrsagerinnen. Gesetzt nun, ihre ganze Kunst wäre bloße Betrügerey, so ist dieß dennoch, da sie nicht etwa nur von Mägden und Hausknechten fleißig besucht, sondern auch sogar von Personen aus den angesehensten Familien häufig um Rath gefragt werden, ein offenbarer Beweis, wie verfinstert und abergläubisch noch unsre helldenkenden Zeiten sind. Das Wunderbarste hierbey ist, daß unter denen, die ihr Schicksal auf diese Art voraus wissen, oder gehime Dinge hierdurch erkundschaften wollen, sich gemeiniglich auch Leute befinden, die GOtt und die Religion nicht im mindesten hochschätzen und doch zu dergleichen abergläubischen Fratzen das größte Vertrauen haben. Welch ein Beweis, wie abergläubisch auch öfters der Unglaube ist!

Indessen kann man, wenigstens einem guten Theile dieser Wahrsager und Wahrsagerinnen, den beygemessenen Betrug auch nicht einmal darthun. Denn was sie Unbekannten sowohl, als Bekannten, Verborgnes oder Zukünftiges, auf Verlangen, zu eröffnen pflegen, trift zu oft und zu genau ein, als daß sich dieses nur von ohngefähr so zutragen sollte. Auch würden sie sich, daferne man sie einigemal auf der Lügen ertappte, gewiß nicht lange bey ihrem Kredite erhalten. — Wie es zugehe, daß sie so richtig rathen können, mögen sie oft selbst nicht wissen. Genug, ihre angestellten Versuche glücken ihnen. Zweifler in dieser Sache können sich hiervon, wenn sie wollen, durch den Augenschein bey ihnen überzeugen lassen. Ich

will

will es zwar, um dem Aberglauben keinen Vorschub zu thun, Niemanden angerathen haben. Inzwischen sind mir doch verschiedene bekannt, die auf diese Art wirklich überzeugt worden sind. (*)

Woher kömmt nun aber wohl diesen Leuten eine so vorzügliche Wissenschaft? eine so glückliche Gabe zu errathen! — Durch die geheimen Naturkräfte des Kaffe's? Welcher Vernünftige kann sich dieses einbilden? Wodurch denn also? Durch

(*) Bey reiferm Nachdenken hierüber habe ich gleichwohl eingesehen, daß derlei den Versuche, dießfalls zu einer Ueberzeugung zu gelangen außer ihrer Sündlichkeit, auch noch diesen Fehler haben, daß sie nur den wenigsten glücken werden. Die bösen Geister äffen die Menschen nur gar zu gern durch ein betrogne Neugierde und suchen sie in ihrer muthwilligen Zweifelsucht lieber zu bestärken, als aus derselben herauszureissen. Und wie könnten sie anders handeln, da sie, vermöge ihrer bekannten List, aus dem Unglauben eben sowohl Vortheil zu ziehen wissen, als aus dem Aberglauben? Es läßt sich also nicht wohl vermuthen, daß der Satan solchen Neugierigen, bey denen er ein profanes ungläubiges Herz bemerkt durch deutliche Spuren von sich, Gelegenheit geben werde, auf seine Existenz und Wirksamkeit zu fallen und der Schrift die von ihm Zeugniß giebt Glauben beyzumessen. Nur bey solchen, wo er mit der Furcht vor seiner Macht mehr als mit der Erhaltung ihres Leichtsinns, ausrichten glaubt, oder bey denen er ein besonderes Vertrauen auf seine Klugheit und Stärke zu erwecken hofft, scheinet er jenes Ueberzeugungsmittel zuweilen gelingen zu lassen. — Für einen wahren Christen aber, welcher ohnedem an dieser Schriftlehre vom Satan nicht zweifelt, ist das rathsamste, er stellet keine Versuche hierüber an fordern giebt auf dergleichen Phänomena blos da, wo sie sich zeigen, sorgfältig Achtung.

Hülfe eines verborgnen bösen Geistes? — Vermuthlich, wofern es nicht etwa ein eben so unbegreifliches Ohngefähr seyn soll. Aber, höre ich einwenden, sollte sich denn wohl ein Geist in den Kaffesatz, oder in die Karten verstecken? oder in die Lineamenten der Hand sich setzen? O nein! Dieß zu glauben ist ganz und gar nicht nothwendig. Sondern es kann vielmehr auf diese Art geschehen, daß dergleichen Künstler sich Anfangs selbst die besondern Merkmale erdenken, woraus sie in der Folge die menschlichen Schicksale zu erkennen und zu beurtheilen pflegen. So bald dieß nun einigemal, durch **Mitwirkung** einer ihnen unbekannten, unsichtbaren Macht, richtig zugetroffen hat, so wird alsdann eine sichre Vermuthung daraus und am Ende gar eine magische Wissenschaft. Vielleicht haben die meisten Zauberkünste keinen andern Ursprung gehabt. Wenigstens kann man sich ihre Entstehungsart nicht natürlicher vorstellen. Aus kühnen und muthwilligen Versuchen wird oft durch die Erfahrung eine abergläubische Gewißheit. Keiner von diesen Leuten wird indessen zugeben wollen, daß böse Geister dabey mit im Spiele wären. Denn, wie gedacht, sie wissen es oft selbst nicht, wie es zugehe, daß ihre Experimente so richtig zutreffen. Dies aber wird keinen christlichen Philosophen abhalten, der geheimen Ursache solcher Zauberwirkungen sorgfältig nachzuspüren und vor ihnen, als vor etwas abergläubischen und sündlichen, ernstlich zu warnen.

Was übrigens die Geringfügigkeit der Mittel anbe-

anbetrift, an die sich manche hierbey zu stossen pflegen, als Kaffesatz, Karten und dergl. sind, so ist es in der That thöricht, wenn man einem bösen Geiste in der Wahl derselben eine besondere Delikatesse beymessen will. Denn da das eifrigste Bestreben Satans und seiner Engel blos dahin gehet, die Menschen auf alle nur mögliche Art und Weise in Unglauben und Aberglauben zu stürzen, oder noch mehr darinne zu befestigen, so halten sie sich bey der Anständigkeit oder Unanständigkeit der Mittel, die sie hierzu nöthig haben, keinesweges auf. Gemeiniglich bedienen sie sich solcher, die sie zu ihrer Absicht am leichtesten und bequemsten finden. Oft sind ihnen die ersten, die liebsten, doch mit dem Unterschiede, daß sie sich dabey allemal nach eines Jedweden Temperamente und Denkungsart genau zu richten pflegen. Dieß — und wenn man auch keine Beyspiele aus der Schrift hiervon anführen könnte — läßt sich schon aus der listigen Natur ihres Wesens und ihrer übrigen Eigenschaften hinlänglich abnehmen. — Ich komme nunmehr zum

4ten Einwurfe wider die Zauberey, welchen ich bey solchen Fällen gar oftmals habe vorbringen hören.

Wie kann wohl, fragt man, der Satan, da er nicht allwissend ist, verborgne und zukünftige Dinge den Menschen bekannt machen oder voraus sagen? —

Hiervon lassen sich folgende drey Möglichkeiten angeben:

Erstlich wird er doch gemeiniglich gottloser Dinge halber um Rath gefragt und da nun dieselben

ſelben mehrentheils auf ſein Anſtiften geſchehen, ſo iſt es gar kein Wunder, daß er davon eine ſo genaue Wiſſenſchaft beſitzt.

Zweytens kann er, als ein verſchlagner Politikus, aus der Beſchaffenheit der Zeitumſtände, aus der Lage der Dinge und ihrem Verhältniſſe gegen einander, ingleichen vermöge der groſſen Menſchenkenntniß, die er ſich ſeit Jahrtauſenden erworben hat, viele zukünftige Begebenheiten **errathen.** Er betrügt ſich jedoch bisweilen in ſeinen Muthmaaßungen, wovon ſich vielleicht Beyſpiele angeben lieſſen. Am öfterſten aber iſt er darinne glücklich.

Drittens kann er ſich manchmal, wiewohl auf göttliche Zulaſſung, eine ziemlich genaue Vorherwiſſenſchaft von einigen, guten Engeln anbefohlnen, Aufträgen **liſtig erſchleichen.** Doch auch hierinne kann er ſich zuweilen irren, entweder wenn er falſch gehört hat, oder wenn jene Aufträge nur unter gewiſſen Bedingungen geſchehen ſollen.

Endlich erinnere ich mich noch eines merkwürdigen Einwurfs wider die Zauberey; und das iſt folgender:

5.) **Es iſt nicht glaublich**, ſagt man, **daß ſich die böſen Geiſter, als höhere und mächtigere Weſen, wie wir, ſo herablaſſen und ſchlechten Zauberern und Zauberinnen bey jeder Gelegenheit zu Gebote ſtehen ſollten.**

Aber warum nicht? Deswegen wirft ſich der Teufel nicht weg, wenn er ſich gleich auch manchmal mit den Menſchen ein wenig familiär macht.

Man

Man muß bedenken, daß sein Ehrgeiz hauptsächlich auf GOtt gerichtet ist, dessen Ansehen zu schwächen, dessen Werke er zu vereiteln sucht. Die Menschen hingegen verachtet er und würde sich nicht um sie bekümmern, wenn er jenen großen verruchten Endzweck ohne sie ausführen könnte. So wie sich bisweilen ein vornehmer Herr gegen seine Bedienten erniedriget, wenn er dieß für ein nöthiges oder bequemes Mittel ansiehet ein ihm wichtig scheinendes Vorhaben glücklich zu Stande zu bringen; eben so läßet sich auch nicht selten ein böser Geist zu geringen, ihm ergebnen, Menschen herab, und stellet sich, als ob er ihnen Gehorsam leisten müste, da sie doch im Grunde nur seine Werkzeuge sind.

Hiernächst verdienet auch dieses mit erwogen zu werden, daß die bösen Geister, so wie die guten, von verschiedenem Range sind. S. Eph. 6, 12. Kol. 2, 15. 2 Petr. 2, 10. vergl. mit Jud. 8. 9. Der Satan hat, als Oberhaupt, Schaaren von Engeln, die seinen Befehlen gehorchen müssen. Ihn und die zunächst nach ihm, nennen die Apostel Petrus und Judas, in den itzt angeführten Stellen, Majestäten und Herrschaften. Freylich werden sich diese nicht mit einzelnen Menschen, es müsten denn wieder Majestäten und Herrschaften seyn, bey jeder Gelegenheit gemein machen. Indessen giebt es noch andere Teufel von verschiedenen Kaliber, die sich keiner Handthierung schämen, so schlecht sie auch seyn mag, wofern sie nur sehen, daß das Reich ihres obersten Beherrschers dadurch erweitert werden kann. Ohnstreitig sind diejenigen von der untersten Nummer, die sich mit jedem Rattenfänger und altem Bauerweibe abgeben.,

Seuf-

Seufzen Sie nicht vielleicht, mein wertheſter Herr Magiſter über einen Menſchen, der in unſern erleuchteten Zeiten lebt und doch noch ſolches abgeſchmacktes Zeug glaubt? Ja, ja! ich kann mir Ihr ſpöttiſches Kopfſchütteln und Achſelzucken recht lebhaft vorſtellen. Beynahe aber wäre ich eben ſo geneigt, auch meinen Kopf über Ihren Unglauben zu ſchütteln. Ein Recht dazu habe ich mir ſchon durch Beweiſe erworben, die ich bisher wider Ihre Meynung vorgetragen habe. Allein ich werde denſelben auf meinen Schultern unbeweglich ruhen laſſen und nur dann etwa damit vor Vergnügen ein wenig nicken, wenn ich in Zukunft die Wahrheit unverfälſcht und unverkleinert auf Ihrer Seite ſehen werde. Das bloße Lachen, wäre es auch noch ſo laut und übertäubend, entſcheidet nichts. Leſer und Zuhörer werden dadurch zwar aufmerkſam, aber nicht dumm gemacht. Manches kann uns äußerſt ſeltſam und ungereimt vorkommen, das gleichwohl, wenn man es genauer betrachtet, einen ſehr guten Grund hat. Man muß daher in einem jeden Falle, worüber geſtritten wird, unpartheyiſch auf die Richtigkeit der Beweiſe ſehen. Denn zweifeln läßt ſichs leicht, die Wahrheit verdächtig zu machen, iſt auch nicht ſchwer, und allgemein bekannten Geſchichten, durch Verunſtaltung gewiſſer Haupt- oder Nebenumſtände, ein andres Anſehen zu geben, iſt auch nichts außerordentliches. Aber einen jeden Vorfall, er ſey für, oder wider unſre Meynung, der Welt anſtändig oder nicht, mit einem aufmerkſamen und aufrichtigen Gemüthe zu unterſuchen, bey allen moraliſchen Sätzen, ſo wohl der

Schrift,

Schrift, als der Vernunft gemäße, Beweiſe zu führen und inſonderheit die Grundlehren der Offenbarung gegen jeden verwegnen Eingriff des Unglaubens und Aberglaubens, ohne irdiſche Abſichten, zu vertheidigen, das iſt das wichtige Geſchäft eines chriſtlichen Weiſen, das iſt die heilige Pflicht eines jeden Liebhabers der Wahrheit, beſonders eines **Gottesgelehrten**, und hierauf kömmt das Lob und der Beyfall der Wirklichklugen eigentlich an. — Nicht wahr, das iſt auch Ihre Meynung, theureſter Herr Magiſter?

Aus der **Vernunft** habe ich Ihnen, wie ich hoffe, bisher ſattſam erwieſen, daß die Zauberey möglich ſey und aus der Erfahrung zugleich gezeigt, daß ſie wirklich getrieben werde. Dieß letztere inſonderheit giebt uns hinlänglich zu erkennen, daß wir **erleuchteten Chriſten in der Einbildung** noch einen ganz andern Aberglauben zu beſtreiten haben, als derjenige ſeyn ſoll, wo man den Worten der Schrift, und der Lehre der alten Kirche folgt.

Laſſen Sie uns nunmehr über das bisher abgehandelte Kapitel von der Zauberey auch noch das Gutachten der Bibel zu Rathe ziehen und hierbey ebenfalls, ohne partheyiſche Winkelzüge, zu Werke gehen.

Daß es im **A. Teſtamente** Zauberer, d. i. Leute, die durch Hülfe der Dämonen oder böſer Geiſter übernatürliche Dinge zum Theil wirklich hervorbrachten, zum Theil auch nur hervorzubringen ſich bemüheten, allenthalben gegeben habe, läſſet ſich, daferne man die Schrift ungeheuchelt für GOttes Wort hält, gar nicht bezweifeln. Man

erwäge

erwäge folgende Stellen: 2 B. Moſ. 7, 11. 12. **Da foderte Pharao die Weiſen und Zauberer — nach unſrer neumodiſchen Erklärung, die Herren Naturforſcher und Taſchenſpieler — und die egyptiſchen Zauberer thäten auch alſo mit ihrem Beſchwören. Ein jeglicher warf ſeinen Stab hin, da wurden Schlangen daraus.** Ihre Beſchwörungen, incantationes eorum occultæ, ihre verborgnen Künſte, (להטיהם von לוט verbergen,) hatten alſo einen gewiſſen Erfolg und blieben nicht etwa bloße Verſuche. Ihre Stäbe wurden wirklich zu Schlangen und von der Schlange Moſis verſchlungen. — Das iſt viel! Dieſe Leute lebten doch damals noch nicht in ſolchen erleuchteten Zeiten, als wir, und hatten es doch ſchon in der Gaukeley oder magia naturali ſo weit gebracht! — Mehrere Proben ihrer Geſchicklichkeit übergehe ich, der Kürze halben, mit Stillſchweigen und überlaſſe ſie Jedem, in dieſem und folgenden Kapitel, zum eignen Nachleſen. Doch dafür muß ich diejenigen Stellen berühren, in welchen GOtt wider ſolche Künſtler und ihre Verrichtungen auf das nachdrücklichſte eifert oder wo ihrer von den Propheten ſonſt nicht eben zum Beſten gedacht wird.

2 B. Moſ. 22, 18. **Die Zauberinnen ſollt du nicht leben laſſen.** 3 B. Moſ. 19, 31. **Ihr ſollt euch nicht wenden zu den Wahrſagern, und forſchet nicht nach Zeichendeutern, daß ihr nicht an ihnen verunreiniget werdet. Denn ich bin der HErr, euer GOtt.** — Das heilige Volk GOttes wurde alſo

ſchon

ſchon dadurch unrein, daß es ſolche Leute um Rath fragte, wie vielmehr, wenn es ihre Künſte nachahmte! Wäre nun ihre Sache wirklich unſchuldig und blos ein Stück der geheimen Naturkunde geweſen, wie hätte ſich das göttliche Volk ſo ſehr dadurch verſündigen können? — 3 B. Moſ. 22, 27. **Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrſager oder Zeichendeuter ſeyn wird, die ſollen des Todes ſterben. Man ſoll ſie ſteinigen. Ihr Blut ſey auf Ihnen.** — Das iſt zu viel Strafe für bloße Tändeleyen, wofür man die magiſchen Künſte heut zu Tage ausgiebt. — 5 B. Moſ. 18, 10. 11. 12. **Daß nicht unter dir funden werde, der ſeinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen laſſe, oder ein Weiſſager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeſchrey achte, oder ein Zauberer, oder Beſchwörer, oder Wahrſager, oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage. Denn wer ſolches thut, der iſt dem HErrn ein Greul.** — Hier ſind alle die ſaubern Ehren-Namen beyſammen, womit man die damaligen Freunde des Aberglaubens und der Abgötterey zu benennen oder zu unterſcheiden pflegte. Dies iſt ohne Zweifel um deswillen geſchehen, damit keiner dieſer Herren ſich etwa dünken laſſen möchte, er ſey nicht gemeynet, oder gehöre zur Ausnahme. Hätte GOtt durch Moſen mit uns in unſrer Mutterſprache geredet, zumal nach dem erleuchteten Zuſtande unſrer jetzigen Zeiten, ſo würde er ohnfehlbar, ſtatt einiger andern Namen, die ſeitdem aus der Mode gekommen ſind, dieſe hinzugefügt

ſügt haben: Gaukler, Taſchenſpieler, Chiromantiſt, Feuerverſprecher, Kartenſchläger u. ſ. w.

Unter die Klaſſe der alten Zauberer gehöret auch Bileam. 4 B. Moſe 22. 23. und 24. Dieſer Mann darf nicht etwa um deßwillen für einen Propheten des HErrn gehalten werden, weil ſich GOtt ſeiner, wie in ſpätern Zeiten des Kaiphas, zu ſeinem eignen Zwecke bediente, ſondern Bileam war ein wirklicher Zauberer, der ſich ſeine Wahrſagereyen bezahlen ließ, nach Kap. 22, v. 7. und ſeine böſen Künſte zum Nachtheile der Menſchen anwendete, S. 2 Petr. 2, 15. An einen liſtigen Betrüger läßt ſichs vernünftiger Weiſe hier gar nicht denken. Ein Mann, deſſen glücklich erfolgte Zaubereyen ſo allgemein bekannt waren, ein Mann, welchem GOtt ſelbſt wehren muſte, damit er ſeinem unmittelbar unter ihm ſtehenden Volke keinen Schaden zufügte, und endlich ein ſolcher Mann, aus deſſen Händen errettet worden zu ſeyn, für die Iſraeliten eine ſo große Wohlthat geweſen iſt, daß ſowohl Moſes, als Joſua (5 B. Moſ. 23, 4. 5. Joſ 24, 9. 10.) auf göttlichen Befehl vor ihrem Ende ſie nochmals daran erinnern muſten, ein ſolcher Mann kann doch wohl ohnmöglich ein bloßer Geſchwindfingerichter, Taſchenſpieler geweſen ſeyn! –

An der Zauberin zu Endor 1 Sam. 28. haben die Herren Kritiker neurer Zeiten zum Theil auch zu Rittern werden wollen. Viele derſelben haben ſo lange und ſo hartnäckig mit ihr gefochten, bis ſie ſich ebenfalls an ſie, als eine bloße Betrügerin, hat ergeben müſſen. Gleichwohl wenn man den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte ohne

Vorur-

Vorurtheile ansieht, so ist in der That nichts unwahrscheinlicher, als wenn man zu behaupten sucht, die von ihr verursachte Erscheinung eines dem Samuel ähnlichen Geistes sey im Grunde weiter nichts gewesen, als Betrug, Blendwerk, Gaukelspiel, Werk der Einbildung und dergl. Man betrachte nur folgende Umstände: Der König Saul, der den Ausgang einer nahen entscheidenden Schlacht mit den Philistern fürchtete, trug ein Verlangen, sein Schicksal in derselben von GOtt vorher zu wissen. Als ihm aber, seines Ungehorsams wegen, die gebetne göttliche Antwort versagt wurde, so ließ er sich halb in Verzweiflung zu dem, seinen Ministern bekannten, Zauberweibe nach Endor führen. — Weder er, noch seine Hofleute müssen also gewust haben, daß die Todtenbeschwörungen dieses Weibes (wider welche Art von Zauberey doch schon beym Mose göttliche Gesetze vorhanden waren, so daß sich daher an ihrer Wirklichkeit keinesweges zweifeln läßt,) nichts wahres und reelles, sondern einen blos künstlichen und gaukelhaften Betrug zum Grunde hatten. Die Einfältigen! hätten sie doch in unsern erleuchteten Zeiten gelebt! — Dieses Weib hatte einen Wahrsagergeist, אוב durch welchen sie ihre Todtenbeschwörungen bewerkstelligte. Vermöge dieses Geistes sollte sie dem Saul den ohnlängst verstorbenen Samuel aus dem שאול Orte der Todten heraufbringen. Lieber, sprach Saul zum Weibe, weissage mir durch den Wahrsagergeist; und bringe mir herauf, den ich dir sage. — Hierauf erzählt der göttliche Skri-

bent den völligen Verlauf der Geſchichte, als ein Mann, der an ihrer Wahrheit ſelbſt nicht zweifelt. Hätte er ſich nicht von dieſem Betruge, wofern es einer geweſen wäre, in ſeiner Erzählung etwas merken laſſen ſollen? Aber vielleicht wuſte er ſelbſt nichts davon, weil ihm die groſſe Erleuchtung fehlte, kraft deren wir uns itzt über alle Einbildungen und Vorurtheile ſo glücklich hinwegſetzen. — Zum Beweiſe leſe man ſeine eignen Worte, V. 12. heißt es: **Da nun das Weib** (den verlarvten) **Samuel ſahe, ſchrie ſie laut, und ſprach zu Saul: Du biſt Saul.** Vorher hatte ſie den König, bey Nachtzeit und weil er in fremden Kleidern erſchienen war, nicht gekannt. Sie ſchrie aber darum ſo laut und ängſtlich, weil ſie wuſte, daß derſelbe auf alle Zauberkünſte die Todesſtrafe geſetzt hatte. Hier fragt ſichs nun: Von wem erfuhr ſie, mitten unter währender Todtenbeſchwörung, daß dieß Saul war? Ohne Zweifel ſagte es ihr אוב ihr Wahrſagergeiſt, oder einer von denen, die itzt aus der Erde herauſkamen. V. 13. **Und der König ſprach zu ihr: Fürchte dich nicht, was ſiehest du? Das Weib ſprach zu Saul: Ich ſehe Götter heraufſteigen aus der Erden.** Welches vermuthlich Geiſter waren, von denen einer die Geſtalt Samuels angenommen hatte. V. 14. **Saul ſprach: Wie iſt er geſtaltet? Sie ſprach: Es kömmt ein alter Mann herauf, und iſt bekleidet mit einem ſeiden Rock. Da vernahm Saul, daß es Samuel war; und neigete ſich mit ſeinem Antlitze zur Erden, und be-**

tete

tete an. Wenn auch gleich Saul irriger Weise diesen Geist für den wirklichen Samuel hielt, so bleibt dieß doch an sich eine wahre Geister-Erscheinung und das Weib eine eigentliche Zauberin. V. 15. Samuel aber sprach zu Saul: **Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest?** -- Auf diese Frage trug ihm Saul sein ängstliches Anliegen vor und erhielt darauf eine Antwort, die an ihm und seinen Söhnen und seinem ganzen Heere so pünktlich eintraf, daß das Weib, für so listig man es auch ausgiebt, sie ohnmöglich erdacht haben konnte. Allein eben aus den Worten des vermeyntlichen Samuels: Morgen wirst du und deine Söhne mit mir seyn, läßt sich zu gleicher Zeit auch muthmaaßen, daß dieser unterirdische Redner ein ganz anderer, als der eigentliche Samuel, gewesen seyn müsse, weil derselbe zu dem gottlosen Saul sonst nicht gesagt haben würde, er werde morgen mit ihm an einerley Orte seyn. Bey Anhörung dieser schreckenvollen Antwort **fiel Saul zur Erden, so lang er war** u. s. w. — Alles wohl und unpartheyisch überlegt, so kann man aus dieser Frau Hexe ohnmöglich eine blos listige Zigeunerschwester machen. Zu mehrerer Ueberzeugung von dem Gegentheile will ich die Hauptmomente meiner Beweise noch kürzlich wiederholen.

Erstlich ist im Gesetz Mose auf die **Todtenbeschwörung**, als einer Art von Zauberey, die Strafe am Leben gesetzt; wornach sich auch Saul in seinem Verfahren gegen alle Zauberer und Wahrsager richtete. Würde dieses wohl geschehen

seyn, wenn GOtt die Möglichkeit und Wirklichkeit dieser Sünde nicht erkannt und eingesehen hätte? Die Größe derselben erhellet zugleich aus der Größe der Strafe. Bloße, die Einfalt täuschende, Gaukler straft kein weiser Gesetzgeber am Leben.

Zweytens war es im ganzen Lande Israel etwas bekanntes, daß es dergleichen Leute wirklich gäbe und daß, ungeachtet der König Saul die meisten derselben ausgerottet hätte, dennoch zu Endor ein solches Weib anzutreffen wäre, welches, durch Hülfe eines Wahrsagergeistes, die Todten beschwören und heraufbringen könnte. Die Hofleute Sauls reden davon, als von einer bekannten Sache. Keiner dachte hier an einen Betrug. Saul selber nicht.

Drittens. Wie konnte die Frau dem Saul Dinge vorhersagen, die sich so umständlich gar nicht errathen liessen und die doch alle so pünktlich eintrafen? Worzu auch noch dieses kömmt, daß die große Bestürzung, in welche sie die Furcht vor dem Saul gesetzt hatte, keine solche Gemüthsverfassung anzeigt, welche nothwendig erfordert wird, wenn man auf eine geschickte Art Jmanden, zumal einem grausamen Könige, etwas vorlügen will.

Viertens. Wäre die Sache nichts, als Betrügerey gewesen, wie hätte der göttliche Geschichtschreiber dieselbe erzählen können, ohne seinen Lesern im mindesten davon Nachricht zu geben? Erfordert es nicht die Pflicht eines jeden pragmatischen Geschichtschreibers, geschweige eines göttlichen, auf keine Weise einen, den Menschen gespielten, Betrug zu verheelen?

Und

Und endlich war die beſondere Weitläuftigkeit dieſer Geſchichte, wenn ſie nur dazu dienen ſollte, die Einfalt Sauls und ſeiner Hofleute zu beweiſen, für das Anſehen der heil. Schrift nicht nur unnöthig, ſondern auch unſchicklich. Auch hätte hier ebenfalls dieſe Abſicht nothwendig mit angezeigt werden ſollen. Denn auſſerdem vermehrt und beſtärkt dieſe Erzählung den Aberglauben mehr, als daß ſie ihn ſchwächt oder mindert.

Von den übrigen im A. Teſtamente befindlichen und von der Zauberey handelnden Stellen will ich nur noch einige wenige kürzlich anführen. Pſ. 58, 6. das Wort לחש heißt hier eigentlich ein Murmelnder, der Zauberformeln in die Erde murmelt. Jerem. 14, 14. Unter dem Worte Abgötterey wird hier nichts anders, als Wahrſagerey verſtanden. Hebr. קסם von קסם divinavit. Ezech. 21, 21–23. In dieſer Stelle wird der Wahrſagerey und Abgötterey als verwandter Sünden gedacht. Ingl. Hoſ. 4, 12. Mein Volk fraget ſein Holz, d. i. ſeine hölzernen Abgötter, und ſein Stab ſoll ihm predigen (*). Denn der Hurereygeiſt verführet ſie, (רוח זנונים Spiritus ſcortationum iſt ohnſtreitig der Teufel, der Geiſt und Leib von GOtt abwendig macht und in Irrthümer und Laſter ſtürzt, vergl. mit 1 B. Kön. 22, 23. Jeſ. 19, 14.

(*) Et virga ſ. baculus ipſius reſponſa vel divina indicia dat ei. Nonnulli fuiſſe capita humana putant ſuper baculis erecta. Quod genus divinationis Græci ῥαβδομαντείαν vocant. Vid. Joh. Heinr. *Michaelis* Annot. ad Cod.

Sachar. 13, 2.) **Daß ſie wider ihren GOtt Hurerey treiben**, auf eine geiſtliche und leibliche Weiſe, nehmlich durch Abgötterey, Zauberey, und allerley Sünden der Unzucht. --

Ohe! jam ſatis eſt. Werden ſie vielleicht, theureſter Hr. Magiſter, vor Ungeduld hier ausrufen. Was ſollen mir alle die Beweisſtellen aus dem A. Teſtamente? Vom Neuen iſt hier die Rede. Im Neuen giebt es, wie ich behauptet habe, keine Zaubereyen mehr. Unſre erleuchtete Zeiten --

Gut! ich will Ihnen gleich mit ein paar neuteſtamentiſchen dictis probantibus aufwarten.

a.) Ap. Geſch. 8, 9-11. **Es war aber ein Mann mit Namen Simon in derſelbigen Stadt, der zuvor Zauberey trieb, und bezauberte das ſamaritiſche Volk, und gab vor, er wäre etwas großes. Und ſie ſahen alle auf ihn, beyde klein und groß, und ſprachen: Der iſt die Kraft GOttes, die da groß iſt. Sie ſahen aber darum auf ihn, daß er ſie lange mit ſeiner Zauberey bezaubert hatte.** — War dieß blos ein geheimer Naturkenner? ein unſchuldiger Gaukelſpieler? Lukas läßt ſich nicht das geringſte hiervon merken, ſondern er gebraucht vielmehr alle die Wörter von ihm, die man von einem wirklichen Zauberer nur gebrauchen kann. Er war, ſagt er, *μαγεύων καὶ ἐξιστῶν τὸ ἔθνος τῆς σαμαρείας* u. ſ. w. Seine Magie war alſo etwas Böſes, eine Befeſtigung im Aberglauben, eine Art von Abgötterey. Denn ſeine magiſchen Arbeiten waren von einer ſo wunderbaren Beſchaffenheit, daß man durchgängig

glaubte,

glaubte, die große Kraft GOttes sey es selbst, die solche erstaunliche Dinge durch ihn hervorbrächte.

b.) Ap. Gesch. 13, 6–8. **Und da sie die Insel durchzogen, bis zu der Stadt Paphos, funden sie einen Zauberer und falschen Propheten, einen Juden, der hieß Barjehu. Der war bey Sergio Paulo, dem Landvogt, einem verständigen Manne. Derselbige rief zu sich Barnabam und Saulum, und begehrte das Wort GOttes zu hören. Da stund ihnen wider der Zauberer Elymas (denn so wird sein Name gedeutet) und trachtete, daß er den Landvogt vom Glauben abbrächte.** Er widerstund ihnen ohne Zweifel, wie ehemals Jannes und Jambres Mose widerstanden hatten, durch zauberische Nachahmung ihrer Wunder.

c.) Ap. Gesch. 16, 16. **Es geschahe aber, da wir zu dem Gebethe, (oder eigentlich in das Bethhaus) gingen, daß eine Magd uns begegnete, die hatte einen Wahrsagergeist (πνεῦμα πύθωνος) und trug ihrem Herrn viel Gewinst zu mit Wahrsagen.** — War dieses wieder ein künstlicher Betrug? Nimmermehr! Denn der Apostel trieb ja den Wahrsagergeist aus! Und wie wäre es denn auch gekommen, daß die Magd ihre Geschicklichkeit in der magia naturali oder in der Zigeunerkunst, wenn es weiter nichts gewesen wäre, als dieses, sogleich nach der Bedrohung Pauli: **Ich gebiete dir im Namen J. Christi u. s. w.** verloren hätte? Und welch ein Mißbrauch des Namens JEsu würden

nicht ſelbſt dieſe Beſchwörungsworte Pauli in dem Falle geweſen ſeyn, wenn bey der Magd alles natürlich zugegangen wäre!

d.) Ap Geſch. 19, 13. u. f. **Es unterwunden ſich aber etliche der umlaufenden Juden, die da Beſchwörer waren, den Namen Jeſu zu nennen über die da böſe Geiſter hatten, und ſprachen: Wir beſchwören euch bey JEſu, den Paulus prediget. Es waren ihrer aber ſieben Söhne eines Juden Sceva, des Hohenprieſters, die ſolches thäten ꝛc.** Wieder ein Beweis von der Wirklichkeit leiblicher Beſitzungen und der Zauberey ſünden im N. Teſtamente. Denn wie ſollte wohl ein natürlicher Menſch eine ſo außerordentliche Stärke gehabt haben daß er ſieben Perſonen hätte überwältigen und nacket und blos zum Hauſe hinaus werfen können? Worzu auch noch dieſes kömmt, daß Lukas die Sache als wahr anerkennt und ſie als eine Begebenheit erzählt, die zur Verherrlichung des Namens JEſu gereichet.

e) Ap. Geſch. 19, 19. **Viel aber, die da vorwitzige Kunſt** (περίεργα, kuriöſe Künſte, artes magicas) **getrieben hatten, brachten die Bücher zuſammen** (dieß können doch gewiß keine ſchlimmern geweſen ſeyn, als **Fauſts Höllenzwang, die** Clavicula Salomonis, **die Teufelspeitſche** und dergl. heut zu Tage ſind. Denn wovon ſollten ſie ſonſt wohl gehandelt haben?) **und verbrannten ſie öffentlich.** — War dieß nicht beſſer und chriſtlicher, als ſie öffentlich verkauffen? **Sie verbrannten ſie aber um deswillen,**

daß

daß damit nicht weiter Zauberey und Aberglaube getrieben werden sollte. — Und überrechneten, was sie werth waren, wenn sie hätten verkauft werden sollen, und funden des Geldes funzigtausend Groschen. Welche Summe! Mehr als 10000. fl. Das war Unrath! wird mancher vielleicht hierbey denken. Hätte man diese magischen Schriften nicht lieber verkaufen und das darausgelöste Geld in seinen Nutzen verwenden oder zum wenigsten unter die Armen vertheilen können? Doch nein! dieser ökonomischen und gutherzigen Meynung waren die damaligen Christen nicht. Sondern, in Hinsicht auf das Böse, welches ohnfehlbar durch weitere Verbreitung dieser Bücher gestiftet worden wäre, hielten sie es, als gewissenhafte Leute, für besser, dieselben zu verbrennen.

f.) Gal. 5, 19. u. f. Offenbar, bezeuget hier Paulus, sind die Werke des Fleisches; als da sind Ehebruch, Hurerey, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterey, Zauberey, u. s. w. von welchen ich euch habe zuvor gesagt, und sage noch zuvor, daß, die solches thun, werden das Reich GOttes nicht ererben. In dieser Stelle liegen dreyerley Beweise von der Zauberey. Erstlich, daß sie zu Pauli Zeiten noch existirt haben müsse. Zweytens, daß sie auch in Zukunft noch nicht aufhören werde, weil der Apostel durch seine Warnung dafür, zugleich ihre Fortdauer zu verstehen giebt. Und endlich, daß sie eine große und schwere Sünde seyn müsse, (keine bloße Tändeley,) weil hier denenjenigen, die sich

ihrer schuldig machen, nebst andern groben Verbrechen, das Himmelreich oder die Seligkeit abgesprochen wird.

g.) Aus der Offenb. Joh. will ich, weil es doch einmal, wie man itzt meynet, ein dunkles Buch ist, daraus sich nicht viel beweisen läßt, einige Stellen bloß anführen. Offenb. 9, 20. 21. 18, 23. 21, 8. 22, 15.

Und hiermit hoffe ich also meinen Satz, daß es nicht nur im A. Testamente Zaubereyen und Wirkungen der bösen Geister gegeben habe, sondern daß es dergleichen auch noch im Neuen gebe, genugsam dargethan und zugleich das neue Mährlein, welches sie am letztverfloßnen Michaelsfeste nach Mittage so laut und dreist von der Kanzel verkündigten, hinlänglich widerlegt zu haben. Sollten Sie indessen nichtsdestoweniger fortfahren, über die Erfindung Ihrer neuen unschriftmäßigen Lehre zu frohlocken, nun so haben Sie doch die Gewogenheit, uns jene großen, glaubwürdigen Männer anzuzeigen, deren Ansehen auf Ihren Beyfall einen stärkern Einfluß gehabt hat, als das Ansehen und die Aussprüche der hohen Apostel. Und dünkt es Ihnen, daß wir ältern Glaubensgenossen es selbst sind, die unerleuchtet auf dem Wege des Irrthums wandeln, wohlan, so überzeugen sie uns hiervon durch gründlichere Beweise, als Sie in Ihrer Predigt von sich hören liessen: Sollten Sie sich auch nur auf diejenigen Fragen beziehen, die ich Ihnen, bey der Beantwortung des zweyten Einwurfs wider die Zauberey, vorzulegen mir die Freyheit genommen habe. Außerdem

dem werde ich Sie freundlich ersuchen, mit dergleichen unbewiesenen Lehrsätzen, so angenehm sie der großen und galanten Welt auch seyn mögen, von jedem geheiligten Lehrstuhle der Christen sich künftig entfernt zu halten.

Der Ruhm unsers **erleuchteten** Zeitalters kann in dieser wichtigen Sache nichts entscheiden. Man muß dagegen, ohne stolze Klügeley, hören, was die Schrift sagt. Der Freygeist und der Halbchrist, so groß ihr weltliches Ansehen auch seyn mag, sind gleichwohl diejenigen Männer nicht, nach deren Meynungen wir den biblischen Lehrbegriff einzurichten haben. Denn wie stimmt **Christus** und **Belial**? GOtt und Satan, der Vater der Lügner und aller falschen Schriftausleger, können nie zu einer wahren Uebereinstimmung gebracht werden. Daher schon jener prophetische König Ps. 94. v. 20. versichert: **Du wirst ja nimmer eins mit dem schädlichen Stuhl**, der das Gesetz übel deutet.

Der Aberglaube ist freylich ein hassenswürdiges Laster, aber der Unglaube ist es nicht weniger. Die itztherrschende Gewohnheit, den klaren Worten der Schrift einen ganz fremden Sinn anzudichten; von orientalischer Schwulst des Ausdrucks zu reden, wenn die Worte so sanft, wie das Wasser, fliessen, allegorisiren zu wollen, wo gar kein Anschein zu einer Allegorie vorhanden ist, und so gar den heiligen Schriftstellern selbst noch eine gewisse Anhänglichkeit zu abergläubischen Meynungen aufzubürden, ist so wahrhaftig eine Tochter des Unglaubens, als die Schrift von GOtt ist.

Wir

Wir dünken uns klüger zu seyn, als unsre Vorfahren. Sie waren aber bescheidner, als wir. Die Art, wie man itzt, bey Erklärung der Bibel, zu Werke gehet, zeugt von einer stolzen und eingebildeten Vielwissenheit, die ihr Herz voll demüthigen Glaubens und ungeheuchelter Gottesfurcht freylich nicht kannte. Unsre ganze Kunst und Erleuchtung bestehet eigentlich darinne, daß wir, um dem Verlangen der Welt nach Neuheit eine Genüge zu thun, kühn und sinnreich genug sind, uns selbst einen Lehrbegriff zu entwerfen und darnach den Worten der Schrift eine bequeme Bedeutung zu geben. Unsre frommen und rechtgläubigen Väter prüften die Meynungen der Irrlehrer nach dem göttlichen Worte. Wir Nachkommen hingegen prüfen das göttliche Wort nach den Meynungen der Irrlehrer.

Zu diesem Verderben trägt ohne Zweifel auch dieß nichts geringes bey, daß die meisten von denen, die in der Kirche für Säulen angesehen werden, den Tadel der Welt so scheuen. Einige derselben schweigen öffentlich zu Irrthümern, wenn sie ihnen gleich im Herzen nichts weniger, als zugethan sind, blos aus Bequemlichkeit oder aus Menschenfurcht. Andere, von einer ehrgeizigern Art, reden laut wider das Ansehen des alten Lehrbegriffs, um bey dem großen, naturalistischen Publikum das rühmliche Zeugniß zu erhalten, daß sie aufgeklärte Köpfe sind und dem vermeintlichen Aberglauben Trotz bieten. Da die Menge der Freygeister und Religionsverächter vielleicht noch nie so zahlreich gewesen ist, als itzt, so haben

auch

auch dieſe öffentlich im Volke die vornehmſte Stimme. Urſache genug für ſchüchterne Gottesverehrer, mit dem Bekenntniſſe der Wahrheit zurück zu halten, und für ehrgeizige Theologen, dem Vortheile der Ungläubigen das Wort zu reden!

Bey allem unſern Vernünfteln und Eifern wider den Aberglauben und die Zauberey, iſt zu unſern Zeiten doch nichts gemeiner, als dieſe Laſter. Das macht, weil man, an ſtatt wider ſie zu fechten, den Glauben ſelbſt beſtreitet, und an ſtatt ſie ſorgfältig zu entlarven, ſie künſtlich bemäntelt. Die beſondern Fälle, die ich oben bey dem dritten Einwurfe nur flüchtig angemerkt habe, ſind das wenigſte geweſen, was ſich davon hätte ſagen laſſen. Freylich, ein junger Gelehrter, der nicht von der Studierſtube kömmt, nicht Gelegenheit hat, der Sache in Städten und in Dörfern nachzuforſchen, und der noch dazu (wohl gemerkt!) jeden Gegenſtand mit dem Auge ſeiner eignen Einbildung, oder ſeines ſelbſt nicht recht unterrichtet geweſenen Lehrers anſieht, wird von dieſem allen gar wenig wiſſen, und noch weniger zugeſtehen; zumal, wenn er gewahr wird, daß ſich derjenige der Welt nicht ſehr empfiehlt, der hierinnen mit der Schrift einerley Meynung iſt.

Glauben Sie indeſſen nicht, wertheſter Herr Magiſter, daß ich die wirklichen Vorzüge unſrer Zeiten verkenne. Ich weiß ſie zu ſchätzen; aber nur in der Religion kann ich ſie nicht finden. Daß wir die Feſſeln jener abergläubiſchen Jahrhunderte, wo man in der That viele natürliche Dinge aus offenbarer Dummheit dem Teufel zuſchrieb, nicht

mehr tragen dürfen, ist ganz und gar keine Folge unsrer gegenwärtigen Erleuchtung. Wir geniessen dieser göttlichen Wohlthat schon lange, und sind itzt eben im Begriffe, sie zu mißbrauchen. Schon unsre ersten Religionsverbesserer waren es, die in diesem Stücke der Vernunft und Schrift wieder zu ihrem Rechte verhalfen. Aber eben hier sind die Grenzen, wo wir mit unsrer zu kühnen Neuerungssucht stehen bleiben sollten. Wer darüber hinaus gehet, läuft Gefahr, in den entgegengesetzten, eben so schädlichen Irrthum des Unglaubens zu gerathen, indem er sichs zur Gewohnheit, auch wohl gar zur Pflicht macht, an allem zu zweifeln. Man hat aus einigen auffallenden Beyspielen gesehen, wie verwerflich und schändlich der Aberglaube sey. Daher hält man, um ihn desto gewisser zu vermeiden, für das Beste, gar nichts zu glauben. So bietet eine Ausschweifung der andern gemeiniglich die Hand. Ein Blöder will oft herzhaft scheinen, und wird verwegen. Je mehr ich also, bey der Untersuchung vorgegebner Zaubereyen, einem Jedweden die größte Behutsamkeit anempfehle, ie weniger kann ich es doch billigen, daß man sie schon zum Voraus verdammen will, ehe man noch, sie gehörig zu untersuchen, sich hat entschliessen können. Bey dem allen aber verabscheue ich die ehemaligen unsinnigen Hexenproceße von Grunde meines Herzens und wünsche mit Ihnen den alten Weibern aufrichtigst Glück, daß sie itzt rothe Augen haben und doch auf ihrem Bette sterben dürfen.

Ich eile nunmehr zu dem Schluſſe dieſes Schreibens, von dem ſie vermuthlich glauben werden, daß ich mir die Mühe damit hätte erſparen können. Ehe ich aber noch das unveränderliche Finalpunkt darauf drücke, ſo erſuche ich Sie zuvor noch inſtändigſt, meine freundſchaftliche Erinnerungen (daferne Sie es etwa, Ihre Meynung zu vertheidigen, für gut befinden ſollten) nicht durch **Nebenvorwürfe, Hohngelächter** oder **Scheltworte** zu erwiedern, ſondern dieſelben auf keine andere Art, als durch **gründliche Beweiſe und Vorſtellungen in der Liebe** zu beantworten. Man macht ſolchen Perſonen, die in ihrem Glauben, wie ich, ſchriftmäßig geſinnet ſind, gemeiniglich den Vorwurf, daß ſie aus einer **gewiſſen** Schule wären. Sagen ſie mir, iſt dieſer Vorwurf nicht läppiſch?

Ohne Zweifel werden ſie das Vergnügen haben, zu hören, daß viele **erleuchtete** Leſer dieſer Schrift **auf mich ſchelten und meinen Namen, als einen Boßhaftigen, verwerfen werden.** Schon dieſes muß Sie, als einen chriſtlichen Weltkenner, gegen die Gerechtigkeit Ihrer Sache mißtrauiſch machen. Ferner werden Sie auch zu gleicher Zeit das Glück erleben, zu erfahren, daß die meiſten unſrer Herren **Recenſenten** und **Journaliſten** öffentlich Ihre Parthey nehmen und über mich ſpotten werden. Dieß muß Sie endlich, ohne weitere Beweiſe, völlig überführen, daß Sie Unrecht haben. **Wehe euch**, iſt die Stimme des Heilandes, an die Sie ſich hierbey erinnern müſſen, **wehe euch, wenn**

euch

euch Jedermann wohl redet! Deßgleichen thäten ihre Väter den falschen Propheten auch.

Uebrigens, wertheſter Herr Magiſter, ſo feſt ich auch, nach der Schrift, von der Wahrheit überzeugt bin, daß die böſen Geiſter mit der Welt noch in einer nur gar zu genauen Verbindung ſtehen, ſo wenig finde ich doch deshalb Urſache, mich, ſo lange ich Muth genug habe, ein Chriſt zu ſeyn, vor dem Teufel zu fürchten. Die mögen ſich vor ihm fürchten, die ungläubig und verwegen genug ſind, den von ihm handelnden Zeugniſſen der Schrift zu widerſprechen, die, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, ſeine Sache vertheidigen und durch Unglauben und Aberglauben ſein Reich befeſtigen, indem ſie vorgeben, daſſelbe zu zerſtören. Von dieſer Art nicht zu ſeyn, halte ich für Ruhm und um deswillen von der Welt verſpottet zu werden, für Ehre.

Ich ſchlieſſe mit dem wohlgemeynten Wunſche, daß wir beyde, bis an das Ende unſers Lebens, einerley Sinn des Glaubens, nach der Lehre JEſu, haben und behalten mögen. Ich bin mit aller Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Ueber die

Thorheiten

meiner

Zeitgenoßen

oder

Verſuch

einer neuen

Charakteriſtik

der Menſchen, vornehmlich der Deutſchen.

Hamburg, 1792.
bey F. Bachmann und J. H. Gundermann.

Dem

denkenden und unpartheyiſchen

Publikum

gewidmet.

Erſtes Kapitel.

Der Verfaſſer von ſich und dem Zwecke dieſer Schrift.

I.

Ich ſchreibe Charaktere. Andere ſchreiben Predigten, Gebetbücher, Vernunftlehren, Moralen, Wochenſchriften, Wirthſchaftsregeln, Kritiken, Romane u. ſ. w. Jeder nach ſeinen Fähigkeiten und Neigungen. Jeder in der guten Abſicht, der Welt nützlich zu werden. Wenigſtens behaupte ich dieß eben ſo von mir, wie jeder andere Schriftſteller von ſich. Doch bin ich keinesweges ſo eitel, wie viele von jenen, die ſich für bewundernswürdig halten und mit einem allgemeinen Beyfalle ſchmeicheln. Ich kenne meine Materie. Ich kenne mich. Ich will zufrieden ſeyn, wenn man mich nur erträglich findet.

Sollte allenfalls auch nur einer meiner Leſer ſich eines groben Fehlers, den ich in dieſer Schrift getadelt habe, ſchämen und ihn ablegen,

ſo wäre der Welt meine Schrift ſchon nicht unnütz, und ein Theil meiner guten Abſicht erreicht.

2.

Wenig Perſonen, die denken können, haben bey einerley Gegenſtänden einerley Einfälle. Dieß iſt eine bekannte Sache, wider welche ſich, wie mich dünkt, nicht viel einwenden läßt. Die Menſchen ſind einmal ſo eingerichtet, daß ſie nicht nach einerley Form denken können und ſollen. Man wird es alſo nicht befremdend finden, daß ich hier öfters nach meiner Art zu denken gedacht habe.

3.

Ich bin ein ehrlicher Mann. Auf dieſen Ruhm kann ich trotzen: Wer mich für einen Dieb hält, den erkenne ich für einen Verläumder. Es iſt kein geſtohlner Gedanke unter den meinigen. Iſt ja einer, welchen ein anderer Schriftſteller ſchon vor mir gedacht, oder welcher mit einem von ihm einige Aehnlichkeit hat, darunter anzutreffen, ſo habe ich ihn entweder ſelbſt ſchon angezeigt, oder ſein Daſeyn iſt weiter nichts, als ein bloßes Ohngefähr. — Zwey Wanderer können gar leicht auf einerley Wege einerley Blumen pflücken.

4.

Theophraſt und La-Bruyere ſind, ich leugne es nicht, meine Vorgänger geweſen. Ich bin ihr Nachfolger, aber nicht ihr Sklav. Wir begegnen uns bisweilen, doch keinesweges mit Vorſatz, weder von meiner, noch von ihrer Seite. Von meiner darum nicht, weil ich mir nicht gern in vornehmer Geſellſchaft Zwang anthue. Von ihrer — weil ſie ſchon lange an dem Orte ſind, wo ich erſt hin will. So oft es indeſſen geſchieht, ſo habe ich allemal zu viel Ehrerbietung für ſie, als daß ich ihnen nicht ausweichen ſollte.

5.

Jede Nation hat ihre beſondern Thorheiten, ſo wie beynahe jedes Menſchengeſchlecht. Es kömmt alſo niemals ein Tadler zu ſpät. Meine Vorgänger ſpotteten über die Fehler ihrer Völker und Zeitalter. Ich hingegen beluſtige mich über die Schwachheiten meiner Nation und meines Jahrhunderts. — Theophraſt hatte es einſt mit griechiſchen, La-Bruyere mit franzöſiſchen, und ich, (ohne Ruhm zu melden,) habe es jetzt mit deutſchen Narren zu thun.

5.

Man wird mich selbst tadeln? — Immerhin! Dieß muß sich jeder Schriftsteller gefallen lassen. Nur bitte ich wohlmeynend, daß man seine Kritik so vernünftig und bescheiden, als möglich, einrichte. Außerdem — werde ich den thörichten Tadler mit eben der Freyheit, deren er sich selbst bedienet, Andere zu verspotten, in die lustige Reihe derer stellen, die in der Fortsetzung dieser Schrift das nächste Recht haben, lächerlich gemacht zu werden.

7.

Ich schreibe kein System. Man erwarte also in diesem Werke nicht die steife Ordnung, die in einem philosophischen oder theologischen Lehrbuche herrscht. Ich habe meine Gedanken oft so einzeln und zerstreut aufgesetzt, wie sie mir eingefallen sind. Unterdessen will ich mich doch bemühen, sie, so viel möglich, unter gewisse Rubriken zu bringen.

Zweytes Kapitel,

in welchem einige gute Gedanken von Gott verunglückt werden.

§.

Der Gedanke an Gottes Wesen und Eigenschaften wird, wenn er recht tief gedacht wird, ein Meer von Betrachtungen, worinne man versinkt — ein Labyrinth von Ideen, worinne man sich verlieret. Das Nichtseyn der Welt läßt sich ohne Schwierigkeit denken — Beweis genug, daß sie weder nothwendig, noch ewig ist — Aber wer ist im Stande, sich das Nichtseyn Gottes vorzustellen? — Versucht es, Weise! und macht ihn mit samt der Welt zu einem Undinge. Nehmet ihn im Geiste hinweg, den Urheber aller endlichen Wesen. Was wird euch übrig bleiben? — Ein Nichts, ein finstres und undenkbares Nichts, wofür euch grausen, wobey euch schwindeln wird. — Versucht es ferner, ihn anders denken zu wollen, als er wirklich gedacht werden muß, und ihr werdet auf Irrthümer und Widersprüche gerathen, vor denen jeder gesunde Menschenverstand erschrickt, jede von Gott erleuchtete Vernunft schaudert und zurückbebt. —

9.

Man ſage nicht, daß nur der Moraliſt den Gottesverächter ſo abſcheulich ſchildere. Nein! er charakteriſirt ſich ſelber ſo, er mag reden oder handeln.

10.

Mitten in den heiterſten Vergnügungen, worinne der Freund der Eitelkeit jauchzet, fähret der Gedanke: Es iſt ein Gott! ihm bisweilen ſo ſchnell, wie ein Blitz, durch die Seele, und zerſchmettert ihm alle ſeine Freuden.

Mitten in den finſterſten Uhruhen, worinne der leidende Tugendfreund ſeufzet, fähret der Gedanke: Es iſt ein Gott! ihm nicht ſelten, wie ein Lichtſtrahl, durch die Seele, und zerſtreuet ihm allen ſeinen Kummer.

11.

Es giebt Leute, ſo gar unter denen, die ſich Weiſe nennen, welche aus der unendlichen Größe und Hoheit Gottes den Schluß machen wollen, daß er jeden einzelnen Menſchen, Acht auf ihn zu haben und Sorge für ihn zu tragen, nicht würdigen könne. Allein ich dächte, es ließe ſich vielmehr das Gegentheil daraus abnehmen. Eben darum, weil Gott ſo unendlich groß und mächtig iſt, entgehet ſeinem Aufſehen und ſeiner Vorſorge keines ſeiner Geſchöpfe; ſo

klein

klein und unbedeutend es auch ſcheinen mag. Die Regierung des Ganzen, womit ſich ein irdiſcher Monarch begnügen muß, iſt im Grunde mehr ein Merkmal ſeiner Einſchränkung und ſeines Unvermögens, als ein Kennzeichen ſeiner Gröſſe und ſeiner Vollkommenheit, wozu es ſein Stolz und die Schmeicheley ſeiner Höflinge ſo gern zu machen ſuchen. Gott hingegen, dem allmächtigen Beherrſcher der Welt, iſt, in Anſehung ſeiner liebreichen Vorſorge für alle ſeine Geſchöpfe, weder das kleineſte zu klein, noch das gröſſeſte zu groß.

12.

Gott und der Menſch; welch ein Abſtand zwiſchen dieſen beyden! — Jener der Allerheiligſte, dieſer der Allerverderbteſte. — Man glaube nicht, daß ich mir und meinen Brüdern hiermit zu viel thue. Wir wollen aufrichtig ſeyn, und uns Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Auch der beſte unter uns iſt, wenn man ihn mit Gott vergleicht, im Grunde ein Tangenichts. Gleichwohl ſollen ſich, nach der Schrift, dieſe beyden ſo ungleichen Weſen mit einander vereinigen. Der Menſch ſoll eben die Geſinnung annehmen, welche der Gottheit eigen iſt, und dadurch zu dem hohen Mitgenuſſe der Glückſeligkeit gelangen, deren ſich ſonſt Niemand,

mand, als ſie, zu erfreuen hat, und nach welcher derſelbe außerdem vergeblich ſtreben würde. Aber wie iſt das möglich? fragt die Vernunft. Wer iſt im Stande, eine ſo ungeheure Metamorphoſe, ein ſo erſtaunliches Wunder der Bekehrung in dem Menſchen zu wirken? — Wer ſonſt, antwortet die Schrift, als der Geiſt deſſen, der alles vermag, als Gott, deſſen Kraft in den Schwachen mächtig iſt? —

13.

Man kann nicht lange mit Andacht an Gott denken, ohne (ſo tief iſt der Hang zum Böſen in uns eingewurzelt!) durch tauſenderley Gegenſtände von außen daran verhindert, oder davon abgezogen zu werden. Wie kränkt dieß oft den Frommen, und wird bey ihm zu einem kräftigen Antriebe, demüthig zu ſeyn, und ſich des wirklichen Guten, das er durch die Gnade Gottes im Geiſtlichen beſitzt, nicht zu überheben! —

Drittes Kapitel,

worinne von den Menſchen überhaupt etwas geſagt wird.

14.

Seitdem die Menſchen nicht mehr das ſind, was ſie ehemals waren, da ſie zuerſt aus den Händen des Schöpfers giengen, ſind ſie mit unzähligen Schwachheiten und Gebrechen behaftet, und mit tauſenderley Thorheiten und Laſtern beladen. Ihr Charakter iſt ungleich und widerſprechend. Ihre Begierden ſind ausſchweifend und heftig. Ihr Herz iſt, wie eine Tiefe, die Niemand ergründen kann, und wie ein Rohr, das jeder Hauch bewegt. Ihre Seele, dieſes ſo vortrefliche Weſen, in Anſehung deſſen ſie den Engeln gleichen, ſchwimmt, ſo zu ſagen, auf einem Strome thieriſcher Leidenſchaften, und läßt ſich von der Gewalt deſſelben bald da, bald dorthin reißen. Mit einem Worte, nichts iſt nach ſeinem Falle ſich ſelbſt ungleicher geworden, als der Menſch. Er iſt eben ſo räthſelhaft, als er verderbt iſt. Er will etwas, ohne es zu thun, und thut etwas, ohne es zu wollen. Er wünſchet bald dieſes, bald jenes, iſt am Morgen dieſer, am Abend einer andern Meynung,

und haſſet in der darauf folgenden Stunde das, was er in der vorhergehenden geliebet hat. Sein Herz verwirft, was ſein Verſtand billiget, oder heiſſet das gut, was jener tadelt. Es iſt, als wenn zwey Geiſter von verſchiedener Natur in ihm wohnten, die unaufhörlich mit einander kämpften und ſtritten. Noch am vernünftigſten und glücklichſten ſcheinet er alsdann zu ſeyn, wenn ſeine Leidenſchaften ruhen, und ſeine Begierden ſchweigen. Sobald aber dieſe in Aufruhr gerathen, ſo höret er auf, den Namen eines Menſchen zu verdienen, Vernunft und Zufriedenheit verlaſſen ihn, und er wird geringer und unglücklicher, als ein Thier.

15.

Die Menſchen, moraliſch betrachtet, ſind weiter nichts, als ein großer Haufe Böſewichter aller Art, worunter die, welche nicht ſo ſchlimm ſind, als die übrigen, für Fromme gelten.

16.

Man hat von jeher unter den Weiſen dieſe zwo Fragen aufgeworfen: „Wie iſt das moraliſche Böſe zu den Menſchen gekommen? — Und wie kann es bey denſelben, wo nicht ausgerottet, doch wenigſtens vermindert werden? — Dieſe Fragen hat kein Philoſoph des Heidenthums

thums jemals hinlänglich zu erörtern gewußt. Nur in den heiligen Büchern der Chriſten findet ſich hierauf eine Antwort, die, ohne gelehrt und ſpitzfindig zu ſeyn, allen Einwürfen der Zweifler die vollkommenſte Genüge thut.

17.

Wenn man die Menſchen faſt in allen Stücken ſo gar thöricht und laſterhaft handeln ſieht, ſo muß man entweder zweifeln, ob ſie den Verſtand und die Tugend wirklich für etwas mehr, als für bloße Hirngeſpinſte halten, oder man muß die Gewißheit ihres Falles erkennen und über die Gröſſe deſſelben erſtaunen.

18.

Alles, was die Menſchen, als Menſchen, thun, geſchieht eigentlich nur ihrer ſelbſt wegen. Die Liebe gegen Andere iſt bey denen, die keine Chriſten ſind, nur ein bloßer Vorwand.

19.

Daß die Menſchen die Weisheit noch für Weisheit, und die Tugend noch für Tugend erkennen, iſt ein ſichres Merkmal ihrer ehemaligen Aehnlichkeit mit Gott; daß ſie aber ihr Leben ſo wenig nach dieſer Erkenntniß einzurichten ſuchen, iſt ein deutlicher Beweis, daß ſie jene Aehnlichkeit, zwar nicht ganz, aber doch gröſtentheils verloren haben.

20.

Die Klagen über die Mühe, welche die Tugend verurſacht, wenn man es darinne zu einer Fertigkeit bringen will, ſind gemeiniglich ungerecht. Hat das Laſter mit ſeinen unmäßigen Begierden nicht ebenfalls viel beſchwerliches? Wenn mancher Menſch den nehmlichen Fleiß, den er aufs Böſe wendet, aufs Gute richten wollte, ich bin verſichert, er würde ſo gewiß tugendhaft ſeyn, als er itzt laſterhaft iſt.

21.

Wenn die Menſchen mit einemmale das würden, was ſie eigentlich ſeyn ſollten, ſo würde außer ihnen keine geringere Veränderung vorgehen, als in ihnen. Denn alle die Dinge, welche das Verderben, worinne ſie ſich befinden, von jeher erzeugt und nothwendig gemacht hat, würden dann mit demſelben zugleich hinwegfallen. Dahin gehören die itzt zum Theil ſo unentbehrlichen und angeſehenen Stände der Soldaten und Prieſter, Advokaten und Aerzte, Bürgermeiſter und Rathsherrn, Scharfrichter und Büttel, nebſt einer unzähligen Menge Handwerker und Künſtler, die dann weiter gar nicht nöthig ſeyn würden.

22.

Die meiſten Menſchen, die das Leben und deſſen Genuß für ihr höchſtes Gut achten, gehen in der That auf eine Art damit um, als wenn ſie nichts unangenehmers und verächtlichers wüßten.

23.

Es giebt wenig Menſchen, die ſich einen vernünftigen Plan zu ihren Handlungen machen; noch viel weniger aber giebt es deren, die, wenn ſie ſich einen gemacht haben, ihn befolgen.

24.

Der Fürſt ſieht auf den Edelmann, der Edelmann auf den Gelehrten, der Gelehrte auf den Künſtler, der Künſtler auf den Handwerksmann, der Handwerksmann auf den Bauer mit einer Art von Verachtung herab, die ſie oft vor ſich ſelbſt verbergen. Alle vergeſſen hierbey, daß ſie Menſchen einerley Urſprungs und einerley Weſens ſind, deren ganzer äußerlicher Unterſchied im Tode aufgehoben wird.

25.

Nach den weitläuftigen Entwürfen und Anſtalten zu urtheilen, welche die Menſchen, in Betreff ihres gegenwärtigen Lebens machen, ſollte man beynahe auf die Gedanken kommen, als

wenn

wenn sie kein künftiges erwarteten, sondern das gegenwärtige für ewig hielten.

26.

Alle Menschen sind, wenn man die Wahrheit sagen soll, Thoren. Die, welche es in keinem so hohen Grade sind, als andere, werden Weise genennet.

27.

Um sich das Leben angenehmer zu machen, erfanden die Menschen allerley Bedürfniße und Künste, die nach und nach so häufig und unentbehrlich geworden sind, daß sie itzt nicht wenig beytragen, ihnen das Leben noch mühseliger zu machen.

28.

In der alten Welt war es weit leichter, glücklich zu seyn, als es in der neuern ist. Denn da brauchte der Mensch wenig Mittel, und erreichte diesen Zweck mehrentheils. Itzt wendet derselbe unzählige an und verfehlt ihn fast immer.

29.

Die Natur ist mit wenigem zufrieden. Ein wahres Sprüchwort, wornach sich aber wenige richten. Die meisten verlangen mehr, als die Natur, und leben mit vielem unzufrieden.

30.

Was für ein Gewühl von Menſchen iſt nicht in der Stadt an einem Meß- oder großen Markttage! Was ſuchen denn die Leute ſo ämſig? — Den Nutzen Anderer? — Nichts weniger! — den ihrigen.

31.

Die Menſchen machen ſich immer gern Steckenpferde, worauf ſie ſich, wie die Kinder, herumzutummeln pflegen. Man laſſe ſie dabey! Es iſt beſſer, als wenn ſie die Gicht hätten, oder an Krücken gingen.

Sylvius findet ſein Vergnügen an Varianten-Sammeln. Phänest beluſtiget ſich mit der Unterſuchung alter Münzen. Kriton iſt ein Liebhaber von Naturalien und haſcht Schmetterlinge. Ruffin ſucht Kupferſtiche auf, jedoch nur lauter Chodowiecki's, die er, ſie ſeyn gut oder ſchlecht, theuer bezahlt. Alles dies ſind Schwachheiten, ich gebe es zu, aber unſchuldige Schwachheiten, die zum Zeitvertreibe dienen, und in Vergleichung mit größern moraliſchen Uebeln, ſich leicht überſehen laſſen.

32.

Wer Gott weniger liebt, als den Menſchen, der iſt gottlos; wer den Menſchen weniger achtet.

tet, als sich selbst, der ist stolz; wer sich selbst geringer schätzt, als die Materie, der ist geizig.

33.

Nichts giebt von dem greulichen Verfalle des menschlichen Verstandes und Herzens einen stärkern Beweis ab, als der **Krieg**, wo oft aus bloßer Ehrsucht oder gierigem Ländergeize Menschen ihres gleichen, wie Schaafe, zur Schlachtbank führen, oder wie Tiger gegen einander aufhetzen. — Ein Pyrrhus z. B. hat 50 Städte, die seine ganze Sorge und Aufmerksamkeit erfodern, wenn er sie pflichtmäßig regieren, d. i. Recht und Gerechtigkeit darinne handhaben, und Künste und Gewerbe darinne in Flor bringen will. Allein der ungestörte Besitz derselben kann ihn keinesweges zufrieden stellen. Seiner unmäßigen Herrschsucht, die er für ein löbliches Selbstgefühl hält, zur Regierung eines noch weitläuftigern Staats geboren zu seyn, dünkt sein Reich viel zu geringe, als daß er auf immer sein Vergnügen darinne finden sollte. Er sinnet daher mit seinen vertrauten Räthen Tag und Nacht auf Mittel, seine Grenzen zu erweitern und seine Staaten zu vergrößern. Man sagt ihm, daß einige Städte und Flecken seines Nachbarn ehemals seinen (des Pyrrhus) Vorfahren gehört hätten; (die

aber

aber dafür vielleicht andere nicht hatten, die Pyrrhus itzt inne hat.) Man legt ihm die geographische Karte seiner Länder vor, und zeigte ihm, daß es denselben an der gehörigen Rundung fehle, weil das Gebiete seines Nachbarn auf der einen Seite etliche Meilen tief in das seinige hineinreiche. Sogleich nimmt er hiervon Anlaß, gewisse Ansprüche zu formiren, und seinem friedfertigen Nachbar, nach einigen mit der Feder gepflogenen Unterhandlungen, den Krieg anzukündigen. Seine zahlreichen Truppen müßen sich rüsten, müssen aufbrechen, müssen nach dem Kampfplatze eilen, der sie erwartet. — Ruhe und Bequemlichkeit, stilles Gewerbe, Flor der Künste, Güter und Leben der Unterthanen werden hierbey in gar keine Betrachtung gezogen. — Man redet den angeworbenen Streitern von nichts, als Treue, Patriotismus, Ehre, Lorbern, Nachruhm und Unsterblichkeit vor, um ihren Eifer zu erhitzen, und sie gegen ihre Mitmenschen, die ihnen nichts zu leide gethan, recht blutgierig zu machen. — Sie stürzen sich also wütend in den Kampf, schlagen und werden geschlagen. Ströme des vergossnen Menschenbluts fließen von allen Seiten wie Wasser. Die jammernden Stimmen der Beraubten, Gemißhandelten, Verwundeten und

Sterbenden tönen durch die Luft und steigen zum Himmel. Mögen sie doch! Genug, Pyrrhus bemächtiget sich der streitigen Städte und Flecken, rundet damit seine Provinzen zu, überläßt seinen ruinirten Unterthanen die Sorge, sich wieder zu erholen, und stellet noch überdies öffentliche Freudensbezeugungen und Dankgebete an, „daß der Herr der Heerschaaren für die Gerechtigkeit seiner Waffen sich so sichtbar erkläret und ihm, indem er dieselben huldreich gesegnet, so viel glänzende Siege verliehen habe.“ — Aber wie mag wohl dem Gotte des Friedens dieses lärmende te Deum gefallen, da dieser ganze, von Seiten Pyrrhus so glücklich geendigte Krieg nichts weniger, als zu seiner Ehre geführt worden ist, und alle dabey gemachte Eroberungen nicht im Stande sind, auch nur das Leben eines einzigen dabey umgekommenen Menschen aufzuwägen oder zu ersetzen? —

34.

Es ist wahr, die 4 Monarchien der Welt und verschiedene andere große Reiche würden nicht entstanden seyn, wenn niemals Krieg in der Welt gewesen wäre; aber sind wohl die Menschen dadurch, daß sie entstanden sind, weiser, tugendhafter und glücklicher geworden? — Nimrod und Cyrus und Alexander und Cäsar

unter

unterdrückten durch ihre Herrschsucht andere Regenten, die zum Theil besser waren als sie, und ihre Unterthanen in Friede regierten; sie verschlangen sie gleichsam, um sich mit dem stolzen Titel: Großkönig, Monarch, Kaiser und Selbstherrscher brüsten zu können, und eine Menge sklavischer Völker und gekrönter Vasallen zu ihren Füssen zu sehen. — Ey! welch ein würdiger Preis für das Blut so vieler getödteten und die verlorne Ruhe so vieler unglücklich gewordenen Millionen! —

35.

Keine Wissenschaft in der Welt bleibt, bey allem Fleiße, den man darauf verwendet, unvollkommner, als die Menschenkenntniß. — Je länger man lebt und dieselbe studiert, je mehr neue und besondere Charaktere lernt man kennen.

36.

Ungeachtet den Menschen nichts lieber ist, als das Leben, so getraue ich mir doch wenig Greise zu finden, welche sich ihre verflossnen Jahre im Ernste noch einmal zurückwünschen sollten.

37.

So selten der Fall ist, zwo ganz gleiche Gesichter anzutreffen, so selten ist auch der, zwo ganz gleiche Gemüthsarten zu entdecken.

38.

Kein Fehler ist so allgemein und so tief eingewurzelt, als der Egoismus.

Fast bey allem, was jemand von sich selbst sagt, ist etwas Eigenlob, es sey so wenig als es wolle. Nun aber ist nichts unanständiger, als sich selbst zu loben. Daher vermeide man, so viel möglich, alle Gelegenheiten, von sich zu reden, es sey im Guten oder im Bösen.

Wie manchmal wird nicht sogar der Kluge, der dieser Regel nachzukommen sucht, ohne daß er es selbst merkt, ein prahlerischer Egoist!

39.

Nichts ist verdrüßlicher, als wenn man in Gesellschaften alle Augenblicke hören muß: „So bin Ich gesinnt! — So ist Meine Gewohnheit! — O es weis die Sache niemand besser, als Ich! — Soll ich Ihnen sagen, wie Ich hierinne denke? — Ich, für meine Person, kann so etwas gar nicht ausstehen. — In diesem Stücke bin Ich ein ganz anderer Mann — habe Ich meinen Kopf für mich — werde

Ich

Ich keinem Menschen, er sey, wer er wolle, etwas nachgeben.“ — —

40.

Die meisten Menschen, die etwas Böses von sich sagen, thun es entweder in der Absicht, die Meynung Anderer in Ansehung ihrer, dadurch auszuforschen, oder um das Vergnügen zu haben, sich widerlegen zu hören, oder um dem, was sie von Andern Böses zu sagen Willens sind, dadurch Glauben zu verschaffen.

41.

Die Menschen kaufen und verkaufen, freyen und lassen sich freyen. Dies, ist der Welt Lauf. Hierbey geht es nun freylich selten ohne Betrug ab, es sey um viel oder um wenig. Bald wird der Käufer, bald der Verkäufer, bald der Freyer, bald die Gefreyte, bald einer wie der andere betrogen.

42.

O wie habe ich bisher meine Zeit und mein Geld verschwendet! — So hört man viele Menschen seufzen, die im Herzen nichts weniger als entschlossen sind, beydes in Zukunft besser anzuwenden.

43.

Oft machen wir die Fehler, die wir in der

Jugend an Andern verſpotten, zu unſern Lieblingsthorheiten im Alter.

44.

Was für Vorbereitungen machen nicht die Menſchen zu ihrem künftigen Glücke! — Gleichwohl wiſſen die wenigſten was zu ihrem Glücke gehöre. — Die meiſten ſterben mitten in ihren mühſamen Vorbereitungen.

45.

Es iſt kein Menſch ſo vollkommen, ſo geehrt und geliebt, der, wenn er ſtirbt, nicht von irgend einer Seite ſeinen Freunden und Verehrern einen Bewegungsgrund verſchaffen ſollte, ſich über ſeinen Verluſt zu beruhigen. —

46.

Um der Thränen unſrer hinterlaſſnen Freunde willen, verlohnt ſichs wahrlich nicht der Mühe zu ſterben. — Wie mancher gute Vater, Lehrer, Ehemann und Freund geht unvermuthet ins Reich der Todten über! Man will mit ihm ins Grab ſpringen. Man will über ſeinen Verluſt verzweifeln. — In wenig Wochen iſt er vergeſſen.

Viertes Kapitel.

Von dem Verſtande und dem Witze.

47.

Es giebt in den Werken des Witzes einen gewiſſen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Wer denſelben erreicht, der iſt ein guter Schriftſteller; wer ihn empfindet, der hat Geſchmack.

48.

Man braucht der Welt nicht immer etwas Neues zu ſagen. Man ſage ihr nur nichts gemeines. Indeſſen bekömmt auch manchmal ein gemeiner Gedanke unter der Feder eines geſchickten Schriftſtellers ein neues Anſehen.

49.

Wenn Ihr Buch gut ſeyn ſoll, Fabius! ſo befleißigen Sie ſich, ſo viel möglich, der Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Präciſion. — Ohne dieſe vier Stücke iſt es nicht möglich, gut zu ſchreiben und einen dauerhaften Beyfall zu finden.

50.

Man bekümmere ſich zuförderſt um deutliche Begriffe; dann wird der Ausdruck von ſich ſelbſt folgen.

51.

Ein verworrener Vortrag kann die herrlichſten Wahrheiten verunſtalten und dem Leſer eckelhaft machen.

52.

Man durchdenke ja alles recht genau, ehe man ſich entſchließt, es niederzuſchreiben. — Man überſieht dem Verfaſſer eher einen falſchen Ausdruk, als einen falſchen Gedanken.

53.

Orgon iſt mit ſeinem Buche fertig. Es iſt leicht und verſtändlich geſchrieben; aber eben deswegen gefällt es ihm nicht! Er iſt daher entſchloſſen, es noch einmal vor die Hand zu nehmen, um es ſchwer und unverſtändlich zu machen.

54.

Woher kömmt es wohl, daß oft der Ungelehrte eine Wahrheit leichter einſieht, als der Gelehrte? — Er iſt beſcheidner und hat weniger Vorurtheile.

55.

Ein Schriftſteller, deſſen Buch in der Welt Aufſehen macht, erfähret mancherley Urtheile, gute und ſchlechte. Die ſchlimmſten darunter ſind ohnſtreitig die, welche die Herren Kunſtrichter von Profeſſion fällen, nicht ſowohl wegen

gen ihrer Strenge, als vielmehr wegen ihrer Partheylichkeit.

56.

Wenn der Kluge bey einem Buche nicht gähnt, und kaum zu merken ſcheint, daß er ſchon ſo viele Seiten darinne geleſen hat, ſo kann er gewiß glauben, daß das Buch gut iſt, was auch die Kunſtrichter davon ſagen mögen.

57.

Herr von Hitzig beurtheilt die Bücher, wie den Wein. Wenn ihm der Spiritus hiervon nicht ſo gleich in die Naſe fährt, ſo hält er ihn für ſchaal.

58.

Es iſt keine Schrift ſo gut, die nicht ihre Fehler hätte. Diejenige heißt man vortreflich, welche die wenigſten hat.

59.

Wie manchmal ſtreicht der Schriftſteller einen Gedanken hinweg, den er hätte ſtehen laſſen ſollen, oder ſetzet einen hinzu, den er hätte hinweglaſſen ſollen! —

60.

So wenig ein Geſicht um deswillen, weil es keine häßlichen Flecken hat, liebenswürdig iſt, eben ſo wenig iſt eine Schrift darum angenehm, weil keine groben Fehler dieſelbe verunſtal-

ten. — Um ſchön zu ſeyn, müſſen beyde die feinſte Bildung und die regelmäßigſten Züge beſitzen, die nur irgend geſchickt ſind, das Auge zu reizen, und die Seele mit ſüßem Wohlgefallen zu erfüllen.

61.

Man ſieht oft zehnmal über einen unrichtigen Gedanken oder falſchen Ausdruck hinweg, ohne ihn zu bemerken. Endlich entdeckt man ihn unvermuthet und erſtaunet, daß man ihn nicht ſogleich das erſtemal wahrgenommen hat.

62.

Der Banquier und der Kaufmann ſind Kenner ihrer Waaren. Sie wollen es auch von gelehrten Sachen ſeyn. Ich wundere mich darüber gar nicht. Der Reichthum hat viel Gewalt über die Menſchen, und verdreht ihnen bisweilen die Köpfe.

63.

Die Mode, griechiſche, lateiniſche und franzöſiſche Wörter in ſeinen Stiel mit einzuflechten, iſt noch nicht ſo ganz vorbey, als man geglaubt hat, oder ſie kömmt vielmehr ein wenig verändert wieder zurück. — Will man von neuem mit fremden Sprachen groß thun und ſich ſchämen, die deutſche rein zu ſchreiben?

64.

Verlaſſen Sie ſich nicht auf die Kabale der Rezenſenten, die Sie auf Ihrer Seite haben. Wenn Ihre Schrift einmal nichts taugt, ſo helfen Ihnen alle erkaufte Lobeserhebungen nichts, hätten Sie ſich auch dieſelben hundert Thaler koſten laſſen. Man kauft allenfalls Ihr Werk, blättert es durch, und legt es mit Verdruß bey Seite.

65.

Der berühmte Profeſſor Onuphrius hat wie ſeine Zuhörer verſichern, einige wichtige Manuſcripte druckfertig liegen. Er trägt aber noch zur Zeit Bedenken, ſie der Preſſe zu übergeben. O möchte er doch, um noch lange berühmt zu ſeyn, noch lange Bedenken tragen! —

66.

Stehen Sie auf, Herr Autor! Schämen Sie ſich! Was knien Sie da in Ihrer Vorrede vor dem Richterſtuhle des Publikums? — Iſt Ihr Buch einmal ſchlecht gerathen, ſo hilft Ihnen bey dieſem ſtrengen Richter alles Bitten um Schonung nichts. Es verſchlimmert vielmehr nur Ihre Sache; denn Sie machen ſich dadurch bey ihm zum voraus verdächtig, und noch überdieß, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, lächerlich.

67.

Also ist das Buch schlecht? — Erbärmlich! sage ich Ihnen. — Haben Sie es selbst gelesen? — Nein! Adraft hat mich dessen versichert. — Hat es Adraft gelesen? — Auch nicht! er hat es von Ktesiphon gehört. — Und Ktesiphon? — Weis es durch Narcissen, der sichs, unter währendem Frisiren, von seinem Bedienten hat vorlesen lassen. — In Wahrheit! ein sehr zuverläßiges Urtheil. Doch von dieser Art sind ja die meisten in der Welt, sie betreffen Personen oder Schriften.

68.

Nie sind in Deutschland so viele Bücher gedruckt worden, als itzt. Man lese nur das jedesmalige Meß-Verzeichniß, und man wird erstaunen. Doch schließe man hieraus nicht etwa auf den guten Zustand unserer Litteratur, sondern vielmehr auf die Schreibseligkeit unsrer Verfasser. Die meisten dieser Werke dauren kaum ein Jahr. Im zweyten fragt schon Niemand mehr darnach. Im dritten werden sie zwar noch verkauft, aber als Makulatur.

69.

Der Verfasser einer allgemeinen Satire ist gar nicht tadelnswürdig. Derjenige aber ist

straf-

ſtrafbar, der davon, wider die Abſicht des Verfaſſers, eine beſondere Anwendung macht.

70.

Es iſt ein Stück der guten Sittenlehre, die Menſchen überhaupt nach der Natur zu ſchildern. Es iſt eine unerlaubte Satire, einzelne Perſonen nach dem Leben zu zeichnen. Es iſt eine kluge Miſchung von Satire und Moral, von dem einen Originale dieſen, von dem andern jenen Zug zu nehmen, und daraus, zur Belehrung der Welt, ein neues Ganze zu bilden.

71.

Die Regeln ſind mehr für die mittelmäßigen Genies, als für die großen. Dieſe dürfen ſich weder zu viel, noch zu wenig daran binden. Im erſtern Falle ſetzen ſie ſich in Gefahr, ins Steife und Aengſtliche zu gerathen; im letztern aber, mit ihrer lebhaften Einbildungskraft bald da, bald dorthin zu ſchweifen. Jene hingegen müſſen ſich genau an die Vorſchriften halten, die ihnen die Kunſt giebt, weil ſie, wenn ſie davon abweichen, in ihrem Genie nichts finden, wodurch ſie den Leſer oder den Kunſtrichter für den Mangel derſelben ſchadlos halten könnten.

72.

Fürchten Sie nichts, Herr Autor! Schreiben Sie! Ihr Buch mag gut oder schlecht seyn. Es wird auf keinen Fall an Leuten fehlen, die Geschmack daran finden. Den Klügen werden die guten, den Narren die schlechten Stellen gefallen.

73.

Mancher Gedanke scheinet von fern natürlich und schön zu seyn, der, wenn man ihn in der Nähe betrachtet, erkünstelt und schlecht ist.

74.

Hören Sie, schreyt Philint, indem er unter dem Lesen plötzlich auffährt, wie erhaben diese Gedanken sind: „Kein Riese macht solche „Schritte über Berge und Thäler, als wir Itzt„lebenden in den Künsten und Wissenschaften. „Wir glauben aber keine Wunder mehr. Ge„schähen welche, und wären ihrer je geschehen, „so bin ich versichert, es würde sich eines bey „dem Tode des großen Friedrichs zugetra„gen haben.“ — Sie bewundern also diese Gedanken, Philint? Ich begreife dieses kaum. Sehen Sie denn nicht, daß der erste, bey einer albernen Vergleichung, gar keinen Beweis, und der letzte, bey der übertriebensten Schmeicheley, einen nur scheinbaren hat? —

75.

Uebereilen Sie ſich nicht in Ihrem Urtheile, Herr Klitander! Vielleicht iſt Ihnen der Stoff, wovon der Verfaſſer handelt, nicht bekannt genug. Vielleicht fehlt es Ihnen auch an Fähigkeit und Geduld, darüber nachzudenken. Die Begriffe, von welchen hier die Rede iſt ſind ſchwer und verworren. Löſen Sie dieſelben auf, wenn Sie können. Alsdann mögen Sie es verſuchen, ihren Werth zu beſtimmen. Es iſt ohne ihr Beyſpiel wahr, (dieſes beſtätiget es nur,) daß es leichter iſt, zu entſcheiden, als zu unterſuchen, leichter zu tadeln, als zu beweiſen.

76.

Man hält es gemeiniglich für etwas leichtes, ein Schauſpiel zu ſchreiben. Faſt jeder junge Schriftſteller, macht damit den Anfang. Die Schauſpieler ſelbſt vermengen ſich damit. Aus zehen Stücken, die ſie auswendig wiſſen, machen ſie eins. Allein daß unter allen dieſen Dramaturgen kein einziger Leßing iſt, daß wir nur ihn allein haben, den wir andern Nationen entgegen ſtellen können, iſt ein klarer Beweis, wie ſchwer es ſey, in dieſem Fache etwas vortreffliches zu liefern.

77.

Jtzt iſt die Roman-Periode der Deutſchen. Alles will bey uns Romane leſen. Alles will Romane ſchreiben. Alles giebt ſelber Stoff zu Romanen.

Aber was iſt ein Roman? — Nichts anders, als eine wahrſcheinliche Lügen, die mit der Liebe, weil doch dieſelbe einmal unſre Hauptleidenſchaft iſt, nothwendig verbunden ſeyn muß. — Oft iſt nur der Grund davon erdichtet, und die Umſtände ſind wahr: oder der Grund davon iſt wahr, und die Umſtände ſind erdichtet. — Meiſtentheils aber iſt alles Lügen.

Unterdeſſen iſt ein guter Romanſchreiber, der ſich in den Schranken des Wahrſcheinlichen zu erhalten weis, und ſein Hauptabſehen auf die Verbeſſerung der Sitten richtet, ganz und gar nicht zu verachten. Vielmehr iſt er im Stande, mit jedem Prediger, der weiter nichts kann, als moraliſiren, um den Vorzug zu ſtreiten.

Richardſon, der Britte, war ein ſolcher. Wie wohl verſtund er die Kunſt, auf die gefälligſte Art lehrreich zu ſeyn! Hätte er auch die verſtanden, ſein allzufruchtbares Genie in etwas zu mäßigen und mit wenigem viel zu ſagen, ſo wäre er ohne Zweifel vollkommen geweſen.

Wir

Wir haben keinen Richardſon unter den Deutſchen. Wir haben höchſtens nur Marivaux und Le-Sages.

Unſere neueſten Roman-Dichter bekümmern ſich weder um Moral, noch um Geſchmack. Ihre gröſste Sorge iſt die, wie ſie die leeren Seiten ihres Buchs mit eben ſo leeren Worten ausfüllen mögen.

Die meiſten fallen ins Poſſenhafte und Kindiſche, flechten ihre eigenen ehemaligen Studentenſtreiche mit ein, vergiften, (was das ſchlimmſte iſt,) die Herzen der Jugend durch ſchädliche Grundſätze, und lieben übrigens das Unnatürliche in ihren Erdichtungen eben ſo ſehr, als in ihren Ausdrücken.

78.

Chryſogon ſcheinet zu fühlen, daſs ſein Roman an ſich ſelbſt wenig Reiz für die Leſer haben dürfte. Er ſucht ihm daher durch ein Mittel zu helfen, das ſchon mehrern glücklich geholfen hat. — Und was iſt dies für eines? — Ein paar Kupferſtiche von Chodowiecki'n.

79.

Der Herr von Florimond wagt ſich auch in dieſe Sphäre. Er iſt vor kurzem von Schöppenſtädt nach Schilde gereiſt, auf welcher Reiſe ihm allerhand ſeltſame Abentheuer, beſonders

einige sehr drollichte Liebeshändel aufgestoßen sind. Diese hat er mit allem Fleiße zu Papiere gebracht, und ist nun Willens, sie zum Nutzen und Vergnügen des Publikums in den Druck zu geben.

80.

Man bedienet sich itzt gern in den Romanen geistlicher Personen zu Spielung gewisser Hauptrollen. Bald führt man Orthodoxen darinne auf, welche die Leser sowohl durch ihre Lieblosigkeiten ärgern, als durch ihre Thorheiten belustigen müssen. Bald läßt man einige von ihren Gegnern, den Neologen, darinne auftreten, die mit dem sanftesten Charakter begabt sind, und bey allen Gelegenheiten den Auftrag haben, entweder wohlthätige Handlungen zu verrichten, oder erbauliche Sittensprüche zu reden.

81.

Je närrischer itzt der Titel eines Romans klingt, um desto lieber hat man ihn. Hier sind einige zur Probe: „Fahrt zu, Kutscher! oder Begebenheiten des Ritters von Vagabond" — „Hilf, heilige Genoveve! oder brünstige Seufzer einer Pariser-Nonne bey jetzigen bedenklichen Zeitläuften." — „Die Mäusefalle, oder Liebesgeschichte eines Mönchs aus Nova Zembla." — „Klipper Klapper, oder der lustige Müller von Venedig." — „Heute gehts noch! oder Tage-

buch

buch Michel Sorgenfreys, von ihm ſelbſt geſchrieben und zum Druck befördert. — " — Sollten dieſe Titel einem oder dem andern Buchhändler gefallen, und derſelbe dadurch Luſt bekommen, geiſtreiche Romane darnach ausarbeiten zu laſſen, ſo wird es mir ein Vergnügen machen, ihm die Mühe, ſelbſt welche zu erſinnen, erſpart zu haben. — Ich merke dieſes darum an, weil mir bekannt iſt, daß einige dieſer Herren oft noch albernere Titel, um darnach Romane zu verfertigen, den Schriftſtellern vorzuſchreiben pflegen.

82.

„Es läßt ſich itzt nichts ſagen, was nicht ſchon zuvor geſagt worden wäre *)." — Dieſer Ausſpruch des Terenz hat immer ſo ziemlich für wahr gegolten. In unſern Zeiten aber ſieht man ein, daß er ſchlechterdings falſch iſt. Jedermann will itzt etwas ſagen, was noch Niemand geſagt hat.

83.

Die Einbildung, ſchön zu ſchreiben, vermehret die Zahl der ſchlechten Schriftſteller, ſo wie die Einbildung, klug zu ſeyn, die Zahl der Narren.

*) Nullum eſt jam dictum, quod non dictum ſit prius. TER.

84.

Ich habe die kleinen Noten des Herrn D. Skriblers zu dem neuen Teſtamente geleſen. — Soll ich Ihnen meine Meynung ganz kurz davon ſagen? — Der Mann gießt Waſſer über einen ſpirituöſen Text.

85.

Wer immer etwas Neues ſagen will, ſagt ſelten etwas Wahres. Man mache die Anwendung hiervon auf unſre jetzigen Herrn Reformatoren oder Renovatoren der Wiſſenſchaften.

86.

Vor 30 Jahren riß der allgemeine Beyfall einiger großer Dichter jeden Schüler hin, Verſe zu machen, mit Reimen und ohne Reime, und jeden Handwerksmann, welche zu leſen, er mochte ſie verſtehen oder nicht. Daher eine ſo ungeheure Menge elender Gedichte in jeder Art. Daher die gegenwärtige ſo allgemeine Verachtung der Dichtkunſt in ganz Deutſchland.

Man wird aber einſt (dies hoffe ich zur Ehre meines Vaterlandes,) wieder davon zurückkommen; ſollte es auch nicht eher geſchehen, als bis der dichteriſche Geſchmack, der itzt ſchon erbärmlich genug iſt, noch mehr verdorben ſeyn, und ein allgemeines Verlangen nach einer neuen Verbeſſerung deſſelben erregt haben wird.

Wehe

Wehe indeſſen den armen Genies, die ein Talent zur Dichtkunſt bey ſich fühlen! — Man würde itzt Homeren, Miltonen und Klopſtocken abweiſen, wenn ſie kommen, und den Buchhändlern ihre göttlichen Schriften antragen wollten. Wie vielmehr einen jungen Zögling des Parnaſſes, der ſich noch mit nichts legitimirt hat, daß Apoll ſein Vater iſt, und die Muſen ſeine Schweſtern ſind! —

87.

Das vornehmſte, was in unſern Tagen zu einer guten Lektüre gerechnet wird, ſind philoſophiſche Flöskelchen, empfindſame Tändeleyen, moraliſche Sprüchwörterchen, ſchielende Bonmots und luſtige Mährchen, meiſt im cyniſchen Geſchmack. — Ein gutes Magazin hiervon liefert der ſo beliebte D. M. des Hrn. W..

88.

Unter dem erleuchteten und geſchmackvollen Publikum verſteht ein Schriftſteller blos dasjenige, welches ſo gefällig iſt, ſeine Geiſtes-Produkte gründlich und ſchön zu finden.

89.

Sie haben zu viel Witz! iſt eben ſo viel, als wenn man ſagte: Sie ſind ein Narr!

Sie haben zu wenig Witz! heist dagegen nichts anders, als: Sie sind nicht schlau genug. Sie lassen sich übertölpeln.

O wie witzig Sie sind! weis ich nicht besser zu erklären, als so: Sie sind ein Spaßmacher. Es hört sich Ihren Schwänken mit Lust zu.

90.

Die Republik der Gelehrten besteht aus Mitgliedern von allerley Gattungen und Fähigkeiten. Es giebt darinne Männer vom ersten, zweyten, dritten und vierten Range — Fürsten und Edelleute, Bürger und Bauern. — Es giebt darinne besonders auch Künstler und Handwerker, unter denen man, wenn man will, die Herrn Autoren, Kollektaneensammler, Geheimschreiber und Abschreiber verstehen kann. Es giebt endlich aber auch Krämer und Handlanger darinne. Und das sind die Herren Buchhändler und Buchdrucker.

91.

Die mit ihren Wissenschaften durchaus in der Welt Aufsehen oder wohl gar Epoche machen wollen, gelangen selten zu ihrem Zwecke. Und wenn sie es endlich ja so weit bringen, daß sie öffentlich bekannt werden, so erlangen sie doch mehr den Beynamen berüchtigt, als berühmt.

92.

92.

Auf dem groſsen Schauplatze der Welt treten bisweilen Männer hervor, die, wie Melchiſedech, ohne Eltern und ohne Geſchlecht ſind. Niemand wuſte etwas von ihnen, ehe ſie aufſtunden. Niemand erbt ihren Namen, wenn ſie abtreten. Sie ſind die erſten und die letzten ihres Geſchlechts.

Klopſtock iſt ein ſolcher Mann. Er hat ſeinen Ruhm nicht von ſeinen Vorfahren. Er hinterläſst ihn keinen Enkeln. Er iſt, was er iſt, durch ſich ſelbſt, und bleibt es auf immer. Der Tod, der Andere zur Vergeſſenheit bringt, verewigt ſein Andenken.

Er ſchwingt ſich mit ſeinen Gedanken zu einer Höhe, wofür einem ſchwindelt. Es ſind aber keine leeren Dünſte, worein er ſich hüllt, um übernatürlich zu ſcheinen. Es ſind wirkliche Gedanken, welche bey der ſchärfſten Unterſuchung die Probe halten. Der Ausdruk, den er ſich dazu geſchaffen hat, iſt der Gröſse ſeiner Gedanken gemäſs. Man hat in beyden geſucht, ihn nachzuahmen. Aber er iſt unnachahmlich.

93.

Rabener hat es in der Satire zu einer groſsen Vollkommenheit gebracht. Er würde es aber vielleicht noch weiter darinne gebracht ha-

ben, wenn sein mühsames Steuer-Amt, das sich weder für sein Genie, noch für seine Denkungsart schickte, ihn nicht daran verhindert hätte. — Konnte man ihm denn nicht einen hinlänglichen Gnadengehalt gebn, wie Ludewig, der 14te, seinem Boileau? —

94.

Gellert lebte mehr von der Freygebigkeit der Ausländer, als der seiner Landesleute. Diese, (besonders die Vornehmen unter ihnen,) erfuhren nicht eher etwas von seinem Daseyn, als bis ihnen jene, so zu sagen, davon Nachricht gegeben hatten. Der Marquis D'Argens, der englische Gesandte Mitchel, der damalige Dänische, der ihn für seinen König verlangte, und verschiedene andere breiteten seinen Ruhm in Dresden und in dem Lager Friedrichs, des Großen, aus, wo man von ihm zum erstenmale mit Erstaunen hörte. Die Sachsen schämten sich endlich ihrer Unachtsamkeit auf seine Verdienste, und fingen an, ihm Wohlthaten zu erweisen — als er vor Alter und Schwachheit wenig mehr genießen konnte.

95.

Für Klopstocken und Käſtnern hatte ihr Vaterland weder Geld, noch Aemter. Für eine Menge unnützer Ausländer hatte es beydes.

96.

96.

O wie manches groſse Genie ſchlummert in der Dunkelheit, weil Niemand da iſt, der es ans Licht zieht! — Tauſende ſterben unbekannt, die, wenn ihnen das Glück, oder ein Mäcen wohl gewollt hätte, eben ſo berühmt geworden ſeyn würden, als Cicero und Cäſar, oder Horaz und Virgil.

Was beklagt man ſich alſo über den Mangel an groſsen Geiſtern? Man beklage ſich vielmehr über den Mangel an groſsen Gönnern, welche die Wiſſenſchaften lieben, und die dürftigen Genies in Schutz nehmen; oder man beklage ſich über die Menge derer, die nur Geld für den phyſiſchen Geſchmack haben, die nur gegen Komödianten und Kaſtraten freygebig ſind; die keinen andern Ruhm kennen und zu ſchätzen wiſſen, als den, mit Menſchenblute erkauften, Ruhm der Waffen.

97.

Es iſt mit einem Genie, wie mit einem Demante, der nicht eher glänzt, als bis er geſchliffen iſt. Er hat aber doch ſchon zuvor ſeinen Werth in ſich ſelbſt.

Wie manches kleine Dorf, wie manche geringe Familie in der Stadt hat ſolche Demante in ihrer Mitte! Aber man giebt ihnen keine Po-

litur. Man bekümmert ſich nicht um ſie. Sie bleiben im Staube.

98.

Veſtris war ein Tänzer und ſammelte Schätze. Milton war ein Dichter, und litt Hunger. So ſchätzt und belohnt die Welt die Talente! Künſtliche Sprünge gelten mehr bey ihr, als erhabene Gedanken.

99.

Ariſtarch, ein Kenner der Sprachen und Wiſſenſchaften, bittet um eine Penſion und wird abgewieſen. Man hat kein Geld für ſolche Pedanten. Man braucht es für Blancharden, den Verwegenen, deſſen Kopf ſo luſtig iſt, wie ſein Ballon.

Ich weiß wohl, womit man ein ſolches Verfahren zu rechtfertigen ſucht. Die Armuth, ſagt man, hilft den Genies eher zu ihrer Reife, als der Reichthum. Iſt ſie es nicht, die man eine Erfinderin nützlicher Künſte, eine Beförderin großer Handlungen, und eine Mutter berühmter Helden und Dichter nennet? — Ich gebe dieſes zu, wenn dieſelbe noch leicht und erträglich iſt. Iſt ſie aber gar zu ſchwer und drückend, ſo wird ſie eine Laſt für den Geiſt, die ſeinen Muth, ſtatt ihn zu erheben, darnieder-

ſchlägt,

ſchlägt, und ſein Feuer, ſtatt es zu beleben, erſtickt.

100.

„Die kühne Armuth hat mich angetrieben, „Gedichte zu machen *).“ — So ſaget Horaz, und ich glaube es ihm. Aber es iſt klar, daß er nur von ſeinen erſten Verſuchen in der Dichtkunſt redet. Denn ſo bald er durch dieſe dem Mäcen, der ihn dem Auguſt empfahl, bekannt geworden war, wo blieb alsdann bey ihm die kühne Armuth? —

101.

Welch ein wichtiger Unterſchied iſt nicht zwiſchen einem mächtigen Könige und einem dürftigen Dichter, ſo lange ſie beyde leben! Im Tode und bey der Nachwelt ſind ſie einander vollkommen gleich. Da gehen die Auguſte und die Horaze, die Ludewige und die Corneille, die Friedriche und die Gellerte in einem Paare.

102.

Man hat itzt in den meiſten Städten Deutſchlands beſondere Leſegeſellſchaften errichtet, von welchen die Mitglieder beyderley Geſchlechts einander die neueſten Journale und Re-

*) Et laris et ſundi paupertas impulit audax, Vt verſus facerem. — hor. lib. 2. Ep. ad Flor.

Romane blos zum Ansehn mittheilen; denn gelesen werden sie ohnedem von den wenigsten. Weil es aber die Mode und der gute Ton der Welt einmal so mit sich bringen, einer solchen witzgleißnenden Gesellschaft beygezählet zu werden, so drängt man sich eben so sehr zu dieser eingebildeten Ehre, als sich die Gelehrten in B.. zu derjenigen drängen, Mitglieder der dasigen Academie der Wissenschaften zu heißen. — Ein Glück für euch, ihr Herren Buchhändler! die ihr eure, größtentheils geistlosen, Verlagsartikel nicht besser anzubringen wißt, als bey solchen Gesellschaften.

103.

Polemischer Ton unsrer schönen Geister *).

„Der garstige Bock!" So fein schilt W.. der witzige W.. den ehrlichen N.. in der Person seines verliebten Romanhelden, der für sieben Weiber Neigung und Temperament hatte. Und N.. der christliche Deist, der sich schon so oft in seinem Leben über die Zanksucht der Theologen ereifert hat, giebt seinem Gegner dieses Kompliment nicht weniger artig zurück: „Pfuy! der garstige Bock! — Dabey versichert noch jeder das unpartheyische Publi-

*) Weiter unten werde ich auch eine Probe geben, wie sich die philosophischen Streiter behandeln.

Publikum, daß der Andere daſſelbe mit der, auf ſeine Schriften verlangten und auch erhaltener, Pränumeration ſchändlich betrogen habe. — Möchte man nicht hierbey ausrufen: Sind das nicht garſtige Böcke! — Allein, um nicht in ihren eignen Fehler zu fallen, will ich blos ſagen: Sind das nicht unartige Polemiker! —

104.

Die Schauſpielerzunft hat in unſern Tagen an den Declamatoren einen edlen Nebenzweig bekommen, der ſie zu vervollkommnen ſucht und dem Publikum bereits eben ſo ſehr als ſie zur Beluſtigung dienet. In beyden iſt die Einrichtung und die Gewohnheit einerley. Man hat Logen, Orcheſter, Theater und Parterre. Man bezahlt für den Einlaß, plaudert, lacht, liebäugelt, pfeift, wenn das Stück mißfällt, und applaudirt, wenn man es ſchön findet. Im Uebrigen haben die Schauſpieler in beyden Gattungen mit den Poeten einerley Zweck, vt prodeſſe velint et delectare: Nur mit dem Unterſchiede, daß derſelbe bey den Declamatoren ausgedehnter iſt, und der Nutzen davon ſich ſogar bis auf die Kanzel erſtrecken ſoll. Daher dieſe Herren ſichs zur Pflicht machen, junge Theologen und angehende Prediger zu lehren, wie ſie

Gottes

Gottes Wort unter so seltsamen Grimassen und mit einer so affektirten Stimme den Leuten vorsagen sollen, daß, wie ich glaube, der Böse selbst, wenn er zugegen wäre, sein spöttisches Lachen darüber nicht unterdrücken könnte.

105.

Der löblichen Toleranz und Preßfreyheit zufolge, kann man itzt wider die Schrift und die symb. Bücher schreiben und drucken lassen, was man will. Dies ist, daferne man nur nicht gar zu plump zu Werke geht, jedwedem zu thun erlaubt. Allein der theuren Friedfertigkeit und Menschenliebe zum Besten, darf sich heut zu Tage niemand unterstehen, wider solche Verfasser, wenn sie zumal vornehme und hochgraduirte Personen sind, weder etwas zu schreiben, noch in Druck zu geben. — Die Ursache ist vermuthlich diese, weil man Gott zu viel Philosophie zutrauet, als daß er sich über die ihn betreffenden schiefen Urtheile der Unverständigen ärgern sollte: da hingegen die Menschen als Schwache betrachtet werden, die über den Tadel Anderer' gemeiniglich höchstempfindlich sind, und daher, so viel als möglich, geschont werden müssen. —

Man sage nun noch, daß unsre Zeiten nicht aufgeklärt wären!

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Von dem Geſchmacke.

106.

„Vom Geſchmacke iſt nicht zu diſputiren.“ — Dieſes Sprüchwort wird von denen ganz unrecht verſtanden, die damit beweiſen wollen, daß es im Grunde weder einen guten, noch einen ſchlechten Geſchmack gebe.

Wenn Eraſt das Saure und Theron das Süße liebt, ſo läßt man ſie bey ihrem Appetite. Aber iſt deswegen ſauer und ſüße einerley? — Oder wenn Doranten, weil er einen verdorbenen Magen hat, vor den ſchmackhafteſten Speiſen eckelt, und Kleon, wegen ſeines zarten, oder vielmehr verwöhnten Gaumens, zu viel Würze liebt, oder zu wenig Salz leiden kann, wird deswegen wohl jemand ſagen, daß die Schuld hiervon an den Speiſen liege, oder daß es Recht ſey, ihnen viel Würze und wenig Salz zu geben? —

Eben ſo iſt es auch, in Anſehung des moraliſchen Geſchmacks. Da giebt es ebenfalls angenehm und bitter, ſauer und ſüße, Salz und Würze, gute und ſchlechte Speiſen, geſunde und

kranke

kranke Mägen, verwöhnte und unverwöhnte Gaumen.

107.

Wer das zu viel oder zu wenig Witz in einer Schrift, wer das wahre Schöne eines Gedankens und eines Ausdrucks leicht bemerkt oder fühlt, von dem kann man mit Recht sagen: Er hat Geschmack!

108.

Zuweilen ist es mit den Speisen, wie mit den Kleidertrachten. Eine gewisse Art derselben ist eine Zeitlang Mode. In unsern Tagen müssen die moralischen Köche ihren Gästen, wenn sie sich bey ihnen beliebt machen wollen, nichts, als Romane, Wochenschriften, ökonomische Beobachtungen, Religions-Novitäten und dergleichen vorsetzen; und zwar alles in ungeheurer Menge; denn der Hunger darnach ist unersättlich. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Gerichte nicht alle frisch zubereitet seyn können, sondern daß auch viele aufgewärmte, viele unschmackhafte Fricassees und Ragouts mit unterlaufen müssen.

109.

Kurz vor und unter der Regierung Augusts kannte und schätzte man in Rom den guten Geschmack, wovon die Schriften eines

Cicero's,

Cicero's, Cäsars, Virgils, Horazes und anderer noch itzo zeugen. Allein man lernte ihn gar bald verkennen und weniger schätzen. Seneka, Lukan, Plinius, der jüngere, und andere verließen ihn, um sich und Rom einen neuen zu schaffen, an welchem die Kunst weit mehr, als die Natur, Antheil hatte.

Zu Ludewigs, des 14ten, Zeiten blühete in Frankreich das goldne Jahrhundert. Corneille, Racine, Moliere, Boileau, La-Fontäne, Fenelon, Boßuet, Bourdaloue u. a. hatten gewiß den guten Geschmack, den die Alten besaßen, und den sie von ihnen erlernet hatten. Aber er blieb unter ihren Landesleuten nicht lange unverfälscht. Die spätern französischen Schriftsteller verdarben ihn, entweder durch zu viel, oder zu wenig Würze.

In Deutschland herrschte lange Jahrhunderte hindurch die geschmackloseste Schreibart und der fadeste Witz, den man sich nur denken kann. Man drückte sich in Schriften, wie im Umgange, auf das abentheuerlichste aus, wollte überall seine Belesenheit zeigen, flickte sein Buch aus vielerley Sprachen zusammen, spielte mit Wörtern und Namen, war grob, indem man spaßhaft seyn wollte, und ward dadurch den klügern Nachbarn lächerlich. Unvermuthet tra-

ten Moßheim, Jerusalem, Cramer Gellert, Schlegel, Zachariä, Klopstock Leßing, Rabener und andere ihnen ähnliche Schriftsteller auf, reinigten den Geschmack der Deutschen, und retteten von dieser Seite ihre Ehre. Ihre Schriften sind unter uns eben so klaßisch, als die der Zeitverwandten eines Augusts und Ludewigs.

Itzt, wo wir uns mit einer besondern Aufklärung brüsten, ist der Geschmack der Deutschen eben so beschaffen, wie der Geschmack der Römer zu den Zeiten Seneka's. Man will sich von dem gewöhnlichen entfernen und fällt ins Sonderbare. Man will sich kurz fassen und wird unverständlich. Man will den Witz nicht sparen und verschwendet ihn.

110.

Es ist, wie mich dünkt, kein geringer Beweis von dem Verfalle, in welchen der Geschmack der Deutschen gerathen ist, daß sie anfangen, Gellerten und seine Zeitgenossen zu verachten, die sich doch nach den besten Mustern der Griechen und Römer, Gallier und Britten gebildet haben. — Gellerts Fabeln, deren Stil so sanft, so fließend und zugleich so voll von dem naifsten Witze ist, werden itzt wenig mehr gelesen und noch weniger von Jemanden empfoh-

empfohlen. Dafür lobt man Andere, worinne der Erzähler auf Stelzen geht, oder auf Schnecken reutet. Hier ist zur Probe eine Fabel, die ganz von der Güte unsers jetzigen Geschmacks in dieser Art von Gedichten zeuget. Ein scharfsinniger Recensent hat sie selbst aus einer neuern Sammlung entlehnet, die er für witziger hält, als die Gellertische, und daher bald in den Händen aller Freunde geistreicher Schriften vermuthet. Sein Beweis ist diese Fabel:

Die alte und die junge Biene.

D. j. B. Ich sammle Honig aus den schönsten Blüten,
Und steche dann und wann dabey
Die Fratzen all', die mir das Ding verbieten.

D. a. B. Wohl, liebes Kind! Gott mag dich schön behüten!
Daß immer Würdigkeit in deinem Stiche sey.
Doch wie? (der Fratzen giebts auf Erden vielerley;)
Wenn das Verbot von einem Esel wäre?

D. j. B. Den laß ich laufen, traun! ihn stechen, was für Ehre?

Vor Anführung dieſer Fabel ſchicket der Herr Kunſtrichter folgende Anmerkung her: „Es iſt „ſchon lange, daß kein neuer Fabeldichter unter „uns aufgeſtanden iſt; deſto willkommner muß „uns dieſer ſeyn, zumal er, wie er ſelbſt ſagt, „keiner der gelaßnen Erzähler, das heißt, „kein Nachahmer Gellerts iſt. Herr Wie„land hat die Liebhaber der comiſchen Poeſie an „eine würzreichere Speiſe gewohnt, als „man vor 30 Jahren zu genießen pflegte; ſo „daß blos eine Erzählung, ohne Witzverbrä„mung, nicht viel Gönner unter ihnen finden „dürfte."

III.

Den jetzigen Oden-Geſchmack wird man ohngefähr aus nachſtehendem Geſange beurtheilen können, der aus der Sammlung eines der beſten Dichter unſerer Zeiten genommen, und in derſelben gewiß keiner der ſchlechteſten iſt:

Sie und Mai und Nachtigal.

Wie leuchtet milde, blaß und ſchön
Die Abendſonne! Sieh, wie wehn
Die Blüthen, röthlich, weiß und bunt,
Und überſchnein den Gartengrund!

Wie

Wie ſchwimmt die kühlige Abendluft
In Mai und Nachtviolen-Duft!
Wie wölbt ſich die Laube blätterſchwer
So dunkelfreundlich um uns her.

Und, horch! durch Garten, Buſch und Thal
Schlägt ihren Schlag die Nachtigal!
Dein Schlag ſchlägt mir durch Mark und Bein —
O Nachtigal! Nachtigal! ſchone mein!

Und, ach! in ihrer Lieblichkeit,
In ihrer Schönheit Feyerkleid
Wallt neben mir das Mädchen mein!
O Mädchen! Mädchen! ſchone mein!

O ſchone mein! du biſt ſo hold,
Viel holder, als der Sonne Gold.
Viel ſchöner, als die Blüthen all.
Viel ſüßer, als die Nachtigal.

Dein Auge blau und freundlichgut.
Dein Mund in ſeiner Roſenglut!
Dein Blick ſo lieb! Dein Buſen rein!
O Herzensmädchen, ſchone mein!

In meiner Seele lebts und webts.
In meinem Herzen ſtrebts und bebts.
Es wogt und wirbelt Fluth auf Fluth.
Es blitzt und lodert Gluth auf Gluth.

Und, horch! durch Buſch und Blüthen all
Schlägt noch einmal die Nachtigal.
Dein Schlag ſchlägt mir durch Leben und Sein.
O Nachtigal! Nachtigal! ſchone mein!

Mir wird ſo heiß! Mir wird ſo weh
Um dich, du innig Innige!
Wer iſt, wie ich, ſo ſtark, ſo held!
Ich ſchlüge für dich mit der ganzen Welt.

Ich ſtürbe für dich den heißeſten Tod!
Zehntauſendfachen grimmigen Tod!
Wohl grimmig, düſter, wild iſt er!
Doch iſt die Liebe noch grimmiger!

Wer will mir rauben das Mädchen mein?
Zu Staub ſoll ſtieben ſein Gebein!
Wer hadert um meine erwählte Braut?
Das Verhängniß hat mir ſie angetraut!

O Mädchen! Mädchen! bleib nur mein!
So iſt mir Welt und Schickſal klein!
So reißt mich von dir nicht Gewalt noch Noth.
Selbſt nicht der eiſerne grimmige Tod.

Rufen Sie, Herr Leſer: Bravo! Bravo! und rufen Sie nicht, ſo ſage ich Ihnen im Namen aller Liebhaber des jetzigen Geſchmacks, daß Sie ſich nicht auf geiſtreiche Verſe verſtehen. Wiſſen Sie denn auch, daß dieſe Gedichte den Stempel des Zeitungsſchreiber-Lobs erhalten, und daß ſogar Profeſſoren der ſchönen Wiſſenſchaften ſie öffentlich vom Katheder herab als Muſter empfohlen haben? — Sie ſchütteln den Kopf? — Ja, ja! verlaſſen Sie ſich drauf. — Einige ſetzen ſo gar den Verfaſſer, (der ſich übrigens Roſegarten nennt, und ſeine Gedichte 1788. in Leipzig hat drucken laſſen,) unter die erſten klaſſiſchen Dichter der Deutſchen.

112.

Hier iſt auch etwas zur Probe von der neueſten Philoſophen-Sprache, wodurch Licht in die Köpfe gebracht wird, damit ſie hell und aufgeklärt denken lernen:

„Daß von einem einfachen Theile kein Bild „ſtatt findet, ob er zwar ſelbſt ein Theil von

„einem Bilde, das ist, von einer sinnlichen An-
„schauung ist, kann ihn nicht in die Sphäre des
„Uebersinnlichen erheben. Einfache Wesen müs-
„sen allerdings über die Grenze des Sinnlichen
„erhoben gedacht, und ihrem Begriffe kann kein
„Bild, d. i. irgend eine Anschauung, correspon-
„direnb gegeben werden; aber alsdann kann
„man sie auch nicht als Theile zum Sinnlichen
„zählen *)." — —

„Wenn ich sage: Das, was der Möglich-
„keit des Zusammengesetzten zum Grunde liegt,
„was also allein als nicht zusammengesetzt ge-
„dacht werden kann, ist das Noumen (denn im
„Sinnlichen ist es nicht zu finden); so sage ich
„damit nicht: Es liege dem Körper als Erschei-
„nung ein Aggregat von so viel einfachen We-
„sen, als reinen Verstandes-Wesen, zum Grun-
„de; sondern, ob das Uebersinnliche, was jener
„Erscheinung als Substrat unterliegt, als Ding
„an sich, auch zusammengesetzt oder einfach sey,
„davon kann Niemand im mindesten etwas wis-
„sen**)." —

Was

*) **) S. die Schrift: Ueber eine neue Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll, (S. 38. und 45.) von J. K.

Was für Vorwürfe machte man nicht einſt dem ſel. D. Cruſius, wegen der großen Dunkelheit, die in ſeiner Philoſophie herrſchen ſollte! — Nun frage ich jedweden Leſer von Einſicht und Unpartheylichkeit: Ob er in dieſer neuen Art zu philoſophiren mehr Licht wahrnimmt? —

Noch eine kleine Stelle aus dieſem Buche, die beſonders die Herren Theologen ſehr intereſſant finden werden:

„Das Reich der Gnaden (im Gegenſa-
„tze von dem Reiche der Natur,)
„iſt das Reich der Zwecke in Beziehung auf
„den Endzweck.“ —

Ebend. S. 125.

Da, ihr Herren Volkslehrer! merkt euch dieſe Erklärung! — Wie unverſtändlich habt ihr euch nicht immer in euren Katechiſmen über dieſen Gegenſtand ausgedrückt! — Niemals konnte man recht aus euch klug werden, was ihr eigentlich unter dem Gnaden-Reiche verſtündet. Hier haben wir die Sache auf einmal deutlich: „Es
„iſt das Reich der Zwecke in Bezie-
„hung auf den Endzweck.“

113.

Die Geiſtlichen predigen itzt entweder im philoſophiſchen oder im Volks-Tone.

Beyde Arten haben ihre Liebhaber. Von beyden will ich ein Paar Proben liefern.

Der philoſophiſche Kanzelſtil lautet ohngefähr ſo:

„Der Menſch iſt ein Menſch, M. A. Z. Ich wiederhole es: Der Menſch iſt ein Menſch. So wenig dieſer Satz zu ſagen ſcheinet, ſo viel ſagt er doch wirklich. Der Menſch iſt alſo auf der einen Seite kein Stein, keine Pflanze, keine bloße Maſchine, kein bloßes Thier; aber er iſt auch auf der andern Seite kein reiner Geiſt, kein Engel, kein noch höheres Weſen. So wenig ihm alſo die Eigenſchaften eines Steines, einer Pflanze, eines unvernünftigen Thieres zukommen, eben ſo wenig kommen ihm die Vorzüge oder die Kräfte eines mit keinem ſo organiſirten, oder mit einem vollkommenen Körper verbundenen Geiſtes, eines höhern Weſens zu. Der Menſch kann alſo auch nicht allen allen Verſtand, ſondern nur den Verſtand eines Menſchen, nicht alles Empfindungsvermögen, ſondern nur das Empfindungsvermögen eines Menſchen, nicht allen Scharfſinn, ſondern nur den Scharfſinn eines Menſchen, nicht alle Erkenntniß

und

und Einsicht, sondern nur die Erkenntniß und Einsicht eines Menschen, nicht alle mechanische oder geistige Kräfte, sondern nur die Kräfte eines Menschen haben. — — So wie das Lamm nicht die Stärke des Löwen, und der Maulwurf nicht das scharfe, weitreichende Auge des Adlers haben kann, wenn das Lamm ein Lamm, und der Maulwurf ein Maulwurf seyn, oder wenn unter den Geschöpfen Gottes auch Lämmer und Maulwürfe seyn sollen: So kann der Mensch nicht den Verstand eines höhern Wesens haben, das vielleicht ganze Welten übersieht, und ganze Welten in Bewegung setzet, wenn anders der Mensch ein Mensch seyn, oder, wenn unter den unzähligen Werken Gottes auch Menschen seyn sollten *)." —

Der beliebte Volkston, dessen sich unsre Herren Geistlichen, besonders auf dem Lande, bedienen, hat ohngefähr folgenden Klang **):

„Lie-

*) S. Zollikofers Betrachtungen über das Uebel in der Welt, auf der 9. u. 10. Seite.

**) Siehe unter mehrern Mustern dieser Art Hrn. H. G. Zerrenners Natur- und Ackerpredigten, auf der 60. 166. u. 176. Seite.

„Lieben Freunde! Wenn ihr erndten wollt; so müßt ihr erst säen, und ehe das geschieht, den Acker zur Annahme der Saat und zum Tragen des Korns vorbereiten, und das thut ihr durch mehrmaliges Pflügen. Ihr stürzt oder stoppelackert euer Feld, damit die Stoppeln von der vorigen Erndte unterkommen. Wenn diese ganz verfault oder verrottet sind; so wendet ihr denn euern Acker, und wenn er auch dadurch vielleicht noch nicht locker oder klein genug geworden, oder vielleicht neues Unkraut hervorgekommen wäre, und damit der Dünger desto besser untergebracht werde; so drittartet ihr, oder pflüget zum drittenmal, um das Feld noch besser zur Saat zuzubereiten; und denn pflüget ihr ihn zur Saat, welches ihr die Saatfuhre nennt.“ —

Eben so bekannte, als vortrefliche Wahrheiten. Wie müssen nicht die Bauern vor Verwunderung hierüber das Maul aufgesperrt haben! — Doch über folgendes vielleicht eben so sehr:

„Ihr wißt, l. Fr. daß es verschiedene Arten des Regens giebt, z. E. Staubregen — wenn die Tropfen ganz klein sind — Strichregen, wenn es nur auf

einen

einen Theil eurer Feldmark regnet — und Platzregen, wenn die Tropfen sehr groß sind und in ganzen Regengüßen herabstürzen." — —

Hierauf beweist der Herr Verfasser den Nutzen des Regens sehr umständlich, und sagt unter andern:

„Wißt ihr noch wohl, wie wars vor ein paar Jahren, da's so lange nicht regnete? Waren nicht viele Brunnen in unserm Dorfe so gar ausgetrocknet? Und wie klein war unser kleiner Fluß, die Sülte — ja so gar der große benachbarte Strom? Es konnte ja kein Kahn mehr fahren, und viele Waaren wurden theuer, weil nichts die Elbe herauf kommen konnte. Was wäre da nicht beynahe für eine Brodtnoth entstanden? denn die Wassermühlen giengen nur sehr langsam und konnten nichts schaffen, und zum Unglück lag der Wind auch stille, wie ihr zu sagen pflegt, oder es gieng kein Wind. Und das alles kam davon, daß es so lange nicht geregnet hatte! — Sehet ihr nun wohl, was der Regen für einen großen Nutzen hat?" — u. s. w.

114.

Unſre neuern Herrn Romanſchreiber pflegen ſich größtentheils ſo auszudrücken:

„Lieber Siegwart! ſiehe mich an! Guter Junge! Ich weis, wie dir iſt! Laß uns vergeſſen was vergangen iſt! Komm, küß mich einmal! Gott weis, ich bin dir herzlich gut. Komm, Xaver! (ſie umarmten ſich.) du lieber, guter Xaver! — Wir haben uns ſchon ſo lange nicht geſprochen. Biſt doch recht vergnügt? Nicht wahr, kannſt mich doch noch leiden?"

„Siegwart. — Weis Gott, ich kanns nicht aushalten, Kronhelm! — Geh! Ich bins nicht werth. Laß mich weinen! — — Wie hätt ich das denken können, daß du zu mir kommen würdeſt? Und ſo freundlich? Weis Gott, du biſt ein Engel! biſt kein Menſch! — Mich noch anſehen! — Mich! — O, ich möchte dich zerdrücken, Junge! — Geh! Ich kann dir nicht ins Auge ſehen. Du biſt gar zu freundlich. — Jeſus Maria! Was ich für ein Menſch war *)." — —

Da,

*) S. die bekannte Geſchichte Siegwarts, 1. Th. S. 181.

Da, lieber Leſer! hörſt du'n neuſten Romanen-Ton. So klingt und klapt'r. Bitte mit dieſem Prèbchen einſtweilen vor Willen zu nehmen. Könnte dir allenfalls Stellen aus noch launichtern Geſchichtchen anführen. Hab ſie aber nicht gleich bey der Hand. 'S vergreift ſich ſo was gar zu g'ſchwind, zumal wenn man ein Truppchen guter Freunde um ſich rum hat, die gern ſo was drollichtes leſen und es einem abborgen. Auch in den Buchläden, wo itzt lauter ſolche ſchöne Sächelchen zu haben ſind, weis Gott! wie in weiche Semmeln, kauft man drein. Ehe man ſich umſieht, weg ſind die Exemplare. 'S Romanen-Fach iſt heut zu Tage bey meiner Treue eine rechte Goldgrube für die Buchhändler. Ganze Frachtwagen voll werden zur Michael- und Oſtermeſſe von dieſen dicken Herren nach Leipzig und von da in alle Welt geführt. Wollte daher wohl wetten, daß die 1000 Lohnkutſcher, die zu dieſer Friſt in Wien ſeyn ſollen, kaum im Stande wären, nur diejenigen Liebesſpäßchen aufzuladen, die ſeit'n Ausbruche des jetzigen Türkenkriegs in Deutſchland gedruckt worden ſind. Alle Lumpenleute im heiligen römiſchen Reiche, (mögen ihrer doch warlich nicht wenig ſeyn,) können kaum ſoviel Lumpen zuſammenſchleppen, als Jahr aus Jahr ein

zum Drucke der Romanen erfordert werden. Wie g'sagt, dieser Artikel ist eine rechte Goldgrube für die Buchhändler; gewährt dazu auch manchem Verfasser ein hübsches Stückchen Brodt; er müste denn frühzeitig, (wofür der Himmel doch jeden in Gnaden behüten wolle!) den Krampf in die rechte Hand bekommen. — Wenn du etwa auch was schnackisches schreiben willst, Leser! sags nur! Kenne etliche Buchhändler, die den fadesten und stümperlichsten Roman besser bezahlen, als das gründlichste und nützlichste Lehrbuch. Mich deucht, so'n profitabler Vorschlag ist nicht aus dem Wege zu werfen. — Was meynst du? — Kannst's mit deinen Fingern überlegen. —

Sechstes Kapitel.

Von der Philoſophie, und den Philoſophen.

115.

„Es geſchieht nichts neues unter der Sonne, ſagte Salomo, der Weiſe, der vor mehr, als drittehalb tauſend Jahren lebte. — Hatte er Recht, dieſes zu ſagen? — Ich zweifle, wenn man die Weiſen der jetzigen Zeiten reden höret, die ſich klüger dünken, als alle Salomone der alten Welt. Dieſe Herren gehen in der That ſehr ernſtlich darauf um, alles unter und über der Sonne neu zu machen, Staat, Religion, Vernunft, Geſchmack, Witz, Menſchheit, ja! wo möglich, die Erde und den Himmel ſelber. — Sie allein wollen bleiben, wie ſie ſind.

116.

Einerley Sache kann nicht zugleich ſo und auch anders, wahr und auch falſch ſeyn. — Dieſer Grundſatz macht in der Theologie entweder die Orthodoxie, oder die Heterodoxie zur Lügen.

117.

Wenn die Frage von der Wahrheit und Falſchheit einer Sache iſt, ſo kann ich um deſto

weniger dabey gleichgiltig bleiben, je mehr ich mich und meine ganze Wohlfarth dabey intereſſirt finde. — Man mache die Anwendung hiervon auf die Frage von der Wahrheit und Falſchheit der chriſtlichen Religion.

118.

Die Wahrheiten müſſen nothwendige Kennzeichen haben, woran man erkennen kann, daß ſie Wahrheiten ſind. — Der Sieg einer Parthey über die andere kann nichts zur Wahrheit machen, was nicht an ſich ſelbſt ſchon Wahrheit iſt. — Wenn gleich ein witziger Voltäre die Kunſt verſtund, einen falſchen Satz ſehr wahrſcheinlich vorzuſtellen, ſo konnte er doch mit allen den ſcheinbaren Siegen, die ihm ſein lachender Witz über ſeinen Gegner verſchafte, keinen einzigen Irrthum zur Wahrheit, und keine einzige Wahrheit zum Irrthum machen. Jeder Kluge ſeines Zeitalters entdeckte ſeine Sophiſtereyen, und geſtund ein, daß Maupertuis deshalb keineswegs Unrecht hatte, weil ihn Voltäre bisweilen an der Tafel des großen Friederichs mit ſeinen Trugſchlüſſen verwirrte.

Gleiche Bewandniß hat es mit allen Erfindern und Verfechtern ſonderbarer Meynungen, ſie heißen Pythagoras, Plato, Confu-

zius

zius, Epikur, Arius, Neſtor, Pelagius, Mahomet, Bayle, Leßing, Bahrdt, oder wie ſie ſonſt wollen. Sie verblenden zwar die Augen der Kurzſichtigen, die ſich in zahlreicher Menge zu ihren Vertheidigern aufwerfen, und mit ihrem Houßa-Geſchreye die klügern Gegner zu übertäuben ſuchen. Allein wenn man fragt: Sind ihre Lehren wahr? ſind ſie falſch? — ſo muß es ſo gewiß Gründe geben, wornach dieſe Fragen beurtheilt und entſchieden werden müſſen, als etwas wahres oder falſches in der Welt iſt.

119.

Leibnitz erſann ſeine präſtabilirte Harmonie. Sie fand Beyfall. Man erhob ſie allenthalben. Wurde ſie deswegen zur Wahrheit? — Huß grif den Primat des Pabſtes an, und ſuchte ein zerſtümmeltes Sakrament zu ergänzen. Man übergab ihn den Flammen, und verdammte ſeine Lehre. Wurde ſie deswegen zum Irrthume? —

120.

Das iſt ein Mann! der denkt doch! nur Schade, daß ihn Niemand verſteht! ſo hörte ich neulich einen Schüler des berühmten Hirnruſts ſagen, der über ſeine eigenen philoſophiſchen Sätze lieſt, die ein wahrer Miſchmaſch

ſind. So unverſtändlich indeſſen ſeine Lehrart iſt, ſo fehlt es dieſem Manne gleichwohl nicht an Beyfalle; denn ſeine Perſon, ſeine Stimme, ſein Anſtand, ſeine blumenreichen Ausdrücke, und unterweilen ſeine ſpaßhaften Einfälle, machen ihn ſeinen Zuhörern angenehm. Im Uebrigen zeugt von dem großen Werthe und dem herrlichen Nutzen ſeiner Vernunft- und Sittenlehre vornehmlich ſein eigenes bekräftigendes Beyſpiel. Denn keine Gemüthsart iſt unbeſtändiger, keine Aufführung unregelmäßiger, keine Haushaltung unordentlicher, als die ſeinige.

121.

Ich kann mir keinen gröſſern Thoren vorſtellen, als einen ſogenannten Philoſophen, der an der Unſterblichkeit ſeiner Seele zweifelt, keinen unwiſſendern Menſchen, als einen vorgeblichen Gelehrten, der ſich mit dem Viehe in eine Klaſſe ſetzt, ſich mit dem Viehe für einerley Materie hält, und ſich und dem Viehe einerley Ende prophezeyet. —

Ein ſolcher Philoſoph gleicht einem Fürſten, der ſich eine Ehre daraus macht, ſeiner angebornen Würde zu entſagen, und ſich unter die niedrigſten Sklaven zu miſchen.

122.

122.

Duns, der gröſste Philoſoph unſrer Zeiten, ebirt Band auf Band, kritiſirt Vernunft und Religion, ſcheinet zu beweiſen und beweiſt nichts, wird geleſen und nicht verſtanden. Viele zweifeln mit Recht, ob er ſich ſelbſt verſtehe. Wie weit indeſſen dieſer tiefdenkende Mann in der Erkenntniß der Wahrheit gekommen ſeyn müſſe, kann man daraus ſehen, weil er noch nicht gewiß weis, ob ein Gott ſey. — Urſache genug für die Welt, und insbeſondere für ſeine Anhänger, ihn zu bewundern! —

123.

Man hat, dünkt mich, Unrecht, den Namen Philoſoph durch Weltweiſer zu überſetzen. Ein Liebhaber der ächten Weisheit gilt bey der Welt ſelten für weiſe. Oder will Weltweiſer ſo viel ſagen, als ein weiſer Weltbürger? ſo iſt dieſer Titel immer noch zu ſtolz für einen wenig wiſſenden Sterblichen. Der eines Philoſophen iſt ohnſtreitig beſcheidner und paſſender.

124.

Mit dem Worte Philoſoph geht es noch am Ende, wie mit den Worten Pfaff und Schuft, die ihre urſprünglich guten Bedeutungen durch den Mißbrauch in ſchlechte ver-

wandelt haben. Was ist im Grunde rühmlicher, als der Name Philosoph? Gleichwohl wird itzt jeder ruchlose Bube, der seine Ausschweifungen mit Scheingründen zu rechtfertigen weis, von der Welt ein Philosoph und seine lüderlichen Streiche Philosophie genennet.

125.

Rousseaus Wittwe ließ sich im 55sten Jahre ihres Alters mit einem englischen Bedienten trauen. Voltärens hinterlassene Nichte und Haupterbin, Madame Denis, begieng die nehmliche Thorheit, indem sie in ihrem 70sten Lebensjahre einen jungen starken Bengel von niedriger Abkunft heurathete. Beyde Begebenheiten, fügt der französische Erzähler derselben hinzu, machen unsern neuern Philosophen wenig Ehre, welche die Welt bessern und reformiren wollen, und nicht einmal den nächsten um sie befindlichen Personen weisere Gesinnungen einflößen konnten.

126.

Derjenige ist ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Christ, der eine lasterhafte Person, wäre sie auch die Beherrscherin des ganzen Erdbodens, groß und bewundernswürdig nennen kann.

Die

127.

Die ganze gelehrte Welt iſt itzt in einer Art von Gährung. Faſt in allen Syſtemen geht eine wichtige Revolution vor. Alles verliert ſeinen gewöhnlichen Namen, alles wird umgeſchmolzen, alles geſchmackvoller eingerichtet. Die Fahne der Freyheit wird in dem Reiche der Wiſſenſchaften eben ſo, wie in dem Gebiete der Religion, mit großem Geſchreye aufgeſteckt. Die Parole aber, die man ſich dabey ins Ohr ſagt, iſt dieſe: „Es denke, wer kann, und glaube, wer will!“ —

128.

In unſern Tagen braucht man, um viel zu wiſſen, nur wenig zu lernen. Man denkt ſchon, wie ein Philoſoph, wenn man auch noch gar nicht gedacht hat; man iſt ein Moraliſt und lebt mit der Welt. Die Anfänger in den Wiſſenſchaften führen ſchon die dreiſte Sprache der Kenner, und die kleinen Katechismus-Schüler werfen ſich ſchon zu Religions-Verbeſſerern auf. — Allem Vermuthen nach ſtehen uns entweder noch recht dumme, oder recht kluge Zeiten bevor.

129.

Wenn ſich itzt zwey Philoſophen öffentlich über Materien zanken, die außer ihnen vielleicht

nur sehr wenige verstehen, und die daher auch nur für sehr wenige von einigem Nutzen seyn können, so hält sich kein Journalist und Zeitungsschreiber darüber auf. Vielmehr lesen sie ihre Zankschriften mit Beyfalle, und ertheilen ihnen ihr Bravo. — Man erwäge einmal unpartheyisch nachstehende philosophische Grobheiten, die darum, weil sie keine theologischen sind, Niemanden aufzufallen scheinen. Sie sind aus einer weitläuftigen Rechtfertigung des Herrn K. gegen den Herrn E. genommen, der die sogenannte Kritik der reinen Vernunft des erstern anzugreifen gewagt hatte*):

„Herr E. muß entweder gar keinen Begriff vom Unterschiede eines logischen (formalen) und transcendentalen (materiellen) Princips der Erkenntniß haben, oder welches wahrscheinlicher ist, dieses ist eine von seinen künstlichen Wendungen u. s. w. S. 15."

„Herr E.. hat sich in seinen eignen Listen verwickelt — S. 18."

„Obgleich Herr E.. mit den Mathematikern

*) Ich habe diese Schrift schon oben angeführt. Ihr Titel ist: „Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll."

fern (ungeachtet ſeiner öftern Anführungen derſelben) in keiner ſonderlichen Bekanntſchaft zu ſtehen ſcheinet — S. 31."

„Was ſoll man hier an Herrn E.. bezweifeln: Die Einſicht, oder die Aufrichtigkeit? — S. 55.

„Wie gar wenig Herr E.. die Kritik in ihren klärſten Sätzen verſtehe, oder auch, wie er ſie vorſätzlich mißverſtehe u. ſ. w. S. 71.

„Herr E.. hat, wie es ſcheinet, von dem, was die Kritik Dogmatiſen nennet, keinen deutlichen Begriff*). — S. 77."

„Um eine ganz klare, einfache Sache, ſo ſehr als möglich, in Verwirrung zu bringen, bedienet ſich Herr E.. allerley Mittel — S. 89."

„Noch ein anderes Kunſtſtück, um in ſeinen Gegenbehauptungen ja nicht feſtgehalten zu werden u. ſ. w. S. 91."

„Man ſieht, daß Herr E.. von ſyntheti-ſchen Urtheilen a priori entweder ſchlechterdings keinen Begriff habe, oder, wel-

*) Wenn ſolche Männer, wie Herr E.. iſt, keinen deutlichen Begriff davon bekommen können, ſo möchte ich wiſſen, wer ſonſt? — Man beurtheile hieraus den Werth und den Nutzen einer ſolchen Kritik.

ches wahrſcheinlicher iſt, ihn abſichtlich zu verwirren ſuche u. ſ. w. S. 100.

„Welche (nehmlich bloße Idee von ſynthetiſchen Urtheilen a priori) Herr E. ſehr widerſinniſch, nicht weſentliche nennet. — S. 101.

Ich breche hiervon ab. Meine Leſer werden hoffentlich an dieſen Pröbchen genug haben. O daß kein Theolog von der alten Art ſich unterſtünde, einem von der neuern ſolche Sottiſen zu ſagen! Wie würde man nicht laut über Lieblooſigkeit, Zankſucht, Intoleranz und Mangel an Lebensart ſchreyen! — Nur alſo dem Philoſophen, dem Kenner und Kritiker der geſunden Vernunft, ſoll es, wie es ſcheinet, erlaubt ſeyn, die Beſtreiter ſeiner oft unbeträchtlichen Meynungen und Hypotheſen ziemlich derb abzufertigen, und wohl gar, wenn ſichs thun laſſen will, mit den härteſten Streichen zu Boden zu ſchlagen. — Der Theolog hingegen, beſonders der Orthodox, ſoll, bey tauſendmal wichtigern Streitfragen, zu allen Einwürfen ſeiner Gegner liebreich lächeln, ſie, ohne Gründe, für gegründet halten, oder wenigſtens ſo artig ſeyn, und dazu ſchweigen.

130.

Zu Luthers Zeiten gab eine verworrene und ſpitzfindige Philoſophie zu der Meynung Gelegenheit, daß oft nicht einerley Sache in der Theologie und Philoſophie wahr ſeyn könne. In unſern Tagen hat man eben dieſelbe Meynung, und eben dieſelbe Veranlaſſung dazu.

131.

Ein Philoſoph, deſſen Lehre nicht zur Tugend führt, geſetzt, daß ſie auch Niemanden geradezu zum Laſter verleiten ſollte, iſt im Grunde weiter nichts, als ein thörichter Plauderer, vor welchem der einfältigſte Schuljunge den Vorzug verdienet.

132.

Woher kömmt es, daß gemeiniglich die Weisheit der Welt Thorheit bey Gott iſt? — Daher, daß die Welt nur immer alles mit ihrer elenden Vernunft ausmachen will, mehr auf die Materie ſieht, als auf den Geiſt, mehr auf den Schein, als auf das Weſen, mehr auf ſich ſelbſt, als auf den Schöpfer.

133.

Es iſt gut, wenn die Regenten Philoſophen ſind; nur aber dürfen ſie keine Stoiker und Epicuräer ſeyn. Denn ſind ſie das erſte, ſo behandeln ſie ihre Unterthanen hart; ſind ſie das letzte-

letztere, so machen sie dieselben weichlich. — Haben sie aber eine solche Philosophie, wie sie Salomo zu Anfange seiner Regierung hatte, so halten sie, gleich ihm, die göttlichen Sitten und Gebote, verstehen, was gut und böse ist, und sind fähig, ein mächtig Volk zu richten. —

134.

Die meisten Menschen achten sichs für eine Schande, zu zweifeln und unwissend zu seyn. Daher reden und urtheilen sie lieber aufs Gerathewohl, als daß sie erkennen und zugestehen sollten, sie sey'n von dieser und jener Sache zu wenig unterrichtet, um darüber ein gewisses Urtheil zu fällen.

135.

Von allen übrigen Eigenschaften des Geistes kann man einen nur eingeschränkten Gebrauch machen. Allein die Richtigkeit der Vernunft ist von einem allgemeinen Nutzen in allen Theilen, Vorfällen und Verrichtungen des Lebens.

136.

Man bedienet sich der Vernunft zur Erlernung der Wissenschaften. Allein man sollte sich auch wieder der Wissenschaften zur Verbesserung der Vernunft bedienen.

137.

Eine Philoſophie, die uns von der wahren Verehrung Gottes entfernt, und im Tode mit nichts anderm zu tröſten weis, als mit der Vernichtung, iſt die allerunſeligſte, die nur gedacht werden kann. Sie gleichet einem falſchen Freunde, der uns da, wo wir ſeiner Hülfe am meiſten bedürfen, nicht nur verläßt, ſondern ſogar noch mit dem fürchterlichſten Unglücke bedroht, und dabey auf ewig um die Liebe und den Beyſtand des redlichſten aller Freunde bringt.

Siebendes Kapitel.

Von Religion, Theologie und Aufklärung.

138.

Es giebt vielleicht eben so viel Religionen in der Welt, als es Menschen giebt. Allein im Grunde ist (objectivé betrachtet) doch nur eine die wahre, und kann es auch nur seyn. Der so mannichfaltige Unterschied unter denselben ist blos subjectivisch, und hat seinen Grund ganz allein in der eben so großen Verschiedenheit der menschlichen Neigungen, Temperamente und Verstandeskräfte. Ein jeder will etwas von sich an die einzige Religion flicken, die von Gott ist. Ein jeder sucht dieselbe, wo möglich, so einzurichten, daß sie sich mit seinen Leidenschaften verträgt. Mit einem Worte, ein jeder verlangt, so wie seinen eigenen Willen, also auch seine eigene Weise zu haben, Gott zu verehren. — Hieraus erkläre man sich den Ursprung so mancherley falschen und einander widersprechenden Religionen, und selbst die Quelle so vieler sonderbaren und einander entgegengesetzten Meynungen in der wahren.

139.

139.

Man wird unter einem Haufen von Christen nicht leicht drey Personen finden, die über einen einzigen, geschweige über mehrere Glaubensartickel in allen Stücken einstimmig denken sollten. — Dieses rührt nicht von der Ungleichheit der Sache, sondern von der Ungleichheit der Personen her.

140.

Die neuesten Theologen machen sichs zur Pflicht, den Schwachgläubigen zur Stärkung, zu beweisen, daß in der Theologie und in der christlichen Religion nicht einerley Lehrsätze wahr wären, oder, mit andern Worten, daß die Theologen oft etwas lehrten, was die Christen zu glauben keine Verbindlichkeit hätten. — Man sehe hiervon mit mehrerm die merkwürdige Geschichte der Theologie des Herrn D. Schmetterlings — passim! —

141.

In vorigen Zeiten verketzerten sich die Theologen oft um nichtsbedeutender Dinge willen. In unsern Tagen halten sie, bey ihren noch so wichtigen Dissensionen, einander alle für rechtgläubig. Jene wollten keinen unter sich dulden, der nicht in allen Stücken glaubte, was sie glaubten. Diese hingegen nehmen jeden unter

sich

ſich auf, er mag glauben und lehren, was er will.

142.

Daß man itzt alle polemiſche Schriften ohne Unterſchied verdammt *), geſchieht entweder darum, weil der Inhalt der Dogmen, worüber geſtritten wird, uns völlig gleichgiltig iſt, oder weil man die Wahrheit und Göttlichkeit derſelben überhaupt bezweifelt.

143.

„Man muß ſich, aus Furcht, die chriſtliche „Einigkeit zu ſtören, mit keinem Glaubensgegner in einen Streit einlaſſen, ſondern, daferne „er nicht bittweiſe auf andere Gedanken zu bringen iſt, ſich ihm weiter gar nicht zu widerſetzen „ſuchen;“ iſt eben ſo thöricht geſprochen, als wenn man behaupten wollte: Man muß ſich, um Kriegs-Unruhen zu vermeiden, dem einbrechenden Feinde nicht mit den Waffen in der Hand entgegenſtellen, ſondern ihn entweder mit guten Worten wieder heimzugehen nöthigen,

*) Dies verſteht ſich bloß von der Theologie. Denn wie wenig ſich die Philoſophen und die ſchönen Geiſter aus dem Polemiſiren ein Bedenken machen, davon habe ich ſchon oben zwey Proben geliefert.

gen, oder, im Fall dieſes nichts bey ihm fruchten ſollte, das Land ſeiner Willkühr und Diſcretion überlaſſen.

144.

Das Wort Aufklärung iſt der Wahlſpruch oder das Loſungswort eines groſſen Theils unſerer heutigen Ignoranten.

145.

Ein aufgeklärter Kopf heiſt itzt gemeiniglich derjenige, der ſeinen eigenen Ideen folgt, weder richtig zu denken, noch zu ſchlieſſen weis, und nur immer neue Meynungen hören oder vortragen will.

Einen ſolchen Aufgeklärten kann man nicht anders betrachten, als einen Kranken, der eine Art von gelehrter Mondſucht hat, und zugleich an der epidemiſchen Neuerungsſeuche ſchwer darnieder liegt.

146.

Ich habe junge Studierende, beſonders unter den Theologen, gekannt, die ſich darum für aufgeklärt hielten, weil ſie dummdreiſt genug waren, von allen, oder doch den meiſten evangeliſchen Glaubens-Punkten das Gegentheil zu behaupten. — Ein wenig Natur-Kenntniß von Gott nennten ſie Chriſtenthum, und das Leſen ſchlüpfriger Romane Studieren.

147.

Diejenigen, welche wir itzt durchaus für die aufgeklärtesten halten sollen, sind die gelehrten Zeitungsschreiber, bey welchen mehrentheils ein wenig verdorbener Witz die Stelle gründlicher Einsichten vertreten muß. Da sie von der Religion nicht mehr für wahr annehmen, als was mit ihren eigenen leidenschaftlichen Systemen übereinstimmt, so kann man sich leicht einbilden, von was für einem Gehalte ihre Urtheile über theologische Schriften seyn müssen.

148.

Wenn die Aufklärung keine bessern Menschen macht, so ist sie unnütz, macht sie schlechtere, so ist sie schädlich. Die Erfahrung kann, dünkt mich, jeden lehren, daß die zu unsern Zeiten so gerühmte Aufklärung die Menschen, statt sie zu verbessern, vielmehr verschlimmere. Es läßt sich daher nicht ohne Grund muthmaßen, daß, wenn man die Welt so, wie bisher, aufzuklären und zu erleuchten, fortfähret, zuletzt aller Glaube an Gott, oder alle Achtung für Religion und gute Sitten daraus verschwinden werde.

149.

Alles iſt in unſern Tagen aufgeklärt, alles erleuchtet, von dem Fürſten bis zum Stallknechte, von der Prinzeſſin bis zur Viehmagd. Die Nacht der Vorurtheile, (Religion und Gewiſſenhaftigkeit heißen itzt Vorurtheile,) findet ſich nur noch in wenig düſtern Köpfen, welche dafür von jenen, die ſich für erleuchtet halten, nicht anders betrachtet werden, als mit ſpöttiſchem Mitleiden oder verächtlichem Achſelzucken.

150.

Zu keiner Zeit hat man, wie Geſchichte und Erfahrung beweiſen, weniger auf die Religion gehalten, haben mehr Laſter und ſchändliche Gewohnheiten geherrſcht, als in der gegenwärtigen. — Und dieſe Zeit heißt man erleuchtet und die darinne Lebenden aufgeklärt? —

151.

Wie erleuchtet zu unſern Zeiten die Welt ſey, kann man daraus ſehen, daß es bey ihr gar keine Schande mehr iſt, ſich den abſcheulichſten Ausbrüchen der Wolluſt zu überlaſſen. Man iſt in dieſer Art zu denken ſchon ſo weit gekommen, daß man ſich öffentlich von ſeinen ſogenannten Schwachheiten oder Galanterien ſo gleichgiltig, wie vom Wetter unterhält, ja, ſogar ſich ihrer nicht anders rühmet, als wenn

von der Ausübung wichtiger Pflichten die Rede wäre.

152.

Wenn man an den neuerlich geschehenen Unfug der holländischen und brabantischen Patrioten denkt, die ihren friedliebenden Mitbürgern die Häuser erbrachen, plünderten, zerstörten, in Brand steckten, sie selbst aber beschimpften, mißhandelten, verwundeten, ums Leben brachten — Wenn man die gegenwärtige französische Revolutions-Geschichte liest, wo man die Leiber der im Tumult erschlagenen Officiere und Magistratspersonen durch die Straßen schleppt, und ihre noch blutenden Häupter auf Stangen herumträgt, wo man sich der Laternen-Pfähle, statt der Galgen bedienet, um die verhaßten Royalisten oder Aristokraten daran zu knüpfen, wo Fischer-Weiber zu Tausenden, wie rasende Bacchantinnen, herumlaufen, und ihrem Könige die niederträchtigste Behandlung drohen, und wo man endlich die Zimmer der Königin mit Gewalt erbricht, und sie, um nicht im Bette ermordet zu werden, zur Flucht zwingt — Wenn man von der schreckenvollen Einnahme Ismails hört, wo man die jungen Kinder an die Wand schleudert, daß ihr zartes Gehirn weit umher spritzt,

wo

wo man auf hohen Bergen von Leichen herumklettert, um noch einen zu ſuchen, der zu tödten iſt, und wo die unſchuldigen Frauensperſonen erſt den viehiſchen Begierden der Sieger zur Befriedigung, und zuletzt ihrer Grauſamkeit zum Opfer dienen müſſen — ſo weis ich in der That nicht, ob man die Zeiten, worinnen ein Attila, Tamerlan und Herzog von Alba lebten, nicht mit mehrerm Recht erleuchtet und menſchenfreundlich nennen könne, als die unſrigen.

153.

Man will es zwar nicht gern eingeſtehen; aber das Wort Aufklärung bedeutet (zumal unter den Proteſtanten, bey welchen die Religion ſchon mehr, als zu ſehr geläutert iſt,) im Grunde nichts anders, als Freydenkerey und Unglauben. Doch mit dem Unterſchiede, daß es in dem Munde eines Theologen einen etwas gemäßigtern Sinn hat, als in dem Munde eines Weltmanns.

154.

Die Herren Moraliſten, Religions-Verbeſſerer, Welterleuchter und Geiſtliche vom neueſten Gepräge haben, wie man ſagt, Welt und wiſſen zu leben. Sie verderben ſo leicht keine artige Geſellſchaft, wie etwa jene alten Murrköpfe, die es zu einer Todtſünde machen

wollten, ſich und Andern, auf eine luſtige Art, die Zeit zu vertreiben. Kaum haben unſre ordinirten Commers-Brüder ihre Amtsverrichtungen taliter qualiter geendiget; ſo vertauſchen ſie ihre ſchwarzen Röcke mit bunten, und eilen an ſolche Oerter, wo Ceres, Bacchus und Amor oben an ſitzen, wo frohe Geſänge, Scherz und Lachen mit einander abwechſeln, und wo, mit einem Worte, geiſtliche Geſpräche etwas lächerliches ſind. Ich habe mir ſagen laſſen, daß in einer gewiſſen deutſchen Hauptſtadt die Prediger, theologiſchen Profeſſores und Candidaten den Schauſpielen, Concerten und öffentlichen Verſammlungen ungeſcheut beywohnten, und daß man da in keiner Geſellſchaft eher recht aufgeräumt ſeyn könne, als bis ſich dieſe Herren darinne hätten ſehen und hören laſſen. O erleuchtete Zeiten! O verfeinerte Sitten! Ueberall erblickt man eure glänzenden Spuren, nicht nur an der freyern Welt, ſondern auch an der ehrwürdigen Geiſtlichkeit. Aber was meynet man wohl, daß ſo ein Mann, wie Paulus war, ſagen würde, wenn er diejenigen, die ſeine Nachfolger ſeyn, und ihn beſſer als ihre Vorgänger verſtehen wollen, zu unſrer Zeit ein dem ſeinigen ſo entgegengeſetztes Betragen annehmen ſähe? — Was derſelbe

ſagen

ſagen würde? — Hm! man würde, glaube ich, ihn ſchwerlich zum Worte kommen laſſen, oder, daferne er ſeine Meynungen ſchriftlich aufſetzen wollte, dieſelben für eben ſo verdächtig und untergeſchoben halten, als ſeine Zeugniſſe von der Gottheit Chriſti.

155.

Nichts klingt in dem Munde der neuern Theologen lächerlicher, als die Klagen über die immer mehr und mehr überhand nehmende Verachtung der Religion und des geiſtlichen Standes. — Wer iſt denn hieran am meiſten Schuld? — Wer hat denn mehr Gelegenheit dazu gegeben, als ſie? —

156.

Die Herren Aufklärer wollen den Pöbel erleuchten, und von allen Vorurtheilen befreyen. In dieſer Abſicht entblöden ſie ſich nicht, ihm bald dieſe, bald jene Glaubenslehre verdächtig zu machen. Der Pöbel, der ohnedem voller Mißtrauen gegen die Geiſtlichen und voller Begierde nach einem ungebundenen Leben iſt, geräth hierdurch in eine Art von Argwohne wider das ganze Chriſtenthum, und nicht nur wider die orthodoxen Lehrer deſſelben, ſondern faſt noch mehr wider die Heterodoxen, die er unaufhörlich daran flicken und beſſern ſieht.

Er fragt dann nicht mehr, ob es erlaubt sey, weiter zu gehen, sondern er nimmt sich diese Freyheit selbst, geht dreist auf dem, ihm gezeigten, Wege fort, findet nach und nach die Spur der Freygeister, wo er die rechte Quelle des Lichts, daraus seine Aufklärer geschöpft, zu entdecken glaubt, und verlacht am Ende die Religion mit allen ihren Lehrern, sie mögen sich nennen und so aufrichtig stellen, wie sie wollen.

157.

Wenn das Aufklären unter uns so fortwährt, so befürchte ich, daß sich in Deutschland mit der Zeit eine eben so große Revolution, als jetzt in Frankreich, zutragen möchte.

158.

Krispin, der hochgelahrte Mann, der bisher rechtgläubig war, weil er noch nicht wußte, daß es eine Ehre wäre, irrgläubig zu seyn, ist unvermuthet ein Aufklärer und Religions-Verbesserer geworden. Mit der Liturgie oder den Kirchengebräuchen hat er den Anfang gemacht. Nichts findet er bereits abgeschmackter, als Chorhemden, Altarlichter, Priesterkrausen, Tauffermeln, Privatbeichten u. dergl. Auch hat er schon hin und wieder versucht, mit gehöriger Dreistigkeit über die Existenz des

Teu-

Teufels und die Ewigkeit der Höllenſtrafen zu ſpotten. Hierbey denket er aber nicht ſtehen zu bleiben. Das nächſtemal, daß er wieder in eine Geſellſchaft kömmt, worinne der gute Ton herrſcht, iſt er Willens, die Lehre von der Erbſünde und der göttlichen Strafgerechtigkeit anzugreifen. Glückt ihm dieſes, wie zu vermuthen ſteht, ſo ſoll die Reihe auch an den heiligen Geiſt und die Gottheit Chriſti kommen. Mit dem Engeln hoft er auch bald fertig zu werden, und wer weis, ob er am Ende Gott ſelber fortdauren läßt. Aus dem Himmel, den er für ein Unding hält, hat er ihn ſchon. Mit dem armen Moſes will er auch anbinden, und einen Egyptiſchen Weiſen aus ihm machen, der die Hieroglyphen-Sprache gewußt, und die Wahrheit, z. B. bey der Geſchichte des Sündenfalles unter ſeltſamen Bildern verſteckt habe. — Durch dieſe und andere dergleichen Meynungen, auf die er vielleicht noch geräth, wenn er ſehen wird, daß die erſtern Beyfall finden, verſpricht ſich Kriſpin mit der Zeit den Ruhm, einer der aufgeklärteſten Köpfe unſers Jahrhunderts zu heißen, und zugleich das Glück, entweder Profeſſor der Theologie auf der Uni-

versität zu N... oder Hofprediger an einem gewissen fürstlichen Hofe zu werden.

159.

Kennen Sie den kleinen Professor Schranz, der so schiebt, wenn er geht und sein eignes lockigtes Haar trägt, das immer schneeweiß gepudert ist? — Doch wer sollte einen Mann von solcher Wichtigkeit nicht kennen? — Er ist zwar noch jung, aber erwartet wohl der Verstand allemal die Zahl der Jahre? — Schranz ist ein frühzeitiges Genie, das schon zur völligen Reife gekommen ist, wenn Andere noch tief in der Knospe stecken. Als er 19 Jahr alt war, so promovirte er bereits in Magistrum, predigte zwey oder dreymal mit Zufriedenheit einiger alten Weiber, die seine Zuhörerinnen waren, und stellte sodann, ohne weitern Zeitverlust, ein Collegium homiletico-practicum an. Bald darauf bekam er Gönner, ward Professor, borgte sich von dem berühmten D. Spelz, dessen Verehrer er ist, eine theologische Handschrift, veränderte sie ein wenig mit Hülfe des Tellerschen Wörterbuchs und fieng endlich an, darüber, als über seine eigenen Sätze, Collegia zu lesen. Man versichert, daß er auf der Katheder eine eben so gute Figur machen, oder sie sich doch wenigstens zu machen einbilden soll, als auf der

Kan-

Kanzel. Uebrigens iſt er ſehr für die Aufklärung und das neue Reformations-Weſen eingenommen, und hoffet, daß ſich der Nutzen deſſelben bald über den ganzen Erdboden verbreiten werde. Wider die Andersdenkenden, die er Hohlköpfe nennt, eifert er bisweilen ſo heftig, daß er kirſchbraun im Geſichte wird, und es kein Wunder wäre, wenn er ſich eine Ader zerſprengte. Zwar hat die gelehrte Welt, außer ein paar theologiſchen Disputationen, noch nichts von ihm geſehen; aber er hat, wie ich von guter Hand weis, einige ſehr wichtige Abhandlungen, theils erſt unter der Feder, theils ſchon druckfertig liegen, wovon ich nur die vornehmſten namhaft machen will:

1) Allegoriſche Erklärung des Paradieſes, deſſen Lage und der darinne befindlichen Bäume, mit Kupfern von Chodowiecki, dazu er dem Künſtler eheſtens die Zeichnungen überſenden will.

2) Eine dito von der Schlange, welche Mutter Even verführte; nebſt einem erbaulichen Geſpräche zwiſchen der böſen Luſt und der Unſchuld — dem Herrn D. und Prof. Maulwurf zugeeignet.

3)

3) Einige dergleichen vom Himmel und von der Hölle, von dem Kaſten Noah und von dem Thurme zu Babel.

4) Noch eine — von dem Linſengerichte, für welches Eſau ſeine Erſtgeburt verkaufte. Der Verfaſſer iſt der Meynung, daß unter der rothen Farbe des Gerichts die Schamhaftigkeit zu verſtehen ſey, die ſich manchmal bey denen äußere, die ſich erinnerten, ein moraliſches Gut gegen ein phyſiſches vertauſcht zu haben.

5) Item, gründlicher und ausführlicher Beweis, daß die Hexe zu Endor ihre Kunſt mit einer laterna magica verrichtet.

6) Item, Unwiderſprechlicher Beweis, daß die Beſeſſenen zu den Zeiten Chriſti Perſonen waren, die das hitzige Gallen- und Magen-Fieber hatten; nebſt einem mediziniſchen Gutachten hierüber.

7) Zuruf an alle Freunde der Aufklärung, den Gebrauch der Orgeln abzuſchaffen.

8) Item, Vorſchlag zu Einrichtung eines neuen Geſangbuches, deſſen ſich alle chriſtliche Religionspartheyen, und ſelbſt die Juden, bedienen können.

9)

9) Ueberdieß hat er noch verſchiedene Satiren verfertiget, als z B. eine auf die Altarlichter, in Verſen — eine in Proſa auf den Exorziſmus, die noch fulminirender klingt, als der Exorziſmus ſelber — eine dergleichen auf die alten Kollecten, die vor dem Altare geſungen werden, und noch verſchiedene andere.

Einige dieſer Schriften werden bald gedruckt erſcheinen, und von der Welt gewiß wohl aufgenommen werden. Mit der Herausgabe der übrigen aber will er, da ihm das gegenwärtige Publikum, ſo aufgeklärt es iſt, hierzu doch noch nicht helle genug denkt, noch eine Zeit lang warten.

160.

D. Schleichbein, Profeſſor der Theologie zu Olbernhauſen, hat, ſeiner hohlen und krächzenden Stimme und der zaundürren Moral, die er vorträgt, ungeachtet, eben ſo vielen Beyfall im Predigen, als im Vorleſen. Wie er dazu komme, iſt leicht einzuſehen. Der, ſeiner beſondern Meynungen wegen, von ihm eingenommene Student lobt ihn dem Künſtler und Handwerker vor. Der gutherzige Künſtler und Handwerker entſaget, um nicht dumm zu ſcheinen, ſeinem beſſern Gefühle und ſtimmt in das

laute

laute Studentenlob mit ein. Die zum Nachahmen ohnedem sehr geneigten Frauenzimmer thun aus eben der Ursache, so oft er predigt, ein gleiches. Alle flispern einander voll gedankenloser Bewunderung ins Ohr: Ey! ist das nicht ein göttlicher Mann! — Hört doch, wie allerliebst er predigt! — Seht, wie leutselig er um sich herumblickt! — O möchte er doch alle Sonntage auftreten! — Aber, was ist denn eigentlich das Allerliebste, womit er in seinen Predigten jedermann so einnimmt? — Kann mir dieß Niemand sagen? — Frage nicht, Neugieriger! — Man möchte dir sonst eine eben so alberne, als beleidigende Antwort geben. Genug, es wird einmal in dieser Stadt eben so zur guten Lebensart gerechnet, D. Schleichbeinen zu loben, als in der Komödie, einem gewissen Schauspieler, so schlecht oft die Stellen sind, die er hersagt, zu applaudiren.

161.

Stax, mit dem Zunahmen der Dicke, hat einen eben so schwerfälligen Geist, als Körper, und sein Stil, wenn er schreibt, ist nicht leichter. — Haben Sie seine Briefe über die Aufklärung gelesen? — Jeder Gedanke darinne hat die Wassersucht — jedes Wort einen Ansatz zur Schwulst. — Es ist ein wahres Gali-

mathias, das er vermuthlich bey einem Anfalle von Podagra geſchrieben, und, ich weis nicht, warum? in Briefe abgetheilt hat. Denn von dem Charakter eines Briefs haben ſie nichts, als den Anfang: Hochgeehrteſter Herr! und den Schluß: Gehorſamſter Diener. — Fürwahr! bey einem Manne, wie Star iſt, der noch eine Reliquie von Egyptiſcher Finſterniß im Kopfe hat, war nichts ſonderbarer, als der Einfall, über die Aufklärung zu ſchreiben. Zudem hatte er, als Pfarrer zu Plumpheim, hierzu keinen eigentlichen Beruf. Er konnte dafür ſeinen Dezem und ſeine Zinßhühner aufzeichnen, oder dasjenige beſſer durchdenken, was er den nächſten Sonntag ſeinen Bauern vorſchwatzen wollte. Ueberdieß verräth er in ſeiner Schrift viel Liebe zur Partheylichkeit, da er doch das Anſehen haben will, ein abgeſagter Feind derſelben zu ſeyn. Dabey begeht er auch den Fehler, ſich ſelbſt zu widerſprechen, indem er dem alten Lehrbegriffe unſrer Kirche zugethan zu ſeyn verſichert, und doch diejenigen mit Lobeserhebungen überſchüttet, die ihr einen neuen aufzudringen, oder einzureden ſuchen. Kurz, Star iſt mir mit ſeinen Briefen ein Räthſel. Seine Urtheile über die Aufklärung ſind, um unpartheyiſch zu ſeyn, meiſtentheils ſchielend.

Oft

Oft scheinet er selbst nicht mehr zu wissen, zu welcher Parthey er gehört. — O möchte sich doch jemand über ihn und seinen eigenen Kopf erbarmen, und ein Licht darinne anzünden, durch welches er hinführo heller denken und schreiben lernte! —

162.

Der Herr Professor Pankraz ist in der That ein rechter Sammelplatz des Sonderbaren. Sehr vieles, was sich sonst nicht zusammen verträgt, oder zu vertragen scheinet, ist in einer lächerlichen Mischung bey ihm anzutreffen. Er ist ein Philosoph und ein Witzling, ein Pedant und ein Stutzer, ein Liebhaber der alten und ein Freund der neuern Sprachen, ein Orthodox und — nein! dahin, um auch ein Heterodox zu werden, hat es Pankraz noch nicht bringen können. Denn da müste der gute Mann die Neuern lesen, sich ein anderes System machen, und alle seine theologischen Manuscripte umschmelzen. Welche Arbeit!

163.

Kilian, der sich so sehr von seiner eigenen Religion entfernt, will die Religionen aller Weltvölker vereinigen. Kilian, der selbst das roheste und ungebildetste Herz besitzt, nimmt sich vor, die Herzen aller seiner Mitbrüder zu ver-

verbeſſern. Kilian, der durch ſeine Schriften alle Narren klug machen will — habe ich wohl noch nöthig zu ſagen, daß Kilian ſelber einer der größten, und ſchwerlich durch irgend eine Schrift klug zu machen iſt? —

164.

Der gelehrte D. Baſtel bleibt feſt dabey, (was auch die Vernunft und die Gegner dawider einwenden mögen,) daß der Heiland, indem er von freyen Stücken Geſchichten vom Teufel erzählet, und teufeliſche Beſitzungen behauptet, im Herzen ganz anders gedacht, und hiermit nur blos den ungläubigen Juden nach dem Maule geredet habe. — Wie? iſt Baſtel nicht ein braver Theologe, der ſeinem Heilande Ehre macht? — Doch dergleichen Baſtel giebt es in unſern Tagen gar viele. —

165.

Es giebt itzt ſehr unnatürliche Moden, in Anſehung der Kleidertrachten, und die Welt hält ſie dennoch für ſchön. Eben ſo giebt es in der jetzigen Modetheologie ſehr unbibliſche Meynungen, und die Welt hält ſie demungeachtet für wahr. — Aber man habe nur Geduld! — Mit der Zeit wird dort die Natur und hier die Schrift ſchon wieder ihre alten Rechte behaupten.

165.

Itzt ſind wir in der Periode der Eroberungen. Kein Wunder, daß man auch an dem Teufel zum Ritter werden, und ihm immer ein Stück nach dem andern von ſeinem Reiche abzwacken will. Wider alles Natur- und Völker-Recht aber iſt es, daß ihm einige nicht nur die Hölle entreißen, ſondern ihn ſogar um ſein politiſches und moraliſches Daſeyn bringen wollen.

167.

Die ſogenannten Pietiſten lächerlich zu machen, gehöret zur elenden Kriegskunſt der Religionsſpötter. Ein ſolcher Sieg macht ihnen eben ſo wenig Ehre, als einem bewaffneten Huſaren die Plünderung eines Dorfs, worinne nur noch einige alte Weiber ſich befinden, die weiter nichts, als weinen und beten können.

Achtes Kapitel.

Von den gelehrten Zeitungsschreibern und Rezensenten.

163.

Das jetzige Rezensions-Wesen gleichet einer Fabrik, worinne Leute von allerley Fähigkeiten ums Lohn arbeiten. Da ein Theil des Publikums noch verblendet genug ist, den elenden Produkten solcher Fabriken seinen Beyfall zu schenken, so können sich die Herren Unternehmer noch zur Zeit auf ein gutes Einkommen dabey Rechnung machen. Die Fabrikanten selber gewinnen mit ihrer Arbeit wenig, kaum das liebe Leben. Kein Wunder, daß es gemeiniglich nur Pfuscher oder Stümper sind, oder daferne ja Leute von Talenten dazu genommen werden, so behandeln doch diese, wegen der schlechten Bezahlung, die sie bekommen, die Sache nur obenhin, und, so zu sagen, maschinenmäßig. Ihr Hauptwerkzeug ist die Feder, die aber nicht durch den Kopf, sondern blos durch die Hand regieret wird. Es ist bekannt, daß ihnen ihre Arbeit Blattweise bezahlt wird, so wie dem Zeugmacher die seinige nach der Elle. Je mehr also ein Rezensent Blätter beschmiert, um desto einträglicher ist sein Handwerk.

169.

Ein Rezenſent von der gewöhnlichen Art, (denn von andern rede ich hier nicht,) nimmt das Buch, das kritiſirt werden ſoll, gravitätiſch vor ſich, ſieht erſtlich auf den Titel nach dem Nahmen des Verfaſſers, und, nachdem er einen großen oder kleinen, berühmten oder unberühmten darauf findet, oder je nachdem ihm die Materie, zumal wenn ſie theologiſch iſt, gefällt oder nicht gefällt, richtet ſich ſchon zum Voraus ſein ſcharfſinniges Urtheil. Hierauf wird das Buch flüchtig von ihm durchblättert; nach der Bogenzahl, den Abſchnitten, Kapiteln, Paragraphen u. ſ. w. geſehen, hier und da eine gute, oder eine ſchlechte Stelle, ſo wie er ſie zum Lobe oder Tadel des Buchs nöthig hat, ausgehoben, ſich bey einem nicht genugſam beſtimmten Ausdrucke aufgehalten, mit ein wenig Beleſenheit gepralt, ein Körnchen verdorbenen Witz angebracht, und endlich mit der Betheurung, daß Rezenſent ſeine Meynung unpartheyiſch geſagt habe, beſchloſſen.

170.

„Der Autor hat uns in ſeinem Buche nichts „neues geſagt;" iſt eine Rezenſenten-Floskel, die in den meiſten Fällen von einer großen Schwäche oder Abweſenheit des Verſtandes zeu-

get.

get. Iſt denn jeder Autor ein Cook, der neue Länder entdeckt? Oder ſind die Wiſſenſchaften gelehrte Moden, die ſich alle Augenblicke verändern? Ich weis wohl, daß man dieſelben itzt, zumal die theologiſchen und philoſophiſchen, nach dieſem Fuße anzunehmen und zu beurtheilen pfleget; aber aus einer ſtreitigen Gewohnheit läßt ſich noch kein Recht herleiten, und geſetzt, der Philoſoph oder der Theolog könnte auch bisweilen der Welt wirklich etwas neues ſagen, ſo iſt es doch von dieſer ohne Zweifel eine Thorheit, es zu fodern. Mich dünkt, es iſt genug, wenn jedweder Autor das Alte, das er für gut erkennt, auf eine neue oder bequemere Art, als die gewöhnliche iſt, einzukleiden und vorzutragen weis.

171.

Man kann die meiſten gelehrten Zeitungsblätter nicht beſſer, als mit Spucknäpfen vergleichen, worein jeder von der Geſellſchaft den Ueberfluß ſeiner Galle oder den Unflath ſeines Gehirns wirft.

172.

Ein Rezenſent und ein Viſitator haben ſehr viel ähnliches. Sie durchſuchen beyde die Produkte der Menſchen und — laſſen ſich auch beyde gern beſtechen.

173.

Ich weis nicht, ob der Rezenſent, der eine alberne Kritik macht, oder der Leſer, der derſelben blindlings Glauben beymißt, für dümmer zu halten iſt.

174.

Unter meinen ehemaligen Schulkameraden, ſchrieb mir jüngſt ein guter Freund aus B..., war auch der hieſige Herr Prof Wurmbrand. So dumm er in ſeiner Jugend war, wenn es aufs Lernen nützlicher Wiſſenſchaften ankam, ſo ſchlau und verwegen war er doch, wenn es die Ausführung eines boshaften Streiches galt. — Wundern Sie ſich nun noch, daß er einer der vornehmſten Mitarbeiter an der allgemeinen — deutſchen — gelehrten — kritiſchen — Bibliothek geworden iſt? —

175.

Vor den weltlichen Gerichten iſt die Gewohnheit ſo, daß erſt das Rathscollegium den Beklagten verhört und verurtheilt, ehe ihn der Scharfrichter und ſeine Knechte in die Hände bekommen. Bey der gelehrten Juſtiz aber iſt es gerade umgekehrt. Da fallen die Scharfrichter und ihre Knechte erſt über den Beklagten her, ehe der ordentliche Magiſtrat, oder

oder das Publikum, seine Sache untersuchen, und über ihn ein Urtheil fällen kann.

176.

Ein Kritikus, wie man ihn sonst hatte, und ein Rezensent, wie er itzt ist, sind eben so von einander unterschieden, als der Arzt und der Marktschreyer, oder der Meister und der Pfuscher.

177.

Wenn es wahr ist, was man zu sagen pflegt, daß, je verständiger und weiser einer sey, je demüthiger und bescheidener er seine und Anderer Wissenschaften beurtheile, so folgt daraus ganz unwidersprechlich, daß die meisten Rezensenten, die in ihren Kritiken so vielen Stolz und so viele Unbescheidenheit verrathen, sehr wenig Verstand und noch weniger Klugheit besitzen müssen.

178.

Es ist kein Zorn größer und gefährlicher, als der Zorn eines Gelehrten, und kein Gelehrter zorniger und rachsüchtiger, als ein Rezensent.

179.

Es giebt zu allen Zeiten, besonders jetzo, gewisse litterarische Baals; wer seine Knie vor denselben nicht beugen will, der wird von ihren Pfaffen, den Journalisten und Zeitungsschreibern, öffentlich excommuniziret und castigiret.

Neuntes Kapitel.

Von den Geistlichen und ihrer Beredtsamkeit.

180.

Ein großer Theil unsrer jetzigen Bothschafter an Christus Statt ist solchen leichtsinnigen Bothen gleich, welche den Hauptzweck, warum sie gesandt werden, vergessen, weil sie sich mit zu vielen Neben-Aufträgen beladen haben.

181.

Unsre Geistlichen sollen Prediger seyn; dazu sind sie eigentlich von Gott berufen. Da sie aber durchaus Redner seyn wollen; wozu sie Gott nicht berufen hat, so hat dieses bey ihnen die Folge, daß sie blos reden, aber nicht predigen.

182.

Ein berufener Diener des Evangelii soll — und was? — einen schwarzen Rock und gekräuselte Haare tragen? — Das kann, und, wenn es einmal so eingeführt ist, das muß er thun, um sich nicht auf eine lächerliche Art auszuzeichnen. Aber seine eigentliche Bestimmung ist es nicht; ob ich gleich nicht leugne, daß es nicht wenig Geistliche gebe, welche diese äußer-

lichen

lichen Zeichen ihrer Würde für die Würde ſelbſt halten. — Was muß er alſo denn thun? — Moraliſiren? — Das konnte Sokrates auch; dazu brauchte es kein beſonderes Evangelium. — Nun! was denn? — Man laſſe ſichs einen Apoſtel ſagen! — Er ſoll, ſpricht er, das Amt führen, das die Verſöhnung prediget, und dabey vor allen Dingen den gekreuzigten Chriſtum verkündigen — nicht mit hohen Worten menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft. — Nun! wenn das iſt, ſo möchte ich doch gern wiſſen, wofür man diejenigen halten ſollte, die itzt auf unſern Kanzeln ſtehen, und ſich dieſes Worts von Chriſto und von der Verſöhnung ſchämen, oder ihm wohl gar widerſprechen? —

183.

Die geiſtliche Beredtſamkeit artet zu unſern Zeiten in ein leeres Wortgepränge aus, bey welchem eine wahre Erbauung eben ſo wenig, als ein gründlicher Unterricht ſtatt findet. Denn über den Worten vergißt man die Sache, ſowohl von Seiten des Lehrers, als des Zuhörers.

184.

Man sieht itzt die Kirche für ein Theater und den Prediger für einen Schauspieler an. Niemand scheinet fast mehr daran zu denken, daß derselbe den Beruf hat, uns das Wort Gottes zu verkündigen, woraus wir Trost und Unterricht schöpfen sollen. Im Gegentheile hält man ihn für einen Mann, der blos zu unserer Belustigung dienet, und dafür bezahlt wird, uns des Sonntags eine Stunde lang die Zeit zu vertreiben. Daher glaubt man auch zu einer scharfen Kritik über ihn berechtigt zu seyn, die sich jedoch hauptsächlich nur auf seine Minen, seine Gestus und die Wendungen, die er seinen Worten und seinem ganzen Vortrage zu geben weis, zu erstrecken pfleget. Das übrige, nehmlich der Inhalt seiner Predigt, ist bey den meisten Zuhörern nicht viel mehr, als Nebensache. Sie hören seine Ermahnungen, so kräftig sie auch sind, gleichgiltig mit an, und vergessen sie, ehe sie nach Hause kommen.

185.

Heute, (hörte ich neulich beym Herausgehen aus der Kirche einen andächtig gewesenen Zuhörer zu einem andern sagen,) heute hat sich unser vortrefflicher Roseius gewissermaaßen selbst übertroffen! — Welche pathetische Stim-

me

me! Welcher herrliche Anſtand! Welche einnehmende Geſtus! — Alles harmonirte auf das genaueſte mit dem, was er vortrug. — Bemerkten Sie wohl den ſchönen Uebergang von der Einleitung zum Hauptthema? — Doch muß ich Ihnen ſagen, daß er mir im zweyten Theile noch beſſer gefallen hat, als im erſten. — Auch hätte ich gewünſcht, daß er in der Anwendung ſeinem Vortrage mehr Feuer gegeben hätte. — Indeſſen war, im Ganzen genommen, ſeine Predigt unvergleichlich, und für die Anfänger ein rechtes Muſter. Es iſt wahr, man hört dieſem Manne mit Vergnügen zu. Ich habe heute nicht ein einzigesmal weder gegähnt, noch nach meiner Uhr geſehen, wie doch ſonſt meine Gewohnheit iſt, wenn ich einen langweiligen Redner höre. — Dieſen Nachmittag wird der theure M. Blockius auftreten. Da er aber mein Mann nicht iſt, und das Wetter gut zu ſeyn ſcheinet, ſo werde ich, ſtatt ihn zu hören, ſpatzieren gehen, und irgendwo eine Flaſche braun Bier trinken. Wollen Sie mir Ihre angenehme Geſellſchaft gönnen? — Ich bedaure, daß ich die Ihrige entbehren muß. Ich bin ſeit geſtern ſchon anderweitig verſprochen. Aber auf den Abend gehe ich zur — Sie wiſſen ſchon, zu wem? — Sie kommen doch auch

hin?

hin? — Vielleicht. — Nein! Sie müssen mirs gewiß versprechen! — Nun! ich komme. — Aber gewiß? — Zuverläßig! — Leben Sie wohl! —

Man urtheile aus diesem Gespräche, dergleichen (nur mit veränderten Worten) fast alle Sonntage gehalten werden, aus welchem Gesichtspunkte man itzt einen Lehrer des Evangelii zu betrachten, und was für herrliche Früchte die neue geistliche Beredtsamkeit hervorzubringen pflege.

186.

Mancher geistliche Redner wird in einer Stadt zu einem Chrysostomus gemacht, von welchem, außer ihren Mauren, kaum jemand sprechen höret. Dies ist nicht sowohl geradezu eine Thorheit, als vielmehr eine Art von thörichter Eigenliebe. Die Herren des Orts wollen die Ehre haben, in diesem Fache etwas vortreffliches zu besitzen, und sich zugleich auf die Beurtheilung rednerischer Talente zu verstehen.

187.

Ganz R... lobt die Beredtsamkeit seines Superintendenten. Kann ganz R.. davon urtheilen? — Nein! Aber weil sie die Rathsherren und einige reiche Kaufleute loben, so loben sie die Frauenzimmer und die ganze übrige Bürgerschaft mit.

Wer

188.

Wer sich in seinem Vortrage nicht zu dem gemeinen Manne und zu solchen Vornehmen, die oft nicht viel klüger sind, als der gemeine Mann, herabzulassen weis, dem sollte gar nicht erlaubt werden, zu predigen, weil er die hierzu erforderliche Gabe der Deutlichkeit nicht besitzt. Ich sage hiermit nicht, daß ein Prediger den allzuniedrigen Volkston annehmen müsse; nein! ein populärer Vortrag und ein pöbelhafter sind zwey ganz verschiedene Dinge. So wenig der letztere sich für einen Kanzelredner geziemet, so sehr kömmt ihm doch der erstere zu, woferne er anders dem Zwecke seines öffentlichen Lehramts eine Genüge thun will.

„Den gemeinen Mann," sagt Luther, der ohnstreitig hierinne die beste Erfahrung hatte, „muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren; denn er kann es nicht „fassen. Es kommen in die Kirchen kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen „ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts „davon, und wenn sie schon sagen: Ey! er hat „köstlich Ding gesagt; wenn man sie fraget: „Was war es denn? sagen sie, ich weis nicht. „Man muß den armen Leuten sagen: Scapha, „scapha, ficus, ficus, sie fassens dennoch kaum." —

Zehntes

Zehntes Kapitel.

Von den Regenten.

189.

In der alten Welt wählte man ſich die Regenten; in der neuern erbt man ſie. Dort las man ſich die weiſeſten und gerechteſten aus; hier muß man ſie annehmen, wie ſie ſind.

190.

Es giebt Regenten, die gütigen Vätern gleichen; ſie ſind aber äußerſt ſelten. Es giebt auch Beherrſcher, die ſtrengen Deſpoten ähneln, dergleichen hat man in Menge. Jenen gehorcht man freywillig, dieſen folgt man aus Zwang. Gegen die erſtern iſt der Gehorſam ein Vergnügen, gegen die letztern iſt derſelbe eine Prüfung.

191.

Die Fürſten brauchen, um gelobt zu werden, nur gemeinen Menſchenverſtand zu beſitzen. Glaubt ihr denn, daß das alles wahr ſey, was man von ihren geiſtreichen Antworten in den Zeitungen lieſt? — Ich glaube das wenigſte hiervon. — Man müßte die Art des alles vergröſſernden Gerüchts und der höfiſchen Schmeicheley nicht kennen. — Bedenket nur, durch wie

wie viele Mäuler und Federn eine ſolche Antwort geht, ehe ſie bis zu dem Zeitungsſchreiber kömmt. Dieſe alle drehen und feilen ſo lange daran, bis aus einem erſt ganz gemeinen Sinne nach und nach ein ziemlich witziger wird.

192.

Viele Regenten gehen mit dem Leben und den Gütern ihrer Unterthanen eben ſo um, wie mit der Zeit und ihrem Spielgelde. Sie fragen nicht viel darnach, ob ſie etwas davon gewinnen oder verlieren, wohl oder übel anwenden.

193.

Der Eroberer kauft Länder und Städte. Die Münze, womit er ſie bezahlt, iſt das Blut ſeiner Unterthanen. Er handelt ſelten lange; ob es ihn ein oder zehn tauſend Menſchen koſte, das iſt ihm gleich viel, daferne er nur ſeinen Zweck erreicht.

194.

Die Geſchenke der Fürſten ſind ſelten Wirkungen und Beweiſe ihrer Einſicht und Gutherzigkeit. Mehrentheils ſind Stolz, Ruhmſucht, Ueppigkeit, Wolluſt und bloße Phantaſie die wahren Quellen, woraus ſie herfließen. Man gebe nur auf diejenigen Achtung, die gemeiniglich damit begnadigt werden. Sind es nicht

faſt

fast lauter Personen, die es entweder nicht verdienen, oder nicht nöthig haben? — Gesandte und Spione, Generale und Mätressen, Kammerherren und Lackeyen, Kammerjunker und Hofnarren *), Kastraten und Balletänzer, Kuriere, die etwas Gutes verkündigen, welches man ohnedem erfahren haben würde, und Projectmacher, die zu etwas Bösem rathen, das, zum Besten des Landes, auf immer ein Geheimnis bleiben sollte. — Unterdessen giebt es, dem Himmel sey Dank! auch noch Fürsten, welche ein wahres Verdienst zu schätzen und zu belohnen wissen.

195.

Die meisten grossen Herren, die schlecht regieren, werden in ihrer Jugend verdorben. Kaum sind sie aus den Händen der Ammen, so fallen sie in die Hände der Schmeichler, die ihnen von nichts, als ihrer hohen Geburt, frühzeitigen Klugheit, wichtigen Bestimmung, künftigen Souveränität und unumschränkten Willkühr, von dem blinden Gehorsame, den ein Regent von seinen Völkern zu fodern berechtigt sey,

*) Diese beyden Ehrentitel sind bisweilen synonymisch. Wenigstens pfuschen die erstern Herren den letztern nicht selten ins Handwerk.

ſey, u. dergl. vorſchwatzen, und ſie dadurch in der Folge vergeſſen machen, daß ſie ſo gut Menſchen ſind, und ſterben müſſen, wie die geringſten von ihren Unterthanen.

196.

Ein Prinzen-Erzieher iſt gemeiniglich der erſte Schmeichler ſeines Eleven. Da er weis, daß ſeine jetzige Station, wenn er ſich darinne nach Wunſche beträgt, dereinſt mit einem anſehnlichen Gehalte oder Amte abwechſeln ſoll, ſo vergöttert er nicht nur die durchlauchtigſten Eltern, ſondern auch den durchlauchtigſten Zögling.

197.

Der Stolz iſt das erſte Gift, das man jungen Prinzen einflößt — die Wolluſt das zweyte.

198.

Weiſe Sparſamkeit zieret den Charakter eines Regenten eben ſo ſehr, als ihn thörichter Geiz, wenn er ſich damit befleckt, verunſtaltet.

199.

Ein zur Verſchwendung geneigter Landesfürſt macht ſeine Unterthanen bey weitem nicht ſo unglücklich, als ein dem Geize ergebener. — Ich nehme hiebey an, daß die Gelder, die erſterer verſchwendet, nicht für ausländiſchen Prunk hingegeben, oder hungrigen Fremdlingen zugeworfen werden, und daß letzterer die beſchwer-

lichen Auflagen, wie ſeine todten Schätze, häuft.

200.

Nie wird ein Regent hinter den wahren Zuſtand ſeines Landes kommen, ſo lange er ſich bloß auf die ungewiſſen Berichte ſeiner Miniſter verläßt. Iſt ihm wirklich daran gelegen, ſeine Unterthanen glücklich zu machen, und vor allen Bedrückungen zu ſichern, ſo muß er die Mühe nicht ſcheuen, bisweilen ſelbſt unter ihnen herumzureiſen, und dabey erhaben genug denken, auch mit den niedrigſten zu reden.

201.

Oft iſt der Fürſt der einzige im Lande, der nicht weis, daß es unglücklich iſt.

202.

Als Philipp, König von Macedonien, einſt nicht aufgelegt war, eine gemeine Frau, die ſich bey ihm über ein erlittnes Unrecht beklagen wollte, anzuhören, ſo antwortete ſie ihm ohngefähr folgendes! „Wenn dir es zu beſchwerlich wird, mir und andern Nothleidenden zu helfen, ſo höre auf, König zu ſeyn.“ — O zu wie vielen tauſend Regenten hätte man dies, ſeit den Zeiten Philipps, zu ſagen nöthig gehabt! —

203.

Friedrich, der Zweyte, oder der Große, las alle Bittſchriften, die bey ihm einliefen, und beantwortete ſie auch alle, zum Theil ſelbſt, zum Theil durch ſeine Geheimſchreiber. Bey dieſen mühſamen Beſchäftigungen entgieng ihm nun freylich viel von der edeln Zeit, die andere ſeines gleichen im Genuße ſinnlicher Ergötzungen zubringen, aber konnte er wohl dieſelbe edler anwenden, als daß er darinne auf die Bitten ſeiner Unterthanen hörte, der Chikane Einhalt that, der Unſchuld Recht ſprach, und ſich dadurch zu dem allgemeinen Ruhme eines weiſen und wohlthätigen Landesvaters berechtigte? — Und doch — welch ein Unglück für die Welt! — hat Friedrich zwar viele Bewunderer, aber wenig Nachahmer gefunden.

204.

Kolbert war ein großer Miniſter — Hier unterſuche ich nicht, ob er unter einem andern Könige eben ſo groß geweſen ſeyn würde, noch weniger, ob ſeine großen Unternehmungen allemal aus der reinſten Quelle entſprangen — Genug! er war es, der Ludewig, dem 14ten, den vielfachen Ruhm, worinne derſelbe noch bey der Nachwelt glänzt, größtentheils erwerben half. — Ich würde hier vielleicht Gelegenheit

haben, von dem großmüthigen Schutze zu reden, welchen er den Gelehrten von ganz Europa ertheilte, und der eigentlich zu Ludewigs Ruhme das meiste beytrug, allein ich befürchte, daß mir, wenn ich ihn deswegen billigermaßen loben wollte, die deutschen Anti-Kolberte den Vorwurf der Partheylichkeit machen, und nichts destoweniger in ihrer Verachtung gegen die Gelehrten fortfahren möchten.

205.

Der Militär-Stand ist die Stütze des Despotism. Aus dieser Ursache schätzen die Monarchen ihn auch höher, als alle übrige Stände des Reichs.

206.

Die meisten großen Herren haben gewisse Diener, die auf eine so feine Art über sie herrschen, daß jene, selbst indem sie diesen gehorchen, noch immer ihren Willen zu haben glauben. — Man nennt solche herrschende Diener Günstlinge.

207.

Oft verwendet ein Fürst auf eine einzige Lustbarkeit so viel Geld, daß hundert arme Familien ein Jahr lang bequem davon leben könnten.

208.

Wenn ein Land schlecht regiert wird, so liegt an dem

dem Regenten gemeiniglich nur die halbe Schuld. Die andere Hälfte muß gebührender maaßen auf die Rechnung seiner Räthe geschrieben werden.

209.

Ein König ist nicht immer der Glücklichste auf seinem Throne. Er ist es um desto weniger, je feiner sein Gefühl für Natur, Unschuld und Freundschaft ist.

210.

Der Taumel der Sinnlichkeit und das Geräusch leerer Ceremonien, worinne sich ein Fürst unaufhörlich befindet, machen, daß er selten einmal zu sich selbst kömmt, selten einmal über sich nachdenkt, und noch seltner eine wahre Empfindung der Tugend hat.

211.

Es ist nichts, als ein schlauer Kunstgriff des Eigennutzes, wenn Räthe ihren Fürsten glauben machen, daß es seiner hohen Würde zuwider und viel zu beschwerlich für ihn sey, sich um alle Angelegenheiten seines Landes zu bekümmern, sich unter seinen Unterthanen öfters sehen zu lassen, oder denselben wohl gar einen freyen Zutritt zu seinem Throne zu verstatten.

212.

Oft treibt ein einziger Knabe zwanzig Esel mit Prügeln vor sich her. Die dummen Esel!

Wenn ſie die Stärke ihrer Hufe kennten und davon Gebrauch zu machen wüßten, ſo würden ſie den Jungen eben ſo jagen, als der Junge itzt ſie. — Dieſem Bilde entſprechen viele Beyſpiele im weltlichen Regimente, wo es ebenfalls hochgebietende Knaben und unterthänige Eſel giebt. — Aber bewundert hier die Weisheit der göttlichen Vorſehung, welch ein, oft noch ſo ſehr gepreßtes, Volk durch eine blöde Furcht im tiefſten Gehorſame zu erhalten weis! —

213.

Das Volk eines großen Reichs iſt einer ungeheuren See ähnlich, welche auf allen Seiten mit hohen Dämmen, denen gute Geſetze, oder eine weiſe und gemäßigte Regierungsform gleichen, eingeſchloſſen iſt. So bald in dieſe, entweder nach und nach, oder plötzlich, beträchtliche Einbrüche geſchehen, ſo entſteht eine allgemeine Ueberſchwemmung, die allenthalben Schrecken und Verwüſtung verbreitet. — Der einmal in Wallung gebrachte Pöbel iſt dann ſchwer zu beſänftigen, ſchwer in die Schranken, die er einmal durchbrochen hat, wieder zurückzuführen. Seine ſchäumende Wuth muß erſt verbrauſen, und ſein heißer Durſt nach Rache an denen, die ihn gereizt haben, geſtillt werden. Glücklich, wenn dann noch der Unſchuldigen, des wehrloſen

ſen

ſen Geſchlechts und Alters geſchont wird, wenn man dabey die Geſalbten des Herrn nicht antaſtet, und ſeine Prieſter und Altäre nicht beleidiget! — Fürſten auf den Thronen! hütet euch, eure Völker durch Stolz, Verachtung, harte Auflagen und andere liebloſe Behandlungen aufs äußerſte zu bringen. Säumet dagegen nicht, ihnen den Zutritt zu euch, auf alle Weiſe, zu erleichtern, ihren rechtmäßigen Beſchwerden abzuhelfen, und ihre Herzen durch Sanftmuth ſo zu gewinnen, daß ihr vor der Gefahr, ſie zu verlieren, ſicher ſeyn könnet. — Erinnert euch, daß ſich viele wichtige Staatsveränderungen in der Welt nicht eräugnet haben würden, wenn die Regenten die großen Pflichten ihres Berufs nicht vergeſſen, ſich beſſer um die Verwaltung ihrer Landesgeſchäfte bekümmert, und an ihren Völkern, nicht wie Tyrannen, ſondern wie Väter gehandelt hätten. Erinnert euch — doch ich traue euch zu, daß euch die alte und neuere Geſchichte, die ſo voller warnenden Beyſpiele für euch iſt, nicht unbekannt ſeyn werde. —

214.

Man kann nicht jede Staats-Revolution oder Regierungs-Veränderung, nicht jedes Joch-Abſchütteln eines gepreßten Volks geradezu für unrechtmäßig und Gott mißfällig erklären.

klären. Die Herren Schweizer, Holländer und Amerikaner würden ſich ſonſt hierüber ſehr beleidigt finden. Uebrigens leſe man nur die Geſchichte Rehabeams, 1 Kön. 12. wo Gott, ſtatt das Betragen der abgefallenen zehn Stämme Iſraels zu tadeln, ſelbiges vielmehr rechtfertiget und beſtätiget.

215.

Wahr iſts, die Einwohner eines Landes gewinnen ſelten etwas, wenn ſie ſich, wie man zu reden pflegt, in Freyheit ſetzen, oder ihre monarchiſche Regierungsform in eine ariſtokratiſche verwandeln. Ihre Sklaverey wird vielmehr nur dadurch größer. Denn, ſtatt eines Herrn, dem ſie ſonſt gehorchen muſten, ſind ſie nunmehr gezwungen, vielen zu dienen.

216.

Wie nöthig der Menge ein gutes Oberhaupt ſey, ſieht man beſonders im Kriege. Wären da die Soldaten ſich ſelbſt überlaſſen, ſo würden ſie weder eine Schlacht gewinnen, noch eine Feſtung erobern. Nur die kluge Anführung ihres Befehlshabers kann ſie hierzu geſchickt machen. Ohne denſelben würden ſie gar bald in die gröſte Verwirrung gerathen — jeder würde befehlen, keiner gehorchen, der eine da, der andere dort hinaus wollen. Der ſchlaue

Feind

Feind würde dieſe Unordnung benutzen. — Alles würde verloren gehen.

217.

Fürſten! beklaget euch nicht, daß die Wahrheit ſo ſelten vor euren Thron kömmt. Ihr ſeyd ſelbſt Schuld daran. Es iſt wahr, die Schmeichler, dieſe unverſchämten Lobredner eurer Vollkommenheiten und ihrer Treue, ſuchen dieſelbe von euch zu entfernen. Allein — wäret ihr weniger eitel, ſo wären ſie weniger unverſchämt.

Eilftes Kapitel.

Von dem Patriotiſmus.

218.

Man erhebt itzt mehr, als jemals, den Patriotiſmus, und macht ihn beynahe zu einer Haupttugend des Chriſtenthums. Gleichwohl finde ich keinen ausdrücklichen Befehl dazu in der heil. Schrift; und dieſer müſte doch um deſto deutlicher darinne enthalten ſeyn, für je gröſſer und wichtiger man dieſe ſogenannte Tugend ausgiebt.

219.

Die Römer waren die erſten Patrioten. Von ihnen iſt dieſes Wort, oder deſſen Bedeutung, vermittelſt der pedantiſchen Schulmonarchen, welche Cicero's Eifer pro patria fanatiſch gemacht hatte, zu uns gekommen. Allein die Römer hatten ohnſtreitig vielmehr Urſache, als wir, Patrioten zu ſeyn; denn jeder Römiſche Bürger war Soldat, und folglich war jeder Römiſche Soldat anſäßig und focht, wenn er focht, für ſein Eigenthum. Unſre jetzigen Soldaten hingegen ſind gröſtentheils nur Miethlinge und Leute aus allen Weltgegenden.

220.

220.

Das Wort Patriot wird auf verſchiedene Art erklärt. Einige, beſonders die Schmeichler der Höfe, ſagen, ein Patriot ſey der getreuſte Unterthan ſeines Landesherrn, der willigſte Träger aller Laſten, die ſein Herr oder deſſen Miniſter ihm aufzulegen für gut befinden, der entſchloſſenſte Vertheidiger aller Souveränitäts-Rechte, wie auch aller Einfälle, Anſprüche und Handlungen ſeines Fürſten, ſie mögen gut oder böſe ſeyn, mit einem Worte, ein gehorſamer Knecht ſeines Deſpoten. —

Andere, die philoſophiſcher und freymüthiger denken, verſichern, ein Patriot ſey der, welcher ſein Augenmerk nicht blos auf das individuelle Glück des Regenten, ſondern auch zugleich auf ſein eigenes, noch mehr aber auf die Wohlfarth des ganzen Landes richte, ſolche zu befördern trachte, und bey deren Vertheidigung ſein Leben wage. Sie behaupten (und, wie mich dünkt, mit Recht,) daß der Fürſt um des Volks willen, nicht aber das Volk um des Fürſten willen, da ſey, daß dieſer eben ſo wohl, als jenes, den Geſetzen des Landes gehorchen müſſe, und daß es ihm keinesweges freyſtehen könne, die Unterthanen, nach ſeinem Belieben, glücklich oder unglücklich zu machen. — —

Was mich anbelangt, ich glaube, daß man einen Patrioten nicht kürzer und richtiger schildern könne, als wenn man sagt, daß er ein Mensch sey, der sich nicht blos in seinem Geburtslande, sondern auch in einem fremden, das er sich zu seinem Aufenthalte gewählt hat, friedlich beträgt, dessen Gesetzen sich unterwirft, dessen Obrigkeit gehorcht, dessen Wohlstand befördert. Mit einem Worte, ein Patriot ist ein guter Bürger; er sey in dem Lande, darinnen er lebt, geboren oder nicht.

221.

Ein paar Fragen, ihr schmeichlerischen Lobredner des Patriotismus: Wie? wenn euer Vaterland ungerecht gegen euch wäre, und euch nöthigte, ein anderes zu suchen, wolltet ihr wohl mit Gewalt da bleiben, um nur die Ehre zu haben, darinne Hungers zu sterben? — Oder daferne euch der Fürst eines andern Landes, das euch wohlthätig aufgenommen hat, wichtige Aufträge ertheilen wollte, die eurem Geburtslande nachtheilig wären, wolltet ihr wohl fanatisch genug denken, durch eine tolle Weigerung diesen guten Fürsten zu beleidigen, blos um ihm und euren undankbaren Landsleuten einen Beweis zu geben, daß ihr schwache

Köpfe,

Köpfe, oder, wenn ihr lieber wollet, eifrige Patrioten wäret? —

Laßt uns noch einige andere Fälle eines solchen Patriotiſmus unterſuchen! — Geſetzt, die Regenten meines Vaterlandes hätten durch Pracht und Ueppigkeit oder durch unnütze Kriege daſſelbe mit Schulden beladen, ſollte ich wohl, um ein Patriot zu heißen, mein ſauer erworbenes Vermögen hingeben, und dieſe Schulden damit zu mindern ſuchen, dieſe Schulden, die vielleicht in Kurzem auf die vorige Art wieder zu ihrer erſten Größe anwachſen dürften? — Oder geſetzt, mein herrſchſüchtiger Landesherr wollte ſich in einem ungerechten Kriege Lorbern erfechten, könnte mich wohl der Patriotiſmus verbinden, ihm in ſeinen ehrgeizigen Abſichten beyzuſtehen, und Geſundheit und Leben für ihn aufzuopfern? — Ich meyne nicht!

222.

Alcipp verläßt Haus und Hof, und ſetzt Gut und Blut daran, damit ſein Landesherr noch eine Stadt, die er nicht braucht, und die ihm vielleicht auch nicht gehört, mehr gewinnen ſoll. Dieſem närriſchen Eifer giebt er den Nahmen Patriotiſmus. — Allein wird wohl dieſe Stadt, wenn ſie erobert iſt, Alcippen

und

und ſeinen Landesherrn glücklicher machen? — Werden ſie nicht vielmehr beyde, mit Aufopferung ihrer ganzen Gemüthsruhe, fortfahren, letzterer nach mehrern Städten, erſterer nach mehrerm Ruhme zu trachten? — O die Thoren! —

223.

Die Patrioten in Holland und ihre Nachbarn in Brabant und Lüttich, die zu unſern Zeiten ſo viel Aufſehen in der Welt erregt haben, gehören unter die Liebhaber grober Ausſchweifungen, und machen ſogar, als Feinde aller Geſetze und guten Ordnung, dem Patrioten-Nahmen Schande. Sie, und die meiſten Franzoſen, die mit ihren bewaffneten Fiſcher-Weibern bisher ſo mancherley Greuel verübt haben, die ſie rühmliche Thaten zu nennen belieben, ſind eigentlich Schwärmer, mit denen es bis zum Raſen gekommen iſt. Ich will ihnen zwar — beſonders den letzten — die Güte ihrer Bewegungsgründe und die Gröſſe ihres Zwecks keineswegs ſtreitig machen; allein ſie gehen in dem, was ſie Freyheit nennen, offenbar zu weit, und verwirren ſich ſelbſt in der ungeheuren Menge ihrer Unternehmungen. —

Ein

Ein wahrer Patriot kämpft nicht, wie ſie, mit chimäriſchen Feinden, oder macht ſich ohne Noth wirkliche *), gegen welche er ſich dann durch eine fanatiſche Wuth zu wilden Grauſamkeiten hinreißen läßt, ſondern er ſetzt ſich, im Nothfalle, nur denen entgegen, die ungeſcheut darauf umgehen, die Natur- und Landes-Geſetze zu vernichten, ihn ſeines Eigenthums zu berauben, oder in deſſen Beſitze zu ſtören, und das Joch der Sklaverey, das er bisher geduldig trug, ihm noch ſchwerer zu machen.

*) Ich dächte, der Adel hätte in Frankreich eben ſo wohl mit der Freyheit beſtehen können, als in England und Holland. Was war es alſo nöthig, daß man ſich, zumal da die Grundſäulen derſelben noch nicht recht feſt ſtunden, durch Aufhebung aller adlichen Titel und Würden eine Menge Feinde über den Hals zog, die ſie (jene Säulen) alle Augenblicke erſchüttern, und wieder über den Haufen werfen konnten — ja! dieſes vielleicht noch können? —

Zwölftes Kapitel.

Von der Erziehung und dem Schulwesen.

224.

Man hat seit einigen Jahren stark an der Verbesserung der öffentlichen Schulen gearbeitet, und dazu mancherley scharfsinnige Plane entworfen, die aber alle zur Zeit noch unausgeführt geblieben sind, und es hoffentlich auch noch lange bleiben werden. — Woran es hierbey fehle? — Nicht blos, wie man vorgiebt, an Muthe, die alten tiefen Vorurtheile zu entwurzeln, oder die einmal eingeführten hartnäckigen Gewohnheiten zu vertilgen, sondern vielmehr (NB. NB.) an Gelde, um den Sold der armen Schullehrer zu erhöhen, die an manchen Orten beynahe verhungern möchten.

225.

Der alte D. Joh. August Ernesti examinirte einst einen Kandidaten der Theologie, welcher Rector in einer mittelmäßigen Stadt in Thüringen werden sollte. Nachdem der Docter verschiedene Fragen an ihn gethan, welche der Kandidat theils nur halb, theils mit Stillschweigen beantwortet hatte, so fragte er ihn endlich: Wie stark ist Ihr Salarium, als Rector?

Rector? — 150 Thaler, Ihre Magnifizenz! — Was? nicht mehr, als 150 Thaler? — O da wissen Sie genug für diesen Dienst! — Da kann man keinen gelehrtern Mann verlangen. — Gehen Sie in Gottes Nahmen hin.

226.

Statt der alten Pedanterey sucht man itzt in den Schulen eine neue einzuführen, oder man giebt, welches eben so viel ist, sich Mühe, eine Narrheit durch die andere zu verdrängen. — Mit jener schreckte man die Kinder; mit dieser belustigt man sie.

227.

Es stäubt überall, wo Sand gestreuet wird. In den alten Schulen ist der Staub etwas grob, aber um desto weniger schädlich. In den neuern ist er subtile; zieht aber um desto leichter ins Gehirne.

228.

In Ansehung der äußerlichen Tracht und Bildung, sind die Bürger der alten und neuern Schulen ohngefähr so von einander unterschieden:

Die erstern tragen entweder schwarze, oder blaue Mäntel, zum Theil lächerliche Schallaunen, welches eine Art altväterischer Mönchskutten ist, einige vier- andere drepeckichte Hüte,

einige ſchwarze Röcke und weiße Stutzperücken, wieder andere ungepuderte Locken und lange Haarzöpfe, wenige aber Haarbeutel, weil man dieſe gewiſſermaaßen mit zu dem Luxus rechnet, welchen man Kindern nicht ſchon frühzeitig angewöhnen darf. Im Fall ſie unartig ſind, und guten Worten kein Gehör geben wollen, ſo werden ſie, nach Maaßgabe ihres Verbrechens, entweder mit Verweiſen, oder mit der Ausſchließung vom Spiele, oder mit dem Carcer, oder auch mit Schlägen beſtraft. Uebrigens dürfen ſie eſſen, trinken und ſchlafen, wie andere vernünftige Leute. Es iſt ihnen auch bisweilen erlaubt, bey ſchönem Wetter ſpatzieren zu gehen, und ſich, ihrer Geſundheit zum Beſten, allerley Bewegungen zu machen.

Die letztern hingegen, nehmlich die Zöglinge der neuern Schulen, gehen mit den Kleidern, wie die Matroſen, tragen, nebſt ihren Lehrern, verſchnittene Haare, wie die Markthelfer, runde Hüte, wie die Tyroler, und bunte Bänder in den Schuhen und Beinkleidern, wie die Komödianten; mit dem Halſe gehen ſie bloß, wie die Koſacken, ſchlafen auf harten Lagern, wie die Mühlburſche, und üben ſich im Laufen und Ringen, wie die Klopffechter. Wenn ſie faul ſind, ſo wird ihnen, nach Baſedows

Vor-

Vorſchrift, der Rücken gebürſtet, um die ſchlummernden Lebensgeiſter zu erwecken. Bey gröbern Verbrechen müſſen ſie bittere, jedoch unſchädliche Eßenzen verſchlucken, oder mit hungrigen Mägen Andere ſpeiſen ſehen, und was dergleichen Strafen mehr ſind. — Uebrigens will man ſie Dreiſtigkeit und Anſtand lehren, und macht ſie frech. — Ich wünſchte mir nicht, einem Haufen ſolcher jungen Kosmopoliten alleine zu begegnen, (befände ſich auch ihr Lehrer mitten unter ihnen,) aus Furcht, daß ſie ihre Freymüthigkeit und ihren ungezwungenen, oder vielmehr ausgelaſſenen Witz auch an mir verſuchen möchten. —

Man halte nun beyde Arten von Pedanterey zuſammen, und ſage, welche die lächerlichſte ſey.

229.

Aber vielleicht iſt in den neuern Erziehungs-Anſtalten der moraliſche Unterricht beſſer? — Vielleicht hat auch der in den Sprachen und Wiſſenſchaften vor dem gewöhnlichen einen Vorzug? — Wir wollen es hoffen. Allein man behauptet, daß kein wahrer chriſtlicher Religions-Unterricht darinne gegeben werde, ſondern daß das, was man bisweilen ſo zu nennen pflege, im Grunde

nichts anders, als eine kraftlose, tändelnde, und von allen Glaubenslehren abgesonderte Moral sey. — Ohne Zweifel hat diese Behauptung Grund, da es ohnedem bekannt genug ist, daß unsre aufgeklärte und galante Welt das eigentlich so genannte Christenthum nicht recht schmackhaft findet. — Was sollen also, mag man vermuthlich denken, muntern Knaben dunkle Geheimnisse oder unerklärbare Glaubenslehren? — Ob sie vor der Hand wissen, oder nicht wissen, wer Christus gewesen sey, und was er eigentlich auf dem Erdboden gewollt habe? — Das ist für sie weder unterhaltend, noch interessant. Allenfalls kann man ihnen so viel sagen, daß er ein großer Lehrer der Menschen, wie Sokrates, gewesen sey. Dabey mögen sie sich einstweilen beruhigen. Statt dessen unterweise man sie frühzeitig in der Naturlehre, und besonders in der Hebammenkunst, weil diese, nach Basedows Meynung, vorzüglich geschickt ist, die Jugend zur Erkenntniß der Größe und Weisheit Gottes zu führen. Aus dieser Ursache werden auch wirklich, wie man versichert, von verschiedenen neuen Lehrern die Grundsätze hochgedachter Kunst so deutlich vorgetragen, daß die gelehrigen Knaben die Wehmütter im Nothfalle entbehrlich machen können.

Was die Sprachen und Wissenschaften anbelangt, diese werden den neuern Scholaren ohne den geringsten Zwang, ohne alle Regeln und, so zu sagen, blos spielend beygebracht. Daher es gar nicht zu verwundern ist, daß sie in kurzer Zeit so viel fehlerhaftes Latein plaudern, und von den nöthigsten Wissenschaften so manche kleine Floskel herstottern lernen.

Ich gebe zu, daß in den alten Schulen der Unterricht allerdings mit etwas mehrern Umschweifen und mit etwas gröſserer Strenge getrieben werde. Allein dafür lernet man auch dasjenige, was man lernen soll, mit mehrerer Gründlichkeit. Kurz, es scheinet, daß man schon darum vortheilhafter von ihnen, als von jenen, denken müsse, weil darinne die gröſsesten Männer, welche die gelehrte Welt je gehabt hat, erzogen worden sind; welches man von allen bisher errichteten Pflanzschulen und Treibhäusern der Jugend schlechterdings noch nicht behaupten kann.

Es ist endlich auch wahr, daß zur Zeit noch wenig neue Religions-Meynungen in den alten Gymnasien vorgetragen werden. Die gewöhnlichen Katechismen gelten immer noch in den meisten, und man hat noch überall Kompendien, die sich auf den lutherischen Lehrbegriff

gründen. Allein gesetzt, man ließe auch, bey Erklärung der heiligen Schrift, diesen oder jenen Spruch etwas beweisen, das er eigentlich nicht bewiese, so verdreht und verfälscht man doch die Grundwahrheiten des Christenthums nicht, die mit genugsamer Deutlichkeit in derselben anzutreffen sind.

230.

Bey dem weiblichen Geschlechte trägt man mehr Sorge für die Bildung des Leibes, als der Seele. Bey dem männlichen hingegen wendet man mehrern Fleiß auf die Uebung des Gedächtnisses, als des Verstandes. — Aus dieser verkehrten Erziehungs-Methode entspringen die meisten Fehler bey beyden Geschlechtern.

231.

Da man schon den kleinen Mädchen, wegen ihres artigen Gesichts, niedlichen Putzes und naiven Witzes, unaufhörliche Schmeicheleyen vorsagt, und dieselben in der Folge verdoppelt, ungeachtet das zweyte sich oft gar nicht zum ersten, und das dritte sich gar nicht zu den beyden vorhergehenden schickt, so ist der Mangel des Verstandes, und die Liebe zur Eitelkeit bey den Frauenzimmern gar kein Wunder.

232.

232.

Wenn ein Mädchen eine Coquette iſt, ſo iſt gemeiniglich die Mutter auch eine geweſen, und iſt es vielleicht noch.

233.

Man verſichert, daß die Mütter mehrentheils die erſten Kupplerinnen ihrer Töchter wären. Mich dünkt aber, dieſer Ausdruck ſey ein wenig zu hart. Ich will dafür lieber ſagen: Gelegenheitsmacherinnen ihrer verliebten Zeitvertreibe.

234.

Eine gelehrte Erziehung kömmt den Frauenzimmern ſchon wegen ihrer weiblichen Beſtimmung nicht zu, geſetzt, daß auch manche mit einer eben ſo guten Anlage zum Lernen, als viele Mannsperſonen haben, geboren würde.

235.

Eine gelehrte Frau iſt das auffallendſte Gegenſtück von einer guten Hausfrau.

Clophis hat an Cäcilien eine wahre Sappho zur Frau, die wegen ihres Witzes, ihrer Beleſenheit und ihrer Poeſien überall, und ſelbſt in den gelehrten Zeitungen, gelobt wird. Sein Haus iſt ein Sammelplatz aller ſchönen Geiſter der Stadt, die nicht ſeinet- ſondern Cäcilien we-

gen dahin kommen, die unter ihnen gleichsam präsidiret. In diesen Versammlungen, die sich oft tief in die Nacht hinein ziehen, wird theils von dem Zustande der deutschen Litteratur, in Vergleichung mit der griechischen und römischen, theils von den neuesten Produkten des Witzes gesprochen, die sich sowohl von den Mitgliedern der Gesellschaft, als auch von einigen andern berühmten Verfassern herschreiben. Hierüber möchte Clophis manchmal vor Aergerniß bersten. Aber was will er machen? Will er unvorsichtig genug seyn, diesen Herren das Haus zu verbieten, und sich dadurch ihrem Spotte und dem Zorne seiner Frau auszusetzen? — Er thut also wirklich am besten, daß er seinen Verdruß verbeißt, und sich vielmehr über die Ehre eines so öftern witzigen Zuspruchs erfreut stellt. — Hierüber geht nun freylich in seinem Hauswesen alles den Krebsgang. Weil er sehr selten zu Hause und Madam immer mit den Musen beschäftigt ist, so handelt das leichtfertige Gesinde indessen nach eigenem Gefallen, vernachläßigt, veruntrauet, verschleppt, verfrißt, so viel es nur kann. — Oefters, wenn er von seinen Geschäften des Mittags nach Hause kömmt, so hält seine gelehrte Gattin, statt einer guten Mahlzeit, die er erwartet, ein schönes Gedicht in Bereitschaft,

ſchaft, welches ſie, ihm vorzuleſen, und er anzuhören ſich nicht entbrechen kann. Dies nöthiget ihn bisweilen, ſich wider ſeinen Willen ihrer geiſtreichen Geſellſchaft zu entziehen, und ſeinen Hunger wo anders zu ſtillen. — So gut ſie die griechiſchen und römiſchen Münzen aller Art kennt, ingleichen die Brakteaten, die Gemmen, die Büſten und andere Monumente des Alterthums, ſo wenig iſt ihr das deutſche Curantgeld, nebſt dem gewöhnlichen Preiſe der Lebensmittel, bekannt; daher ihr der Zufall ſchon mehr als einmal begegnet iſt, daß ſie ein Achtgroſchenſtück für ein Viergroſchenſtück ausgegeben, und eine Kanne Butter weit über den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt hat. — In der Nacht, wenn ihr Mann bald ausgeſchlafen hat, legt ſie ſich oftmals erſt, vom Nachſinnen über eine ſchwere Stelle im Horaz ermüdet, zu Bette; ſchläft aber dafür den andern Morgen deſto länger, und es hat bisweilen ſchon 9 geſchlagen, wenn ſie noch, im Beyſeyn eines Witzlings von ihrer Bekanntſchaft, den Caffee im Bette trinkt.

O ich Unglücklicher! rief zuletzt ihr Mann aus, als er mir im Vertrauen ſeine häusliche Noth klagte. Die verdammten Muſen mit ſammt ihrem Apoll, meinem Aſmodi! — Ich

wollte, daß meine Frau sie, oder ich meine Frau, niemals hätte kennen lernen! — Glauben Sie mir, wenn das so fortgeht, so muß ich ehster Tage bonis cediren, und auf eine förmliche Ehescheidung dringen, die man mir, in Rücksicht der mich ruinirenden Gelehrsamkeit meiner Frau, hoffentlich nicht abschlagen wird. — Ich will sie mit Vergnügen dem Delphischen Leyermanne überlassen, in den sie so vernarrt zu seyn scheinet. Vielleicht kann er sie besser brauchen, als ich. —

236.

Eine Erziehung, bey der man sich nichts, als guter Worte bedienet, um das Böse in dem kindlichen Herzen auszurotten, ist nur bey wenig jungen Gemüthern von dem erwünschten Erfolge. Bey den meisten sind gute Worte gerade das, wodurch sie am widerspenstigsten und hartnäckigsten gemacht werden.

237.

Wer Kindern, um sie zum Gehorsam und zum Fleisse zu ermuntern, immer von der Ehre vorschwatzt, macht sie stolz; wer sie dazu durch Geschenke zu bewegen sucht, macht sie geizig; wer Näschereyen dazu anwendet, macht sie gefräßig. — Die besten Mittel zu einer guten Erziehung bleiben, meines Erachtens,

immer

immer — richtige Grundsätze, lehrreiche Beyspiele, und (mit den Worten eines göttlichen Schriftstellers zu reden) Zucht und Vermahnung zum Herrn.

238.

Rousseaus Emil ist ein bloßes Kind der Natur, selten ein Kind guter Art, und ich getraue mich zu sagen, in keinem Verhältnisse seines Lebens, wenn er so bleibt, wie er ist, ein Kind Gottes. — Die Schüler Basedows und Salzmanns sind, wo nicht leibliche, doch wenigstens Stiefbrüder des Emils.

239.

Man wird nicht leicht einen härtern Dienst finden, als den eines Informators oder Hauslehrers. Je vornehmer die Familie ist, die einen solchen Mann hält, je mühsamer und sklavischer ist seine Stelle. Man fodert von ihm fast alle nur mögliche Naturgaben und Wissenschaften. Viele darunter sind dem, der sie fodert, selber unbekannt. Zu den meisten hat der Zögling, der sie lernen soll, weder Lust, noch Fähigkeit. Man befiehlt dem Lehrmeister, gegen eingewurzelte Unarten Schärfe zu gebrauchen, und man zürnet mit ihm, wenn er gehorcht. Er soll bey allen Gelegenheiten Güte und Ueberredungsmittel anwenden, und man

giebt

giebt ihm allein die Schuld, wenn sie nicht anschlagen wollen. So heilig man ihm auch anfänglich alle Gewalt über seine Untergebenen versprach, so wenig Ansehen läßt man ihm in der Folge über dieselben, und schreibt doch am Ende alle Fehler, die sie begehen, auf seine Rechnung. Er muß sich vor jedermann im Hause auf das kriechendste demüthigen, (denn oft gilt der Diener eben soviel bey der Madam, als die junge Magd bey dem Herrn,) und gleichwohl läuft er bey dem kleinsten Versehen, das man ihm beymessen kann, Gefahr, kaltsinnig verabschiedet, oder schimpflich fortgejagt zu werden. —

Väter! ich rathe euch wohlmeynend: Gebet euren Söhnen, daferne ihr zum Voraus befürchten müßt, daß sie durch die Armuth genöthigt werden möchten, Hauslehrer zu werden, statt der Bücher, lieber die Holzaxt, oder den Dreschflegel in die Hand. Gewiß! sie werden dabey weit glücklicher seyn, als bey ihrem Informiren.

240.

Ja! ich gebe es zu, man hat Fälle, wo ein Hauslehrer mit seinem Posten sehr wohl zufrieden ist. Mir selbst sind einige Beyspiele bekannt, darun-

darunter ich meinen Lesern nur folgendes mittheilen will:

Süßmund ist seit 10 Jahren Hofmeister bey dem reichen Baltimor, ohne sich seit dieser langen Zeit ein einziges Mal nach einer andern Stelle, ja nicht einmal nach einem gewissen Amte gesehnt zu haben. Ich wüste auch nicht, was für eine Noth ihn dazu hätte antreiben sollen. Der Gehalt, den er von seinem Herrn Prinzipale öffentlich bekömmt, ist in der That nicht geringe, der aber, welchen seine Frau Prinzipalin ihm heimlich zusteckt, ist noch weit ansehnlicher. Beyde (das muß man sagen,) halten viel auf Süßmunden. Sein Rath gilt in allen Fällen. Fast das ganze Hauswesen hängt von ihm ab. Er läßt, nach Belieben, bauen und einreißen, Obst- und Lust-Gärten anlegen, Teiche ausgraben, Bäume fällen, jagen, fischen, Gerichtstage halten u. dergleichen mehr — und hat bey jedem Schmause, der durch ihn angestellt wird, in Ansehung der Gäste, die dazu eingeladen werden sollen, wenigstens das votum exclusiuum. Mit einem Worte, Süßmund ist in Baltimors Hause eben das, was Joseph ehemals in dem Hause Potiphars war; nur mit dem Unterschiede, daß er dabey mehr auf Ehre hält, als jener,

und,

und, aus Furcht vor einer übeln Nachrede, da lieber ſtehen bleibet, wo jener davon lief.

241.

Wie vergnügt der junge Sophronymus iſt! — Es hatte ihm mit ſeinen Konditionen bisher immer nicht recht glücken wollen. Nun hat er (dem Himmel ſey Dank!) auf einmal eine gefunden, in der er nicht nur lange zu bleiben, ſondern auch am Ende ſein Glück zu machen hofft. Sein neuer Herr Prinzipal, der ein Mann von Stande iſt, und ein anſehnliches Amt bekleidet, wodurch es ihm einmal, ſeinen Informator zu befördern, gar nicht ſchwer fallen wird, hat ihm jährlich 150 Thlr. Gehalt ausgeſetzt, die Meß- und Weihnachts-Geſchenke ungerechnet. — O wie glücklich bin ich, ruft Sophronymus aus, daß mich die Vorſehung in dieſes Haus geführt hat! — Wie vornehm und prächtig geht es nicht darinne zu! — Ich bin da, in Vergleichung mit meinen vorigen Stellen, wie im Himmel. — Ich bekomme die herrlichſten Speiſen, habe meine eigene Bedienung, und kann mit meinem jungen Herrn vornehmen, was ich will. Mein Herr Prinzipal hat mir verſprochen, ihn gänzlich meiner Leitung zu überlaſſen, und die gnädige Frau — ich glaube noch nicht einmal, daß eine da iſt; wenig-

wenigſtens habe ich noch zur Zeit kein ander Frauenzimmer im Hauſe geſehen, als eine Kammerjungfer. — Armer Sophronymus! Sie dauren mich. Wiſſen Sie denn wohl, daß Sie betrogen ſind? — Daß Sie weder 150 Thaler Gehalt, noch ein Geſchenk, noch eine Verſorgung, noch ſonſt etwas, worauf Sie ſich Rechnung machen, erhalten werden? — Sie wollen das nicht glauben? — Nun! ſo fragen Sie Ihre Vorgänger! Fragen Sie das Geſinde im Hauſe! — Alle werden einſtimmig ſagen! Gute Zeit und Verſprechungen bekömmt man bey dieſem Herrn genug; niemals aber Geld und Beförderung, man mag ihm dienen, ſo lange man will.

242.

Können Sie franzöſiſch, italiäniſch, engliſch? — Haben Sie ſich in der Phyſik, Geographie und Hiſtorie umgeſehen? — Verſtehen Sie ſich auf die Muſik und das Zeichnen? — Können Sie im Nothfalle eine Tafel ſerviren? — Wiſſen Sie — doch rechnen, ſchreiben und ein wenig Chriſtenthum, darnach will ich Sie gar nicht fragen; das ſetze ich bey einem ſolchen Menſchen, wie Sie ſind, voraus. Ich habe nicht mehr, als drey Jungen, die aber Aufſicht brauchen. Ich kann ſie nicht länger in der Wildniß

niß ſo herumlaufen laſſen. Sie ſind mir von dem Profeſſor Wuſten, als ein tüchtiger Mann empfohlen worden, daher werden Sie ſie hoffentlich ſchon zur Räſon bringen. Das Salarium, das ich Ihnen geben will, iſt anſehnlich, und beläuft ſich jährlich auf 50 bis 60 Thaler, welche bald verdient ſind. — Geſchenke ſind bey mir nicht eingeführt. Auch pflege ich Niemanden zu verſorgen, weil man oft ſchlechten Dank damit verdienet. — Wollen Sie nun unter dieſen Bedingungen bey mir Informator werden, ſo ſagen Sie es kurz. Ich kann mich nicht lange bey Ihnen aufhalten. Ich habe geſtern zwey Engländer gekauft — ein Paar ſchmucke Pferde, ſo wahr ich lebe! — Sie würden ſich ſelbſt freuen, wenn Sie ſie ſehen ſollten. Sie koſten mich aber auch einen ſchönen Thaler Geld. Hundert Louisd'ore, mein Herr! das iſt keine Kleinigkeit. Doch das ſoll mich gar nicht dauren, wenn ich nur ſehe, daß ſie gut einſchlagen. Ich will ſie alleweile in meinen Phaeton ſpannen laſſen, daher kann ich — Laſſen Sie ſich von nichts abhalten, gnädiger Herr! Ich wünſche Ihnen die höchſte Zufriedenheit mit Ihrem Kaufe; aber die Ehre, der Hofmeiſter Ihrer Herren Söhne zu werden, muß ich ausſchlagen. Dieſe Stelle iſt für mich al-

lein

lein zu wichtig. Es gehören, um ſie würdig zu verwalten, mehrere Perſonen dazu, wovon beynahe eine jedwede den mir verſprochenen Gehalt verdienen würde. — Ich empfehle mich Ihnen unterthänig. — — Sch—kerl! Schier dich zum Teufel! — Deinesgleichen kriege ich in einer Stunde viere. —

(Eine wahre Szene aus unſerm erleuchteten Jahrhunderte.)

243.

M. Zimber hat ein paar feurige Knaben zu Untergebenen, wovon der älteſte der Liebling des Vaters, der jüngſte hingegen das leibhafte Mütterſöhnchen iſt. Dieſe lieben Kinder raufen und ſchlagen ſich alle Augenblicke bis aufs Blut und verklagen ſich dann, bald bey dem Informator, bald bey den Eltern. Karl, der älteſte, wendet ſich mit ſeinen Klagen an den Vater; Fritz, der jüngſte, mit den ſeinigen an die Mutter. Jede Parthey bringt ihre Sache vor dasjenige Gericht, von welchem ſie weis, daß ſie der Richter am meiſten begünſtiget. Die Eltern, von denen ein Theil dem andern die competentiam iuris et fori ſtreitig macht, werden hierüber oft dergeſtalt uneins, daß ſie einander, vor den Ohren der Kinder, die frappanteſten Grobheiten ſagen. Oft wird ſo gar, außer dem Infor-

mater, das Gesinde mit in diese Händel gezogen! Zuletzt entsteht hieraus ein offenbares bellum civile oder domesticum. Es sind kaum 4 Wochen, daß Zimber in diesem Hause ist; er versichert aber, daß er nicht sagen könne, ob er noch 4 Tage darinne seyn werde. Als sein Prinzipal ihn annahm, geschahe es mit diesen merkwürdigen Worten: „Ich gestehe es, Herr Magister! daß der Posten, den ich Ihnen übergebe, keiner der leichtesten ist. Aber, im Vertrauen auf ihre Klugheit, hoffe ich, daß Sie ihn dennoch gut verwalten werden. Mit Karlen werden Sie so viel Mühe eben nicht haben. Der Junge hat einen muntern Kopf, und ist bey weitem nicht so flüchtig und eigensinnig, wie sein Bruder. Diesen mögen Sie mir immer ein Bißchen scharf halten. Er hat, wie Sie bald selbst sehen werden, gute Aufsicht und Zucht im höchsten Grade nöthig. Das macht die allzugroße Zärtlichkeit seiner Mutter, die der Schelm mißbraucht. Ich, für meine Person, bin ganz wider eine so merkbare Vorliebe. Sie erregt nur gar zu gern Neid und Zank unter den Kindern, und nicht selten die größesten Verdrüßlichkeiten unter den Eltern. Wie gesagt, halten Sie mir Fritzen immer ein wenig scharf, und kehren Sie sich dabey an keine sauren Ge-

sich-

fichter. Ich bin Mann im Hauſe. Was ich ſage, das gilt. Im Uebrigen können Sie in allen Stücken ſicher, ſo wohl auf meinen Beyſtand, als auch auf meine Erkenntlichkeit rechnen." — — „Ihre gehorſame Dienerin, Herr Magiſter! war die Anrede ſeiner Frau Prinzipalin, als er die Ehre hatte, ihr ſein Antritts-Kompliment zu machen. Seyn Sie ſchöne willkommen in unſerm Hauſe. Es iſt mir höchſt angenehm, Sie kennen zu lernen. Da ich überall ſo viel Gutes von Ihnen gehört habe, ſo freue ich mich in der That recht ſehr, daß wir endlich einmal ſo glücklich ſind, an Ihnen einen verſtändigen Informator bekommen zu haben. Die vorigen —, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll — ſchickten ſich ganz und gar nicht recht zur Kinderzucht. Sie wuſten unter den Temperamenten und Leibesbeſchaffenheiten ihrer Untergebenen auch nicht den geringſten Unterſchied zu machen. So wollten ſie, z. B. Fritzen hier, (er war während dieſes Geſprächs hinter ſie gekrochen, und gukte ihr bisweilen durch die Arme,) der von Natur ſchwach und immer kränklich iſt, eben ſo hart behandeln, als Karln, der eine ſtarke Bärhaut hat, und daher eher einen Puff vertragen kann, wie ſein Bruder. War das nicht die gröſſeſte Unbeſonnenheit? —

Doch ich weis wohl, wer am meisten hieran Schuld war. Mein Mann, sonst Niemand. Seine Schwäche für den ältesten, die so sichtbar ist, veranlaßte diese Herren ohnstreitig, ihm durch ein so unvorsichtiges Betragen schmeicheln zu wollen. — Machen Sie es ja nicht so, lieber Herr Magister! Es sollte mir wirklich leid thun, wenn der Aufenthalt eines so feinen Mannes, wie Sie sind, in unserm Hause eben deswegen nicht länger dauren sollte, als der Ihrer Vorgänger." — Diese letztern Worte wären ein bedeutender Wink für Zimbern, der ihn auch völlig verstund, und zugleich mit einem Blicke die ganze Bedenklichkeit seiner neuen Lage übersahe. — Aber was wollte er anfangen? Einmal war er da. Keine andere Kondition war vorhanden. Nichts zu leben hatte er. Er muste sich also, so gut er konnte, in sein Verhängniß zu schicken suchen. —

244.

Chrysant, ein sehr geschickter junger Mann, hat das Unglück, bey dem dicken Gerichtsherrn von Ahnenstolz Informator zu seyn. Dieser würdiget sich zwar bisweilen, wenn keine Gäste zugegen sind, zu ihm herab, um mit ihm von allerhand nichtsbedeutenden Kleinigkeiten zu reden, und ihn dabey nicht sel-

ten auf eine gebietrische Art anzufahren. Ist aber hochadlicher Besuch da, so läßt er ihn unbemerkt in einem Winkel stehen und richtet, (mit heimlicher Zufriedenheit desselben,) seine Hofengespräche an seines gleichen.

245.

Man wundere sich nicht, daß die Kinderzucht gemeiniglich so schlecht ist. Wie kann sie besser seyn, da die meisten Eltern in ihrer Kindheit selber keine rechte Erziehung genossen haben, oder, noch als wirkliche Kinder, die Zucht und Unterricht brauchten, bereits zu Eltern geworden sind? —

246.

Eine Erziehung ausser dem Hause hat, zumal bey jungen Herren von Stande, vor einer in demselben allemal die beträchtlichsten Vorzüge. Ich will die Gründe nicht abschreiben, die Gellert in dem 21sten Briefe seiner ersten Sammlung deswegen anführet. Man wird wohl thun, wenn man sich die Mühe nimmt, sie daselbst nachzulesen. — Was aber einer solchen auswärtigen Erziehung gemeiniglich im Wege steht, ist — man kann es leicht errathen, theils die unmäßige Kinderliebe, theils die am unrechten Orte angebrachte Sparsamkeit der Eltern.

Dreyzehntes Kapitel.

Von den Aemtern und der Art, wie viele dazu gelangen.

247.

Die meisten Aemter werden mit Leuten besetzt, die sich nicht dazu geschickt gemacht haben. Selten giebt man das Amt einem Manne. Gemeiniglich versorgt man nur den Mann mit einem Amte.

A.. wird Professor der Dichtkunst, und weis kaum einen Vers zu scandiren, oder das gehörige Sylbenmaaß zu treffen. — B.. soll über die Vernunftlehre lesen, und nichts ist weniger seine Sache, als denken und schließen. — C.. wird mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers der Moral begnadigt, und konnte bisher, als Kandidat der Theologie, keine gescheute Predigt machen. Nicht zu gedenken, daß man ihm Schuld giebt, heimlich eben nicht das gesittetste Leben zu führen. — D.. wird zur Professur der Geschichte befördert, und kann kaum sagen, wie viel Kaiser im ersten christlichen Jahrhunderte regiert haben. Am meisten habe ich mich über den Herrn Prof. E... gewundert. Dieser Mann wurde,

seines

ſeines ſtumpfen Kopfs wegen, von ſeinem Vater zu einem leichten Handwerke beſtimmt, und itzt iſt er Profeſſor der Metaphyſik auf der berühmten Univerſität N.. geworden. — Neulich wurde F.. Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu N.., der ſich erſt, als er dazu ernannt wurde, Zepfens hebräiſche Grammatik gekauft hat, um ſich mit Hülfe derſelben in dieſer Sprache baldigſt zu einem Lehrer zu bilden. —

Eben ſo iſt es auch im theologiſchen Fache. — D. Plapper (dieſen will ich immer nennen, weil er ohnedem leicht zu errathen ſeyn würde,) iſt öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrheit zu Lichtenfeld, und, ſeiner neuen bibliſchen Exegeſe wegen, bey ſeinen Zuhörern hoch berühmt, ob er gleich von der hebräiſchen Sprache nicht viel mehr verſteht, als hereſchit und Vajomer. Wie kann es auch anders ſeyn? Er hat ſich in ſeiner Jugend mehr den ſchönen Wiſſenſchaften, als der Theologie gewidmet, und ſtatt der Schriften der Apoſtel, die alten Profan-Skribenten geleſen. Unſre neue Aufklärung, bey welcher man, beſonders in der Theologie und Religion, alles alte verwirft oder verdächtig macht, und an die Stelle gewiſſer Auslegungen bloße Muthmaßungen

ſetzt, kömmt ihm hierbey treflich zu ſtatten. Dieſer allein hat er es zu verdanken, daß ſo wohl ſeine theologiſchen Diſputationen, als auch ſeine bibliſchen Träume, die er Bemerkungen nennt, reißend abgehen, ſeine Predigten ſorgfältig nachgeſchrieben, und ſeine Kollegia häufig beſucht werden, ungeachtet er ſich dieſelben, da er ihren Werth ſo gut, als den Werth des Geldes kennte, und keinem Zuhörer einigen Nachlaß verwilligt, theuer genug bezahlen läßt.

Paſtor Gimpel (dieſen und alle folgende kann ich ebenfalls ohne Bedenken nennen, weil ich ſicher weis, daß ſie die Lektüre nicht lieben, und folglich auch dieſes Buch ungeleſen laſſen werden,) Paſtor Gimpel alſo war einige Jahre Schreiber bey Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimen Rathe von Bockfell, von welchem er ohnlängſt in aller Geſchwindigkeit ein paar Monate auf die Univerſität geſchickt wurde, um ſich da zur Pfarr-Subſtitution in Krummſtädt, die ſein hoher Patron zu vergeben hat, eiligſt vorzubereiten. Er hat auch dieſelbe wirklich, und kurz darauf ſogar das völlige Paſtorat, als ſein Herr Senior mit Tode abging, erhalten, hat ſeitdem zwar aufgehört, der Schreiber ſeines Patrons zu ſeyn, iſt aber demungeachtet immer

noch

noch ein Schreiber, denn er ſchreibt alle ſeine Predigten aus zwey Poſtillen zuſammen.

248.

Jockel, der luſtige Stubenburſche von Knarrpetern, mit dem (Jockeln nehmlich) wir immer unſre Noth hatten, wenn wir die Kollegia repetirten, weil ihm nichts in den Kopf wollte — Beſinnen Sie ſich noch auf ihn? — Mich deucht! — Sie meynen doch den langen Jockel, der ſich immer mit zwey Mähter-Mädchen ſchleppte? — Ganz recht! den meyne ich. — Was denken Sie wohl? Er iſt itzt Superintend in S.. geworden, und commandirt mit vieler Autorität 50 gemeine Landpfarren. Ich hätte mir im Leben nichts närriſcher träumen laſſen. Nicht zum Dorfſchulmeiſter hätte ich ihn gemacht, weil ich geglaubt hätte, die armen Bauerjungen nur mit ihm zu verwahrloſen.

249.

In Hornwich lebt und lehrt itzt ein Pfeiler der Kirche, der lange zu keiner Pfarrſtelle gelangen konnte, ob er gleich an allen Orten und Enden ſeine ſtarke, homiletiſche Stimme erſchallen ließ, bis ihm endlich ein guter Freund den wohlgemeynten Rath gab, ſich an eine junge Putzmacherin zu wenden, bey der bisweilen ein ſehr vornehmer Mann des Abends einſprach —

vermuthlich, um für seine Gemahlin etwas neumodisches zu bestellen, und ihr dadurch eine unverhoffte Freude zu machen. Trutmann (so heißt mein nunmehriger Herr Pastor) folgte diesem Rathe, besuchte die fleißige Schöne, klagte ihr seine Noth, und versprach ihr nach einem kurzen Wortwechsel, daß, wenn sie ihm durch ihre vornehme Bekanntschaft eine Pfarre auswirken könnte, seine Versorgung zugleich die ihrige seyn sollte. Wie gesagt, so geschehen. Ohngefähr vier Wochen drauf wurde die einträgliche Pfarre in Hörnlich erledigt, und Trutmann, mit Vorbeygehung viel geschickterer Kandidaten, dazu denominiret. Seine Trauung mit der schönen Putzmacherin folgte unmittelbar auf seine Anzugspredigt; die Hochzeit aber richtete ihr beyderseitiger hoher Patron aus, der sie und ihn noch immer fleißig besucht, um sich mit ihnen über die besondern Wege der Vorsehung und ihre häusliche Glückseligkeit zu freuen.

250.

Der Schleifwege, sagt Rabener, die zum geistlichen Schaafstalle führen, sind so viel, daß man sie nicht alle zählen kann. — Ich will nur noch ein paar derselben anführen:

M. Schwenkfeld war Rector in einer kleinen Stadt, und wünschte sich recht sehnlich

eine

eine gute Pfarre. Da er ein Liebhaber von ſchönen Blumen und Küchengewächſen war, ſo hatte er ſich einen Garten, welchen er eigenthümlich beſaß, ſo niedlich zurechte gemacht, daß es eine Luſt war, ihn anzuſehen, und die Vornehmſten der Stadt ihn fleißig darinne beſuchten. Unter andern wurde eine adliche Dame, deren Wohnung gerade an denſelben ſtieß, gar nicht müde, ihn zu bewundern. Herr Rector! ſagte ſie manchmal mit vieler Freundlichkeit zu ihm, Ihr Garten iſt mein Vergnügen. Wenn ſie ſich entſchließen ſollten, denſelben zu verkaufen, ſo wäre ich die erſte Käuferin, die ſich dazu anböte. — Und Niemand, war immer die Antwort des Herrn Rectors, ſollte ihn auch anders bekommen, als Ihre Gnaden, daferne ſich dieſer Fall einmal zutragen ſollte. Doch glaube ich, daß derſelbe wohl nicht eher, als mit der Veränderung meines Aufenthaltes eintreten dürfte. Hierbey blieb es von einer Zeit zur andern. Allein da der Herr Rector eines Tages erfuhr, daß die Dame eine erledigte Pfarre zu beſetzen hätte, die wenigſtens noch einmal ſo viel eintrüge, als ſein armſeliges Rectorat, ſo überlegte er es unverzüglich mit ſeiner Frau, und entſchloß ſich mit deren Einwilligung kurz, der Dame ſeinen Garten gegen die Vocation zu ihrer Pfarre ab-

zu-

zutreten. Dies geſchahe, der Tauſch kam zu Stande, und Schwenkfeld wurde, vermittelſt deſſelben, aus der Schule in die Kirche befördert, in welcher er nunmehr ſo erbärmlich predigt, als er ehedem in jener docirte.

251.

Schmalz war eine Zeit lang Vorleſer bey dem Herrn von Strotzwitz, mit welchem er oft recht herzlich über die empfindlichen Streiche lachte, die Voltäre, deſſen Werke er ihm gemeiniglich vordeklamirte, der chriſtlichen Religion verſetzte. Itzt hat ihm derſelbe zur Pfarre in Trampelhauſen verholfen, wo er in ſeinen Geſprächen und Predigten immer noch, wenn ich ſo ſagen darf, voltäriſirt und ſtrotzwitzelt.

252.

Ein gewiſſer Herr, der eine Menge Pfarren im Lande zu vergeben hatte, hielt ſich einen getreuen und verſchwiegenen Sekretär, mit welchem die Kandidaten, um erledigte Pfarren zu bekommen, nur zu wetten brauchten, daß ſie ſie nicht bekommen würden — und ſo bekamen ſie ſie. — Doch muß man wiſſen, daß der billigdenkende Sekretär, um keinen in Schaden zu bringen, jedesmal nur einem Kandidaten zu wetten erlaubte.

253.

253.

Junge Theologen, die ihr gern ins Predigtamt wollt! — Die Zeit, durch orthodoxe Meynungen in daſſelbe zu gelangen, iſt vorbey. Lernet daher nach neuen und angenehmern Grundſätzen predigen — lernet, nach dem Beyſpiele eurer berühmten academiſchen Lehrer, die ſymboliſchen Bücher und den Eid verachten, den die öffentlichen Religionslehrer darauf ablegen müſſen — und eine gute geiſtliche Verſorgung wird euch nicht fehlen.

254.

Die Art, wie manche zu Hof- und Civilbedienungen gelangen, iſt auch nicht allemal die rühmlichſte. — Herr von Matzfeld hat ſeinem Fürſten einmal in einer wichtigen Liebesangelegenheit gedient, und wird dafür Staatsrath, Abgeſandter und zuletzt gar Kabinets-Miniſter. — Herr von Sonnenſchuß hat einmal auf ſeinen Feldern vielen Klee und Türkiſch Korn erbaut, und wird dafür mit einem Gehalte von 1500 Rthlr. ins Finanz-Kollegium gezogen, wo er noch ein wenig rechnen und ſchreiben lernt, und am Ende Finanz-Miniſter wird. — Herr von Reyhahn hat nicht das geringſte Verdienſt weiter, als daß er eine ſchöne Frau hat, und iſt dennoch ſo glücklich, als geheimer

heimer Kammer- und Regierungs-Rath angestellt, und den geschicktesten Kompetenten vorgezogen zu werden. — Hauptmann Strotzet erlegt auf einer Parforce-Jagd von ohngefähr einen Hirsch, den man lange vergebens verfolgt hatte, und avancirt dadurch zum Major, wird hierauf seiner Dienste in Gnaden entlassen, und als Oberlandjäger-Meister versorgt. — Herr von Limmelovsky hat weder Wissenschaften, noch gute Sitten, am wenigsten versteht er etwas von Kirchensachen, und dennoch wird er, einer alten Schuldforderung wegen, die er an den Hof hat, und die man hierdurch abzuthun gedenkt, Geheimer Rath und Consistorial-Präsident. Herr von Peitschenstiel bringt durch eine glückliche Vermischung einer tartarischen Stute mit einem marocanischen Hengste eine vortreffliche Art von Läufern hervor, und wird dafür zum Ritter des St. Bucephalus-Ordens und Oberstallmeister erhoben. — Herr von Zieraff macht den Harlequin bey Hofe, und wird zur Belohnung für so wichtige Dienste zum wirklichen Kammerherrn und Oberhofmarschall ernannt. — Nimmermehr wäre Herr von Windkopf Kanzler geworden, wenn sein Vetter nicht der Vertraute des Fürsten und Geheimer Kabinets-Minister gewesen wäre. — Eben

so

ſo wenig würde der dicke Major von Gottfried, der weder Tapferkeit, noch Kriegswiſſenſchaft beſitzt, Obriſter, und in der Folge General geworden ſeyn, wenn nicht ſeine Tochter ein ſchönes Hoffräulein geweſen wäre. — Und was dergleichen Mittel und Gelegenheiten, ſich empor zu ſchwingen, mehr ſind.

255.

Selten befördert die Geſchicklichkeit einen Mann; noch ſeltener thut es die Tugend. Von hundert Perſonen, die in Aemtern ſitzen, ſind ihrer gewiß kaum fünfe, von denen man mit Wahrheit ſagen kann, daß ſie ſie ganz allein ihren perſönlichen Verdienſten zu verdanken hätten. Die meiſten hat nichts, als das blinde Glück, oder ein bloſer Nebenumſtand verſorgt. Bald war es die nachdrückliche Empfehlung des Geldes, bald die einer angeſehenen Familie, bald die eines vielgeltenden Frauenzimmers, bald aber auch ein dem Gönner geleiſteter Dienſt, oder die Kunſt zu ſchmeicheln, oder die Unverdroſſenheit im Laufen und Anhalten, welches die Hoffnung des Kandidaten erfüllte.

256.

Viele, die befördert werden, lernen in ihren Aemtern erſt das, was dazu gehört, ſie wenigſtens mittelmäßig zu verwalten.

257.

257.

Die Ungeſchickten kommen in ihren Aemtern eben ſowohl zu rechte, als die Geſchickten. Was ſie ſelbſt nicht verrichten können, das laſſen ſie ſich für ihr Geld von Andern machen. Es giebt der Klugen genug in der Welt, die ſich von der Armuth gezwungen ſehen, den Dummen zu fröhnen.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Gesellschaften.

258.

Die meisten Zusammenkünfte bey Hofe und in der Stadt sind ceremonienmäßig und folglich zwangvoll. Es ist zum Erstaunen, wenn man sieht, wie viel Mühe man sich giebt, unnatürlich und lächerlich zu seyn. Da bücken sich die Herren; da neigen sich die Damen. Da stehen sie vor einander und betrachten sich, oder sitzen gegen einander über und sagen sich allerley Albernes. Wer da ja noch Menschenverstand hat, der muß ihn verleugnen, und auf das Nichts, das ihm gesagt wird, wieder ein Nichts antworten. Anfänglich wird nur wenig und ganz sachte gesprochen. Drauf kommen mit einemmale aller Zungen in Bewegung. Da wird durch einander geplaudert, gelacht, gewitzelt, geprahlt, geschmeichelt, gelogen, verleumdet und gespottet; von einigen nur maschinenmäßig und gedankenlos, von den mehresten aber mit Vorsatz und aus böser Gewohnheit. Plötzlich entsteht unter den Anwesenden ein Gezisch, das Stillschweigen gebietet. St! der Minister! — Wer? — Ihre Excellenz, der Herr von Leer-

haupt kommen! Mein Herr! treten Sie ein wenig auf die Seite, damit Ihre Excellenz vorbey können — Man stellt sich ehrerbietig in zwo Reihen, und begrüßt den Minister mit tiefen Verbeugungen. Nachdem er jedwedem ein artiges Kompliment gesagt, das er vielleicht schon tausenden gesagt hat, nimmt er mit einer Art von Selbstgenügsamkeit die oberste Stelle ein, die man ihm anbietet. Kaum hat er sich niedergelassen, so schließen die Herren einen Kreis um ihn, und setzen sich in Bereitschaft, alles zu bewundern, was Herr von Leerhaupt vorzubringen geruhen wird, es sey auch noch so abgeschmackt. O lieber Leser! was da noch von der einen Seite gelogen, und von der andern geschmeichelt wird, das ist mit keiner Feder zu beschreiben. Willst du dir einen recht deutlichen Begriff davon machen, nun, so gehe selbst an einen Hof, oder in eine solche Gesellschaft. Ich, meines Theils, werde mich hüten, dir dahin zu folgen. Für einen Menschen, wie ich, der weder prahlen noch schmeicheln kann, ist nichts besseres, als die Gesellschaft eines Freundes, oder die Stille der Einsamkeit.

259.

Wer in Gesellschaften wohl gelitten seyn will, der muß wenig von sich selbst reden, nur

immer Andere von ſich reden laſſen, der muß ſich, ſo viel als möglich, vor allen Widerſprüchen hüten, und mit ſeinem Lobe weder zu ſparſam, noch zu verſchwenderiſch ſeyn. Man braucht nicht eben den groben Schmeichler zu machen; im Gegentheile beleidiget man oft durch Schmeicheleyen, die ſich zu ſehr verrathen; ſondern man darf nur das Geſpräch auf ſolche Dinge lenken, von denen man weis, daß die Perſonen, denen man zu gefallen wünſcht, gern zu reden pflegen. Wer Witz hat, der kann ihn ſchimmern laſſen; nur muß er ſich hüten, daß er Andere nicht damit zu verdunkeln, zu ärgern oder zu beſchimpfen ſucht. Ich habe Leute gekannt, denen es ſonſt nicht an Verſtande fehlte, die aber in einer Geſellſchaft nicht laut werden konnten, ohne ihre beſten Freunde, die gegenwärtig waren, auf eine Art, die ſie für fein hielten, die aber im Grunde ziemlich plump war, zu ſchrauben, (wie ſie es nannten,) oder vielmehr zu beleidigen. Ihr ganzer unförmlicher Witz war auf ſie gerichtet, und ſie machten ſie gleichſam zum Ziele, worauf ſie, zur Beluſtigung der übrigen Geſellſchaft, ihre ſtumpfen Pfeile abſchoßen.

Die Gabe, witzig zu ſcherzen, iſt allerdings etwas angenehmes. Kein Wunder, daß ſo

viele darauf Anſpruch machen. Allein ſie iſt ein freyes Geſchenk der Natur, das noch dazu durch den Verſtand und den Umgang ſehr verbeſſert werden muß. Die wenigſten haben dieſe Gabe, oder kultiviren ſie gehörig. Viele bilden ſich ein, ſie zu beſitzen, und werden dadurch unausſtehlich. Daß ſie dieſes nicht ſelber gewahr werden, iſt ſchwer zu begreifen, und ein Beweis ihrer unmäßigen Eigenliebe. Denn man darf nur ein wenig auf die Geſichter der Anweſenden Achtung geben, ſo wird man ſogleich bemerken, ob ihnen unſer Umgang anſtändig iſt, oder nicht. Uebrigens iſt keine Profeſſion ſchimpflicher, als der Harlequin einer Geſellſchaft zu ſeyn.

Doch ich komme wieder auf meinen erſten Satz, und behaupte, daß, wer die Art der meiſten Menſchen kennt und weis, daß ſie ſich nicht gern nach Andern bequemen, ſondern, daß ſie vielmehr verlangen, daß ſich Andere nach ihnen bequemen ſollen, der muß ſich, daferne man an ſeinem Umgange Geſchmack finden ſoll, nach dieſer Thorheit (und in der That iſt es eine ſehr große,) richten, ihnen nichts unangenehmes ſagen, ihnen vielmehr das ſagen, was ſie mit Vergnügen hören, ſie meiſtentheils allein reden laſſen, und ſie öfters an das erinnern, woran ſie

gern

gern erinnert seyn wollen. Dies sind, (ich gestehe es,) keine Regeln der Moral; es sind blos Regeln der Politik, Regeln für den Umgang. Einige Beyspiele zur Erläuterung:

Ismene hat kaum den Fus in eine Gesellschaft gesetzt, so ist ihre Haushaltung das erste, oder vielmehr das einzige, wovon sie zu sprechen anfängt und stundenlang fortfährt. So wenig ihr Umgang Andern gefällen will, so sehr gefällt ihr die Gesellschaft derer, die sich überwinden können, ihr zuzuhören.

Lisette ist eine Liebhaberin der neuesten Moden; wer sie nach solchen fragt, oder die, welche sie trägt, bewundert, der kann sie gar leicht gesprächig machen, und sich bey ihr das Lob eines guten Gesellschafters erwerben.

Klarine spricht von nichts lieber, als von der vielen Noth, die sie bey ihrem seligen Eheherrn ausgestanden hat. Man darf diese Saite nur leise berühren, so tönt sie zu ganzen Stunden ununterbrochen fort, und man würde darüber einschlafen können, ohne daß sie solches in dem Eifer ihrer Erzählung bemerkte.

Celidor ist in seiner Jugend Premier-Lieutenant gewesen, und mit Hauptmanns-Charakter verabschiedet worden. Ungeachtet er sich nur ein einziges Mal bey einer gewissen Action

im Hintertreffen befunden hat, so kann er in Gesellschaften doch nicht müde werden, von den vielen Occasionen zu reden, bey welchen er Proben seiner großen Tapferkeit abgelegt haben will. Man würde Händel mit ihm bekommen, wenn man sich die Freyheit nehmen wollte, ihm zu widersprechen, oder ins Wort zu fallen, da hingegen der sein Herzensfreund und ein rechter Kenner militärischer Verdienste ist, der in ihm einen Mann voll Muth und Ehre, einen braven Vertheidiger seines Vaterlandes erkennt.

Herr Pastor Gotthold läßt sich gern, entweder nach seinen Beichtkindern, oder nach seinen Sommerfrüchten fragen, und dann braucht man weiter nichts, als zuzuhören.

Herr D. Wurzelmann hat beständig eine Menge Erzählungen von den seltsamen Wunder-Kuren, die er verrichtet zu haben vorgiebt, in Bereitschaft, so daß er darüber selten jemanden zum Worte kommen läßt.

Nicht besser macht es Herr Advokat Chicanovius, wenn er auf seine Prozesse und casus in terminis zu reden kömmt. Er hat mir bald einmal den Kragen vom Rocke gerissen, als er mir einen von seinen Criminal-Prozessen erzählte; und ich ihm auf die vielen remedia iuris,

die er mir dabey herrechnete, nicht aufmerkſam genug zu ſeyn ſchien. —

260.

Man kann Schlabermunden einen ganzen Abend plaudern hören, ohne am Ende zu wiſſen, was er geſagt hat. Er ſelbſt weis es zuletzt nicht mehr. Ich habe ihm einmal zugehört, als er eine gewiſſe Geſellſchaft nach ſeiner Art unterhielt, und bin über die Mannichfaltigkeit ſeiner Materien und über die Geſchwindigkeit, mit welcher er darinne abwechſelte, erſtaunt. Bald ſprach er von ſich, bald von der Witterung, bald von ſeiner Familie, bald von ſeinem Geſinde, bald vom Kriege, bald vom Frieden. Bisweilen wiederholte er das Geſagte, ſetzte neue Umſtände hinzu, widerſprach ſich, verfiel auf Stadt-Neuigkeiten, machte Gloſſen darüber, lachte aus vollem Halſe dazwiſchen, kam wieder auf die Witterung, und beſchloß endlich, womit er angefangen hatte, mit einer rühmlich ſeyn ſollenden Anekdote von ſich.

261.

Sie kennen doch Herr Aberwitzen? — Ohne Zweifel! — Wer wollte einen Mann nicht kennen, der ſonſt in allen Geſellſchaften glänzte, und alle ſcherzhaft aufzuheitern ſuchte? — Itzt läßt er ſich aber in keiner mehr blicken, und ge-

ſchieht es ja bisweilen, ſo ſitzt er darinne, wie vor den Kopf geſchlagen. Welche Veränderung! Was mag wohl die Urſache hiervon ſeyn? Haben ſeine Freunde die Fehler, die er ſonſt ſo beißend durchzog, abgelegt? — Wollen die Frauenzimmer ſeine luſtigen Einfälle nicht mehr belächen? — Giebts nichts mehr zu ſatiriſiren? — O ja! noch genug. Allein er hat dieſes gefährliche Handwerk, ſeit ohngefähr 6 Wochen, da ihm ein gewiſſer unangenehmer Vorfall begegnete, fahren laſſen. Ein junger Officier, an welchem er damals ſeinen ausgelaßnen Witz ebenfalls probieren wollte, verſtand unrecht, und gab ihm zur Belohnung ein paar derbe Ohrfeigen. Dieſe haben das Nachdenken dergeſtalt bey ihm rege gemacht, daß er mit der Vorſtellung und Betrachtung derſelben noch immer beſchäftigt iſt.

262.

Iſegrimm kann den Mund nicht aufthun, ohne mit Anzüglichkeiten um ſich herum zu werfen. Selbſt, wenn er höflich ſeyn will, iſt er grob, und läßt Worte mit unter laufen, die einem das Blut in Wallung bringen. In Wahrheit! ich will mich tauſendmal lieber von Andern tadeln, als von Iſegrimmen loben laſſen; denn ſo gar ſeine Art zu loben, hat etwas

beleidigendes. — Es iſt einmal ſeine Gewohnheit ſo, ſagen Sie? — Er meynt es ſo böſe nicht? — Er hat öfters üble Launen? — Ey! dem mag ſeyn, wie ihm will! Wer kann dafür, daß er ſich nichts beſſeres angewöhnt hat? Genug, ſein Betragen iſt rauh und ungeſittet. Wie kommen Andere dazu, daß ſie ſich ſeine üblen Launen gefallen laſſen ſollen? — Unglücks genug für die, denen er zu befehlen hat, und die daher genöthigt ſind, die harten Brocken, die er ihnen vorwirft, zu verſchlucken. Wer aber in keiner ſolchen Verbindung mit ihm ſteht, der thut nicht beſſer, als er flieht vor ihm, wie vor einem Ungeheuer, und läßt ihn brummen und lärmen, ohne ſich nach ihm umzuſehen.

263.

Narciß hält ſich für die Krone der Geſellſchaften, beſonders der weiblichen. Er hat eine ſo feine Haut im Geſichte, und trägt ſich dabey ſo niedlich in Kleidern, daß er ſelbſt nicht umhin kann, ſich über ſeine Liebenswürdigkeit zu verwundern. Kaum hat er bey ſeinem Eintritt den Anweſenden einige zierliche Verbeugungen gemacht, ſo läßt er ſeine großen Augen ſchon überall in der Geſellſchaft herumlaufen, um die Wirkungen ſeiner angenehmen Perſon in den Blicken aller Frauenzimmer zu leſen. Indem er

hierauf seinen Witz (denn Narciß ist nicht blos schön, sondern auch witzig,) zur Rechten und Linken mit vieler Freygebigkeit austheilet, findet er an seinen artigen Mienen und an seinem galanten Anzuge immer etwas zu verschönern, wozu ihm der nahe Spiegel, den er sich mit Fleiß gegen über gestellt hat, von Zeit zu Zeit Gelegenheit giebt. Bald läßt er seine Augen eine sanfte, bald eine feurige Sprache reden. Bald sucht er durch sein Lächeln seinen Wangen ein Grübchen einzugraben; bald scheint er sich zu fürchten, den Mund dabey allzuweit zu eröffnen. Fast zu gleicher Zeit verbessert er an seinen Manschetten einen unbeträchtlichen Fehler, den vielleicht auser ihm keine Seele bemerkt haben würde: oder er legt den breiten Busenstreif zurechte, und liest einige Fäserchen von den kleinen Rockermeln. Bisweilen zieht er die goldne Uhr aus der Tasche, ob er gleich schon weis, welche Zeit es ist, blos um dieselbe andern zu zeigen, und sich damit viel zu wissen: Oder er spielt mit dem schönen Uhrbande, das davon herabhängt, oder mit seiner Pariser Mode-Dose, oder mit dem Fächer eines Frauenzimmers, das ihm zur Seite sitzt, und an seinem albernen Betragen Geschmack findet. Die zärtlichsten Stellen aus den neuesten Romanen

hat

hat er vollkommen inne, und er verſteht die Kunſt, ſie auf die empfindſamen Schönen in der Geſellſchaft mit Vortheil anzuwenden. — Dieß iſt, ich läugne es nicht, noch kein vollſtändiges Gemählde vom liebenswürdigen Narciß. Es iſt nur ein flüchtiger, aber doch ähnlicher Abriß deſſelben. Die zur völligen Ausbildung noch fehlenden Züge wird jeder Kenner, der ſich die Mühe geben will, das Original aufzuſuchen, (und es iſt gar nicht ſchwer zu finden,) von ſich ſelber hinzufügen können.

264.

Der alte Profeſſor Horſt kann immer noch nicht vergeſſen, daß er einſt jung und galant geweſen iſt. Er beſucht noch, ſo geputzt, wie ein Stutzer, alle muntere Geſellſchaften der Stadt, und tändelt darinne um die Frauenzimmer herum, wie er vor 30 Jahren gethan hat. Er iſt noch ein größrer Narr, als Narciß.

265.

Sein Herr Kollege, Profeſſor Triangel, liebt in ſeinem Alter nur ſolche Geſellſchaften noch, wo gute Tafel gehalten, und wohlſchmeckender Rhein-Wein getrunken wird. Er dauret darinne bis auf den letzten Mann aus, und multiplicirt die Gläſer, die er ausleeret, ſo häufig, daß er endlich die geraden Linien nicht mehr

von den krummen unterſcheiden kann. Demungeachtet hat er dabey einen gewiſſen Profeſſor-Stolz, der ihn auch im frohſten Umgange nicht verläßt. Wer keinen ſo hohen Gradum hat, als er, oder von wem er ſich keine Einladung zu einem feſtlichen Schmauſe verſprechen kann, den würdiget er kaum eines Anblicks, oder läßt ihn mitten in einer Unterredung ſtehen, um ſich in die Geſpräche Anderer zu miſchen.

266.

Nichts iſt komiſcher, aber auch bisweilen verdrüßlicher, als wenn man in einer zahlreichen Geſellſchaft iſt, wo von tauſenderley Materien geredet und geſtritten wird. — Treten Sie näher, mein Freund! und hören einmal dieſe vieltönichten Stimmen, wie ſie durch einander hinſchallen. — Welch verwirrtes und übertäubendes Geſchrey! — Wie viel leere und nichtsbedeutende Worte! — Was für ſchleunige und unerwartete Uebergänge von einem Gegenſtande zu dem andern! — Der eine fragt, ohne zu wiſſen, was? der andere antwortet, ohne zu bedenken, worauf? — Soll ich, heißt es, Ihnen meine Meynung aufrichtig ſagen? — Und man ſagt hierauf mit vieler Falſchheit das Gegentheil. Man lobt, was man tadelnswürdig, und tadelt, was man lobenswürdig findet.

bet. — Das iſt zum Erſtaunen! ſchreyt Frau Damis bey einer ihr ſchon längſt bekannten Sache. Das iſt kaum zu begreifen! verſetzt Liſette, wenn ihr etwas ganz gemeines erzählt wird. — Sollte man jene, die ſich dort umarmen, nicht für zwo wahrhaftig biedermänniſche Seelen und rechte herzensgute Freunde halten? — Und gleichwohl weis man zuverläßig, daß ſie die fälſcheſten Buben von der Welt, und insgeheim die bitterſten Feinde ſind. — Die beyden, die ſich hier etwas ins Ohr raunen, ſehen Sie vermuthlich für ein paar Vertraute an, die einander die wichtigſten Geheimniſſe entdecken. Allein Sie irren ſich, wenn Sie dieſes muthmaßen. Es ſind zwey berüchtigte Stadtplauderer, die einander unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Nachrichten mittheilen, von welchen beynahe ſchon alle Sperlinge auf den Dächern ſingen. — Zweifeln Sie nicht daran, verſichert der vornehme Windbeutel im galonirten Staatskleide. Ich halte mein Wort. — So wahr ich ein ehrlicher Mann bin! betheuret der wucheriſche Schelm im geflickten Ober-Rocke. Sie kennen mich, daß ich Niemanden Unrecht thue. Mein Gewiſſen — O das iſt zu viel, mein Freund! Ich habe genug geſehen, genug gehöret. Laſſen Sie uns ſogleich aus einer Geſellſchaft

ſellſchaft hinwegeilen, welcher ich ohne den äuſſerſten Zwang nicht länger beywohnen kann.

267.

Der rechtſchaffene Mann ſollte, um ſeinen Charakter zu behaupten, niemals in vornehme Geſellſchaften gehen, noch einem gröſsern, als er iſt, die Aufwartung machen. Denn er begiebt ſich dadurch in die augenſcheinlichſte Gefahr, ſein Gewiſſen zu verletzen, und wider ſeine Ueberzeugung zu reden.

268.

Das meiſte, was in einer Geſellſchaft geredet wird, ſind Lügen, die zum Theil in offenbaren Erdichtungen, zum Theil nur in einigen Vergröſserungen und falſchen Zuſätzen beſtehen. Der Zuhörer verhält ſich dabey gemeiniglich dem Erzähler gemäſs, bejahet und bekräftiget, billiget und mißbilliget, je nachdem es ſeine falſche Höflichkeit, oder ſein mächtiger Eigennutz, oder ſeine blöde Menſchengefälligkeit heiſchen. Das, was ſein Gewiſſen dazu ſagt, kömmt dabey wenig in Betrachtung.

269.

Herr Spelz iſt im Umgange ſo zerſtreut, daſs er bald einfältig fragt, bald albern antwortet. Herr Haſtig hingegen iſt auf das, was Andere ſagen, ſo aufmerkſam, daſs er in allem,

allem, was er hört, etwas beſonderes ſucht, bald hier einen Witz zu entdecken, bald dort ein Geheimniß zu finden glaubt. — Dem letztern iſt zu viel, dem erſtern zu wenig am Reden gelegen.

270.

Manche können eine Geſellſchaft nicht anders unterhalten, als mit Zoten und ſchlüpfrigen Zweydeutigkeiten: So wie Andere auf keine vernünftigere Art zu ſcherzen wiſſen, als auf Unkoſten geiſtlicher Perſonen, bibliſcher Sprüche und alter Kirchenlieder.

271.

Man trift zuweilen Leute an, die ſolch unſinnig Zeug durch einander reden, und ſo ſeltſame Geberden dazu machen, daß man beynahe auf die Gedanken gerathen ſollte, als ob ſie den Verſtand verloren hätten. Ein ſolcher Mann iſt Herr Krauthaaſe, der, wenn er zumal ein Glas Aquavit getrunken hat, nicht anders redet, als wenn er aus dem Tollhauſe entſprungen wäre. Die meiſten Wörter, deren er ſich im Umgange bedienet, gebraucht er falſch, oder in einer andern, als der gewöhnlichen Bedeutung, behauptet die ungereimteſten Sätze, und führet eine Menge Sprüchwörter, Beyſpiele und Gleichniſſe an, die meiſtentheils höchſt abgeſchmackt

geſchmackt herauskommen, und ſich öfters ganz und gar nicht zur Sache ſchicken. Unter währendem Reden ſind alle Muſkeln ſeines Geſichts in Bewegung. Oft ſcheinet es ſo gar, als ob er Convulſionen hätte. Denn er verdreht die großen Augen, ballt die dicken Fäuſte, ſchlägt ſich vor die breite Stirn, ſchüttelt ſeinen Nachbar, den er mit ſeinen Erzählungen peiniget, die Schultern, und läßt ihn oft nicht eher in Ruhe, als bis ſich derſelbe mit Gewalt von ihm losgeriſſen hat. — Gott bewahre doch vor ſolchen Geſellſchaften jeden rechtſchaffenen Mann, jeden Mann von Verſtande!

272.

Wieder Andere reden in Geſellſchaften von den bekannteſten Dingen in den ſchwülſtigſten Ausdrücken, und deklamiren dabey ſo pathetiſch, als wenn ſie auf der Kanzel ſtünden. Sie ſprechen z. B. mit vieler Parrheſie „von der erſtaunenswürdigen Seltenheit der Stallfütterung, von der ungemeinen Koſtbarkeit des Felddüngers, von dem überſchwenglichen Nutzen der Viehmaſt. Sie preiſen die Vortheile eines Landes, wo das Licht der Aufklärung durch alle Wiſſenſchaften ſchimmert, wo der Ackerbau und das Gewerbe den Mangel verſcheuchen, und den Ueberfluß herbeyrufen, eines Landes, wo

die

die Reben die ſüßeſten Weine, und die Ströme die ſchmackhafteſten Fiſche liefern," und was dergleichen unſtreitige Wahrheiten mehr ſind. Das lächerlichſte dabey iſt, daß ſie von einer Sache oft mit Leuten ſprechen, die entweder gar nichts davon verſtehen, oder die, wenn ihnen auch die Materien, wovon ſie reden, nicht unbekannt ſind, doch aus ihren hochtrabenden Worten nicht klug werden können. Einer jungen Liebhaberin der Roman-Lektüre rühmen ſie mit vielem Enthuſiasmus die Vortreflichkeit der Philoſophie, und empfehlen ihr zum Zeitvertreibe Kants Kritik der reinen Vernunft. Einen Oekonomen unterhalten ſie von der Kriegs-Wiſſenſchaft, einen Officier vom Feldbaue, einen Kaufmann von der Ingenieurkunſt, einen Mathematiker von der Poeſie. Sie erzählen nicht ſelten einer andächtigen Beate etwas zärtliches und ſeelenſchmelzendes aus Wielands Idris und Zenide, oder ſagen einer verliebten Lais einige kühne und geiſtreiche Stellen aus Lavaters Ausſichten in die Ewigkeit vor. — Die Stimme, welche ſie dabey annehmen, iſt gemeiniglich ſo affectirt, daß ihre beſten Freunde Mühe haben, ſie daran zu erkennen, und ſich in ihrer Gegenwart des Lachens zu enthalten.

273.

Seitdem die Aufklärung in der Welt Mode geworden iſt, ſo iſt ſie auch in die luſtigen Geſellſchaften gedrungen. Kaum iſt man der launichten Poſſen, womit man ſich darinne zu unterhalten pflegt, ein wenig überdrüßig, ſo kömmt ſogleich das Lob unſerer erleuchteten Zeiten auf das Tapet. Man fragt nach neuen Schriften, die gegenwärtige Religions-Verbeſſerung betreffend, ſchmählt auf die alten Kirchengeſänge und Glaubensbücher, lobt den Hrn. D. Bahrdt und Conſorten, als ſolche, die in der Religion weiter ſähen, als tauſend Andere, und wünſcht dabey das ganze Chriſtenthum bald dahin gebracht zu ſehen, wohin es dieſe erleuchtete Männer ſo ernſtlich zu bringen ſuchen. Darauf läßt man das Geſpräch auf den beliebten Herrn P. Wortreich und ſeine letzte Sonntagspredigt fallen, verſieht ſie mit einigen ſcharfſinnigen Anmerkungen, und bewundert diejenigen Stellen am meiſten, welche man am wenigſten verſtanden hat. Iſt dieſe Materie erſchöpft, ſo fragt man ſich nach den neueſten Romanen, und theilet einander ſeine Gedanken darüber umſtändlich mit. Dem einen gefällt der ehrliche Bunkel mit ſeinen drollichten Meynungen, dem andern die ſeltſame und abentheuerliche Geſchichte

ſchichte Carls von Carlsberg. Einer hat ſich dieſe, ein anderer jene gute Sentenz daraus gemerkt. Endlich kommen auch die Komödien und Komödianten an die Reihe, denen man ebenfalls alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt; und eine beträchtliche Menge feiner Urtheile über die zum Theil noch unerleuchteten Schneider, Friſeure, Bediente und Jungemägde machen den Beſchluß.

274.

An mehrern Orten Deutſchlands, beſonders in einer gewiſſen Oberſächſiſchen Hauptſtadt, welche vor Andern auf den Ruhm der guten Lebensart Anſpruch macht, herrſcht unter den Vornehmen, ſo wie unter den Geringen, eine ſehr ſchwarze Art von Verleumdung. Böſes von Andern zu reden, iſt da gleichſam das Lieblingsgeſpräch und der allgemeine Modeton. Kaum haben ſich da die Herren und Dames ceremonienmäßig verſammelt, ſo ſind, nach den gegenſeitigen Geſundheitsumſtänden, wornach man ſich erkundiget, die Fehler des Nächſten das erſte, was unter ihnen abgehandelt wird. O wie beredt iſt man da! wie unerſchöpflich! Wie voller Witz und Scharfſinn! — Nicht das kleinſte Gebrechen eines andern, beträfe es auch nur Mine und Anzug, kann dem hellen Auge der

Gesellschaft entwischen, noch auf ihrer spitzigen Zunge Gnade finden. Fremde und Einheimische, Geistliche und Weltliche, Vettern und Muhmen, Bediente und Jungemägde, Freunde und Feinde, alles muß hier durch die Hechel. Selbst die Anwesenden, wenn sie nach und nach Abschied nehmen, und kaum den Rücken wenden, bekommen von den Zurückbleibenden gleichsam den Staupbesen. Ist das nicht eine strenge Justiz? — Oder vielmehr liebloſe Härte? — Doch wie dem auch sey, so können Sie sich dieſes immerhin merken, Herr Leſer! und wenn Sie einmal in dieſelbe Stadt kommen, oder sich schon wirklich darinne aufhalten, so suchen Sie in Gesellschaften ja allemal der erste zu seyn, welcher kömmt, und der letzte, welcher hinweggeht. Ich rathe Ihnen dieſes um Ihres eigenen Besens willen. Denn, (Sie wissen wohl,) die Hechel und der Staupbesen, welchen Sie sich im Gegenfalle aussetzen, sind eben so schmerzhaft, als schimpflich. — Ob man da von Andern sonst gar nichts zu reden wisse, als Böſes? — das weis ich Ihnen nicht zu sagen. Da müssen Sie sich an dem Orte selber erkundigen. Genug, es ist da einmal so Mode, und dabey bleibt man, ohne das Moraliſche davon gange zu unterſuchen. — Doch wer weis, wird

da-

daſelbſt die Gewohnheit, Uebels von Andern zu reden, nicht gar zur beſſernden Menſchenliebe gerechnet. — Dieſes ſcheinet mir beynahe um deswillen glaublich zu ſeyn, weil man da in allen Zuſammenkünften das Wort Menſchenliebe zu einem beſtändigen Looſungsworte gemacht hat. Unter währendem Verläumden führet man es im Munde, und man würde den mit ſchlechten Farben abmahlen, der es wagen, und den Einwohnern dieſe Tugend abſprechen wollte. So verſchiedener Meynung ſie auch manchmal in andern Dingen ſind, ſo ſtimmen ſie doch insgeſamt darinne überein, daß ſie in aufgeklärten und menſchenfreundlichen Zeiten leben, und die vielen Mängel und Schwachheiten ihrer ungebildeten Vorfahren glücklich abgelegt haben. — —

Wie ſich der rechtſchaffne, der Mann von Verſtande hierbey verhalte? — das iſt leicht zu erachten. Entweder er meidet, (welches ohne Zweifel das Beſte iſt,) dergleichen Geſellſchaften ganz und gar: Oder, wenn er ſie dennoch beſuchen, und der darinne herrſchenden Verleumdungs-Mode ſich widerſetzen will, entſchließt ſich großmüthig, Hechel und Staupbeſen zu verachten, und ein ſtandhafter Märtyrer der Wahrheit zu werden.

275.

Es ist wahr, daß mancher gelehrte Mann in dem Umgange mit stolzen Hof- oder reichen Kaufleuten eine schlechte Figur macht. Allein es ist auch eben so gewiß, daß ein alberner Hof- oder eingebildeter Kaufmann in einer Gesellschaft der Gelehrten eine noch schlimmere Rolle spielt.

276.

Viele Gelehrte sind außer ihrer Sphäre fast zu nichts zu gebrauchen, und selten im Stande, sich mit Ehren in ein politisches, ökonomisches oder anderes Gespräch zu mischen. Dabey haben sogar manche ein so einfältiges Ansehen und so ungeschickte Manieren, daß sie öfters den Unstudierten Gelegenheit geben, über sie und die ganze Gelehrsamkeit zu spotten. — Wie sehr ist es daher einem jungen Gelehrten zu rathen, sich auch von andern Sachen Kenntnisse zu erwerben, und durch ein gutes, gesellschaftliches Betragen den Unstudierten zu zeigen, daß sie in diesem Stücke wenig oder gar nichts vor ihm voraushaben! —

277.

Strephon befindet sich in einer Gesellschaft reicher Thoren, die einander mit vielem Geschreye die Zeit verderben. Bescheiden steht

er

er da und lächelt zu ihrem ungesalzenen Witze. Ueber ihn aber, so vernünftig er auch von allem urtheilet, lacht man aus vollem Halse. — Die Herren wissen es, daß er arm ist. —

278.

Man erlaube sich nie, seinen Spaß mit Personen zu treiben, die es nicht wagen dürfen, in eben dem Tone, in welchem sie gefragt werden, zu antworten. Man gewinnet nichts bey ihrem Stillschweigen, oder gezwungenem Lächeln. Ihre Minen geben oft deutlich genug zu erkennen, was ihre Herzen darauf erwiedern.

279.

Friederich, der Große, scherzte bisweilen bey der Tafel mit vielem, aber oft beißendem Witze. Ihm darauf wieder witzig, und doch nicht beleidigend, zu antworten, dies erfoderte einen Verstand, der noch den Seinigen übertraf.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Stolze.

280.

Der Stolz befleckt die herrlichſten Eigenſchaften, die ein Menſch haben kann. Daß Orent ein kluger Staatsmann, Dorant ein ſcharfſinniger Philoſoph, und Sempron ein vortreflicher Redner iſt, daß Selinde Schönheit, Cephiſe Anmuth, und Cleone Witz beſitzt, wird Niemand, der dieſe Perſonen kennt, in Zweifel ziehen. Aber wer denkt hieran, wenn er ihren Stolz betrachtet, ihren unerträglichen Stolz, der alles das Gute, womit ſie außerdem begabt ſind, weit überwiegt?

281.

Die meiſten Urſachen des Stolzes, wie gering und lächerlich ſind ſie nicht! — Ich will hier nur einige zum Beweiſe anführen!

Von Gänſefeld weis ſich mit ſeinen Groß- und Urgroß-Vätern viel, weil dieſelben Verdienſte hatten, die man noch an ihm verehrt, ungeachtet er keines hat. — Prunklieb hält ſich darum für hochachtungswürdiger, als andere Menſchen, weil er einen geſtickten Rock und

eine

eine Treſſenweſte trägt. — Schlappwade thut ſich auf ſeine Equipage viel zu Gute, und kann ſich kaum vorſtellen, daß man vor denen Ehrfurcht haben könne, die zu Fuße gehen. — Kunz ſieht Steffen darum ſo verächtlich von der Seite an, weil jener nur 100, er aber 1000 Thaler jährliche Einkünfte hat. — Wiſſen Sie, warum Roſalie ſeit einigen Tagen, wie ein Pfau, auf der Straße geht? — Ihr Mann iſt Rathsherr geworden, und trägt itzt eine Perücke. — Ohnſtreitig iſt Klimene eines der ſchönſten Frauenzimmer unſrer Stadt; allein ſie weis es auch, und nur allzugut, um ſich nichts darauf einzubilden. O möchte ſie doch bedenken, daß ſie in einigen Wochen häßlich werden kann, und es in einigen Jahren gewiß wird! — Blondine, auch eine von unſern Stadtſchönheiten, wird beſonders ihrer langen Haare und kleinen Füße wegen gelobt, und möchte darüber vor Hochmuth berſten. — Stretz begegnet ſeinen Subalternen mit dem äußerſten Uebermuthe, ungeachtet er ſich das Amt, das ſie ihm unterthänig macht, auf die niederträchtigſte Art erſchlichen hat. — Hirnſtaub hat Homers Batrachomyomachie, oder Fröſche- und Mäuſe-Krieg, mit Noten edirt, und ſpöttelt daher auf diejenigen Herausgeber, die ſich nur

noch zur Zeit an den Kornelius Nepos und Cicero's kleine Episteln gewagt haben. — Aus dem Wege! da kömmt der Herr von Windkopf. An seiner Mine kann man schon seinen Werth erkennen. Er ist von dem ältesten Adel im Lande, und kann seinen Söhnen in einem Stifte, in welchem er will, Domherrenstellen kaufen. NB. Dies versteht sich nur von denjenigen Söhnen, die er mit seiner rechtmäßigen Gemahlin erzeugt hat. Die aus der wilden Ehe sind weder Stifts- noch Erbschaftsfähig, und werden von ihm blos mit Geschenken abgefunden.

282.

Alciphron könnte als ein reicher Edelmann ruhig auf seinen Gütern leben, und jeden seiner Pfade mit süßem Wohlthun bezeichnen, aber nein! die stolze Ruhmbegierde treibt ihn hinaus ins rastvolle Feld der Ehren, auf den blutigen Schauplatz des Krieges, wo er Lorbern sucht, und den Tod findet. — Der Thor! — Wie viel Vergnügen mag er wohl in seinem mit Waffen gezierten Grabe empfinden, wenn seiner in den Zeitungen und in den Todten-Listen rühmlich gedacht wird! —

283.

Sehen Sie dort hinter Ihro Durchlaucht den anſehnlichen Mann mit dem kleinen goldnen Schlüſſel an der Seite? — Es iſt ein Kammerherr, der eben die Aufwartung hat. — Wie demüthig er da ſteht, und auf die Winke ſeines Fürſten aufmerkſam iſt! — Wahrhaftig, es jammert mich, ihn oft zu ganzen Stunden in einerley zwangvollen Stellung zu ſehen. — Und gleichwohl hat dieſer Mann Vermögen genug, um dieſes traurigen Zwangs überhoben zu ſeyn, und eine Menge eigener Bedienten, die, wenn er zu Hauſe iſt, ſeine Befehle zu vollziehen, herbeyeilen. — Was bewegt ihn alſo, Ruhe und Bequemlichkeit zu verachten, und der Diener eines noch gröſſern Herrn zu ſeyn, als er iſt? — Der Stolz, der ſeltſamſte Stolz, der ſich nur denken läßt, der ſeine Sklaven durch wirkliche Unterwerfung und Dienſtbarkeit auf der einen Seite erniedriget, um ſie auf der andern durch blendende Titel und Ehrenzeichen wieder ein wenig zu erheben.

284.

Der Hochmüthige iſt ein eben ſo großer Thor, als laſterhafter. Nie wird ſich der Kluge auf Vorzüge, die er ſich nicht ſelbſt gegeben hat, etwas einbilden, noch ſich mit Eigenſchaften, die

auch Andere, und öfters in einem weit höhern Grade haben, brüsten.

285.

Der Stolz kleidet sich in verschiedene Trachten, und deckt sich nicht selten mit dem gefälligen Schleyer der Demuth. — Alceſt hat die bescheidenste Mine, die man nur annehmen kann. Seine Stimme, die von Natur stark genug ist, zwingt er zu einem so schwachen und heischern Tone, daß man ihn sogar in der Nähe zu verstehen Mühe hat. Wenn er auf der Straße erscheinet, so geht er nicht anders, als mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen. Sein Tritt ist so leise, als wenn er keine Sohlen auf den Schuhen hätte. Trägt sichs zu, daß ihm einige seiner Verehrer begegnen, die mit tiefen Verbeugungen ihm ihre Ehrfurcht bezeugen, so scheinen seine verschämten Blicke sie gleichsam zu bitten, ihn nicht für den Mann zu halten, der dergleichen Ehrenbezeugungen von ihnen erwarte. Der Pöbel, der dieses im Vorbeygehen bemerkt, und der, wie man weis, nur immer nach dem Aeußerlichen urtheilet, wird hierdurch ungemein erbaut, und kann die Demuth Alceſtens nicht genugsam bewundern. Gewisse Leute hingegen, die diesen Herrn genauer kennen wollen, versichern, daß derselbe, trotz seiner beſchki-

ſcheidenen Mine, trotz ſeines leiſen Fußtritts und ſeiner niedergeſchlagenen Augen, das ſtolzeſte und eingebildetſte Herz habe, und nur darum ſo viel Demuth affektire, weil er wiſſe, daß dieſe Tugend überall hochgeſchätzt werde, und weil es ihm leichter zu ſeyn dünke, den Schein davon anzunehmen, als ſich ſie ſelber zu erwerben.

286.

Welche kühne Thorheit iſt es nicht, daß ſich oft ein einziger Reicher gegen tauſend Arme ſo brüſtet! — Wollten dieſe ihre natürlichen Kräfte zu ſeinem Nachtheile vereinigen, wo würde ſein Stolz, wo würde er ſelbſt bleiben? —

287.

Die reichen und vornehmen Unſtudirten mögen, aufgeblaſen von ihrem Gelde und Range, die dürftigen Gelehrten noch ſo ſehr verachten und über ſie ſpotten, ſie müſſen doch jederzeit, wenn eine Sache, worzu Verſtand und Wiſſenſchaften gehören, unterſucht und entſchieden werden ſoll, zu denſelben ihre Zuflucht nehmen.

288.

*) An das hochgeneigte Publikum von dem Kühhirten aus Lämmerfeld.

Nach-

*) Da es itzt ſehr gemein wird, die Todesfälle der Seinigen in den Zeitungen bekannt machen zu laſſen, um wenigſtens die Welt noch von dem Tode derjenigen,

Nachdem es dem unerforschlichen Rath und Willen Gottes gefallen, mir meine getreue Ehegenossin Anna Margareta, geb. Schiefhalsin, aus dem Hause Schmutzbach, nach einem harten und langwierigen Krankenlager von der Seite zu nehmen, und mich dadurch in den betrübten Wittwerstand zu versetzen, als mache ich diesen schmerzlichen Todesfall allen meinen hochgeehrtesten Anverwandten und Freunden hiermit bekannt und verbitte zugleich alle mündliche und schriftliche Condolenzen.

Sechs-

gen, von deren Leben sie oft nicht eine Sylbe gewust hat, zu benachrichtigen, so hoffe ich, daß man dieses Avertissement des ehrlichen Kühhirten aus Lämmerfeld nicht befremdend finden werde.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Wollust.

289.

Das Laster der Hurerey ist itzt dergestalt gemein, daß man es durchaus keinem rechtschaffenen Manne mehr glauben will, wenn er versichert, daß er sich dessen jederzeit enthalten habe.

290.

Es ist nicht blos die Stärke der Leidenschaft, durch welche die Frauenzimmer zu wollüstigen Ausschweifungen hingerissen werden. Der Hang zur Eitelkeit und die Liebe zum Putze bewegen sie eben sowohl dazu. Wie viele ehrliche Weiber und Mädchen widerstehen den glattesten Worten, die ihnen ihre Liebhaber geben, aber einem schönen Bande, oder Ohrgehenke, oder Zeuge zu einem neuen Kleide, die sie von ihnen erhalten, können sie nicht widerstehen! —

Man wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß ich mir unter tausend verheuratheten und unverheuratheten Frauenspersonen kaum zehne zu finden getraue, über welche die bloße Liebe zur Tugend so viel Gewalt hätte, daß sie alle

Aner-

Anerbietungen ihrer Verführer, sie bestehen im Gelde oder im Putze, mit verdienter Verachtung zurückweisen könnten.

292.

Man schilt auf eine öffentliche Buhlerin, und nennt sie eine schändliche Verführerin unerfahrner Jünglinge; und ich glaube, daß man ihr hiermit keinesweges Unrecht thue. Allein wer war es denn, der diese Unglückliche zuerst verführt und in Schande gestürzt hat? — War es nicht vielleicht auch ein schändlicher Verführer unschuldiger Mädchen? —

293.

Manche Mutter verwünscht die Verführerin ihres Sohnes, die eben sowohl Ursache hätte, ihren Sohn, als den Verführer jener, zu verwünschen.

294.

Die Regungen der Wollust und ein reifer Verstand zeigen sich zu einerley Zeit; ohnfehlbar deswegen, damit jene an diesem einen Zaum haben, der sie, wenn sie zu weit gehen wollen, bedachtsam zurückhält.

233.

Die Liebe ist eine größere Wunderthäterin, als alle Bilder der Heiligen. Sie macht die Geistlichen galant, die Groben höflich, die

Alten

Alten jung, und die Narren verſtändig. — Im Gegentheil macht ſie eben ſo oft die Höflichen grob, die Weiſen närriſch, und die Frommen gottlos.

296.

Niemand traue, wenn die Rede von Liebe und Wolluſt iſt, dem ehrwürdigen Anſehen, der äußerlichen Ernſthaftigkeit, oder dem mürriſchen Alter.

297.

Der Stolz und die Wolluſt ſind zugleich in die Welt gekommen, und die Tyrannen der Menſchen geworden. — Vor ihrem Zepter beugen ſich alle Nachkommen der erſten Sünder. — Philoſophen und Könige, Sklaven und Helden, ſeufzen in ihren Feſſeln. — Die Religion der Chriſten, die allerheiligſte, die nur gedacht werden kann, muß ihre ganze Stärke aufbieten, um in ihren Verehrern die Macht dieſer beyden Feinde zu ſchwächen. — Gott ſelbſt iſt nur im Stande, ſie in uns alsdann vollkommen zu überwinden, wenn wir unſre fleiſcherne Hütte einmal abgelegt haben, und in einer andern Welt ganz Geiſt ſeyn werden.

298.

Niemals vertraue man ſich ſolchen Perſonen an, welche entweder der Wolluſt oder dem

Trunke ergeben sind. Beyde sind unvermögend, Geheimnisse zu verschweigen. Sveton erzählt, daß der Kaiser August alle Anschläge seiner Feinde blos durch deren Weiber oder Buhlerinnen erforscht habe.

299.

Die Platonische Liebe ist eine bloße Chimäre, oder man versteht darunter weiter nichts, als Freundschaft und Hochachtung. Es giebt schlechterdings keine Liebe des einen Geschlechts gegen das andere ohne Sinnlichkeit.

300.

Die Profession der Huren kömmt in — immer mehr und mehr in Verfall, so daß fast gar nichts mehr dabey zu verdienen ist. Die Ursache ist, weil so viele Dames und Demoiselles aus guten Häusern, ohne die Putzmacherinnen, Kammer- und Junge-Mägde zu rechnen, darein zu pfuschen pflegen.

301.

Petronius erzählt von gewissen Mädchen, welche sich nicht mehr erinnern konnten, jemals Jungfern gewesen zu seyn. Das war zu seinen Zeiten ein Wunder. Zu den meinigen ist es keines mehr.

302.

Warum die jungen Mädchen immer so gern allein beysammen sind? — Das will ich Ihnen sagen, mein Herr! — Sie theilen einander das schlauentdeckte Geheimniß der Liebe mit. — Man stirbt nicht davon, sagt die eine. — Ich möchte es doch auch bald versuchen, spricht die andere.

303.

Kinder! seyd nicht einfältig, und glaubt es den Alten, daß es die Religion sey, die sie keusch mache. Es ist blos ihr natürliches Unvermögen.

304.

Nichts ist lächerlicher, als ein Greis, den Amor noch an seinem Narrenseile herumführt, oder eine Alte, in deren Herzen er die längst verglimmte Liebesasche wieder anfacht.

305.

Daß die Kinder so zeitig in der praktischen Kunst zu lieben Kenntnisse erlangen, rühret gemeiniglich von den allzufreyen Reden und Handlungen ihrer Eltern her, welche in ihrer Gegenwart sich oft nicht scheuen, über die geheimsten Dinge des Ehestandes mit ihren Freunden, oder unter sich selbst, sehr verständlich zu scherzen.

306.

Der Hang zur Ueppigkeit und Wollust verdirbt die besten Talente, und macht die, so sie besitzen, für den Dienst der Welt unbrauchbar. — Leichtfus, ein abgesetzter Prediger, wäre bey seinen herrlichen Naturgaben ohnstreitig einer der verdienstvollesten Lehrer der Kirche geworden, woferne er seine jugendliche Leidenschaften hätte mäßigen oder im Zaum halten wollen. Da er sich aber denselben blindlings überlies, und keinen freundschaftlichen Ermahnungen Gehör gab, so sank er nach und nach in den Schlamm, in welchem er sich itzt herumwälzt, und er, welcher dem geistlichen Stande gewiß zum Muster und zur Zierde hätte dienen können, dienet nunmehr demselben zur Warnung und zur Schande. Tausenderley Glücksplane schuf er sich. Sie mißlungen ihm alle. Zuletzt machte er eine Art von Banquerott, und ist itzt, wie ich höre, im Begriff, sein Heil in Amerika zu versuchen.

307.

Renegatus Freysinn, der Compagnon von jenem, verliert sein geistliches Amt darum, weil eine Buhlschwester den Umgang, den er mit ihr gehabt, nicht verschweigen konnte. Daß er ein großes Genie ist, daß er viel Wis-

sen-

Kenntschaften besitzt, daß er zu einem Prediger geboren zu seyn scheinet, ist zwar stadtkundig, aber; ihn vor seinem Falle zu schützen, nicht hinlänglich. — Was soll er nun anfangen? — Graben mag er nicht, so schämt er sich zu betteln. — Soll er ein neues Pfarramt suchen? — Wo, da ihn Fama mit ihren Mislauten überall verfolgt? — Soll er umsatteln, und die Rechte studieren? — Hierzu ist es nicht mehr Zeit für ihn. — Was denn? — Bücher schreiben? — Ein schlechtes Nahrungsmittel, wahrhaftig! und gleichwohl immer noch das einzige für solche Unglückliche. — Aber was für Bücher kann man ihm wohl rathen zu schreiben? — Theologische? — Hm! als wenn man sonst nichts schreiben könnte! Kann er sich nicht vielmehr in das itzt so beliebte ökonomische Fach werfen? — Kann er nicht ein Recensent werden? — Die litterarische Gesellschaft zu Tollheim nimmt gern billige Mitarbeiter an. — Indessen will er ja was theologisches schreiben; nur nichts orthodoxes, nichts altgläubiges. — Hiermit ist man der Welt nicht mehr willkommen. — Wer ihr gefallen will, der muß neue Meynungen erfinden, neue Schrifterklärungen wagen, je paradoxer je besser. — Freysinn kennet den Geschmack der Welt, und

schreibet demselben gemäß. Doch schonet er noch anfänglich das Wesentliche der Religion, und hält sich mit seinen Kritiken blos bey Nebendingen auf. Vielleicht würde er auch, wie mancher Andere, dabey stehen bleiben, woferne die Wiederbeförderung zu einem Amte, worauf er sich Rechnung macht, erfolgte. Da aber dieselbe von einer Zeit zur andern außenbleibt, und der Zustand seiner Finanzen immer bedenklicher wird, so geht er in seiner Dreistigkeit weiter, bezweifelt bald diese, verwirft bald jene Grundlehre des Christenthums, und macht lächerlich, was Andern ehrwürdig ist. Nicht, als ob sein Herz von dem, was seine Feder behauptete, überzeugt wäre, nein! er verstattet derselben blos darum so viel Freyheit, weil er hierdurch als Professor, Hofprediger, oder Probst, sein Glück zu machen hofft, und weil er weis, daß schon mancher vor ihm auf diese Art das seinige gemacht hat. Er betrügt sich inzwischen in seiner Hoffnung; man sendet ihm keinen auswärtigen Ruf, und die Anfälle des Hungers werden stärker. Solche Umstände, ich leugne es nicht, sind verzweifelt. Was soll Freysinn darinne thun? — Zurückgehen? — Darzu ist er schon zu weit gegangen. — Widerrufen? — Darzu ist er zu stolz, zu verhär-

tet.

tet. Seine Seele hat sich an das, was er erst wider seine Ueberzeugung, aus bloßer Menschengefälligkeit schrieb, nach und nach gewöhnt, so daß er es nunmehr wirklich für wahr, oder doch für wahrscheinlicher hält, als das Gegentheil. — Kurz, er ist nun völlig verblendet und geräth, so vieler fehlgeschlagenen Hoffnungen wegen, in eine Art von Wuth, in der er sich an Gott und Menschen zu rächen sucht. Staat und Kirche, Religion und Obrigkeit, Vornehme und Geringe, alles behandelt er gleich. Nichts ist seiner verwegenen Feder zu heilig; sie vergreift sich an allem. — Sein Lohn am Ende? — Man sollte vielleicht denken, der Spitel oder das Zuchthaus. Aber man irret sich, wenn man dieses muthmaaßet. Die Welt sieht plötzlich ein, daß die Religion zu viel gewinnen würde, wenn er nicht wäre, und sucht ihn zu erhalten. Er bekömmt unvermuthet Gönner, die ihn der Gnade des Fürsten empfehlen — ihm bey demselben eine Pension auswirken — und vielleicht gar nach dem Tode eine Ehren-Säule setzen. —

Ich füge zu diesem Charakter folgende Sentenz des unsterblichen Luthers: „Wenn der Teufel einen einmal aus seinem Sitz und Lager hebt, und bringt ihn ins

Wälzen, so kann er an keinem Orte und auf keiner Lehre ruhig bleiben."

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Geize.

308.

Der Geiz gehört unter die größten menschlichen Thorheiten, und ist zugleich eine Quelle unzähliger Verbrechen. Saget dieses einem reichen Filze, erklärt es ihm; er wird es einräumen und sich dennoch nicht bessern.

309.

Die Sklaven des Reichthums sehen aus Dummheit das Geld für einen Zweck an, da es doch weiter nichts ist, als ein Mittel.

310.

Tugend und Gottesfurcht, Verstand und Wissenschaften, Ruhe der Seele, und getroster Muth im Tode, Himmel und ewige Seligkeit werden von einem Menschen, der den Reichthum liebt, (und o wie viele giebt es deren!) diesem seinem nichtswürdigen Götzen ohne Bedenken aufgeopfert.

311.

Sie wundern ſich, Harpax! daß Sie jedermann verabſcheut, daß Ihre eigene Frau und Kinder Ihnen den Tod wünſchen? — Hören Sie auf, ſich zu verwundern! — Sagen Sie mir einmal, wie kann ein Menſch, der das Geld über alles liebt, von Jemanden Liebe erwarten? — Weſſen Liebe ſuchen Sie denn wohl zu verdienen *)? —

312.

Moliere mochte ſeinen Geizigen ſo lächerlich vorſtellen, als er wollte. Die Geizhälſe von Paris erkannten ſich nicht in ſeinem Bilde, weil ſie, wie alle Geizhälſe in der Welt, ſich blos für ſparſam hielten. Sie fanden vielmehr das Stück äußerſt komiſch, und lachten über die Thorheiten ihres Kameraden aus vollem Halſe mit.

313.

Man kann ſich oft mehr auf die Treue eines Kartuſche verlaſſen, als auf die Ehrlichkeit eines Harpaxes. Ueberhaupt hat der Stra-

*) Non vxor ſaluum te vult, non filius, omnes
Vicini oderunt, noti, pueri, atque puellae.
Miraris, cum tu argento poſt omnia ponas,
Si nemo praeſtet, quem non merearis, amorem?
HOR. Sat. I. Lib. I.

feuräuber manches vor einem groben Geizhalse voraus Jener ſtiehlt gemeiniglich aus Noth; dieſer raubet aus bloßer Habſucht. Jener ſtellt nur den Reichen nach; dieſem ſind Reiche und Arme gleich. Jener hat mit denen, die in ſeine Hände fallen, öfters noch einiges Mitleiden; dieſer hingegen hat mit ſich ſelbſt keines, geſchweige denn mit Andern.

314.

Wenn der Geiz an die Höfe und unter die Miniſter kömmt, welch ein Unglück für das Land! — Dann iſt das Recht feil und die Aemter, dann werden Auflagen mit Auflagen gehäuft, dann hört man auf keinen Unterthanen, er ſchreye über Bedrückungen, wie er will.

315.

Seſan iſt geizig, Rom wird verkauft. Der geizige Miniſter verkauft den guten Kaiſer, ſagte Diokletian. — O hätte er ihn doch lieber verſchenkt, damit er einem beſſern Regenten Platz gemacht hätte! — Denn ich bin feſt überzeugt, daß kein Miniſter ſich unterſtehen würde, ſich durch Ungerechtigkeiten und Gelderpreſſungen bereichern zu wollen, wofern er nicht wüßte, daß er einen einfältigen oder ſorgloſen Herrn hätte, der ihn in allen Stücken mit ſeinen Unterthan-

terthanen ſchalten und walten ließe, wie er wollte.

316.

Ehe der Mammonsknecht nur etwas von ſeinem Vermögen fahren läßt, lieber geht er mit allen den Seinigen verloren. Man denke an den Cröſus. Aus Geiz ſtürzte dieſer ſein Reich, ſeinen Freund, den Chaldäer, ja, ſich ſelbſt in das gröſteſte Verderben, und Cyrus, welcher die Kenntniß, die er von dem Charakter des Lydiers hatte, zu benutzen wußte, triumphirte über Aſien.

317.

Das Geld geht bey den meiſten Menſchen über alles. — Kriton hat eine tugendhafte Seele — will eben nicht viel ſagen, mein Herr! — einen ungemeinen Verſtand — eben ſo wenig — eine vornehme Geburt — iſt etwas — 100,000 Thaler Geld — Ha! der göttliche Mann! Wo iſt er, daß ich mich ihm zu Füßen lege? Sagen Sie es ihm, ich ſtünde ganz zu ſeinem Befehle. Ich ſähe es nun mehr, als zu deutlich, daß alle gute Eigenſchaften in ihm vereinigt wären.

318.

Selten unterſtützt ein Reicher einen Armen mit baarem Gelde, es ſey noch ſo wenig, aus Furcht, dieſes wenige bey ihm einzubüßen. Im-

mer

mer pflegen nur die Reichen ſich unter einander ſelbſt zu unterſtützen; ſollten ſie auch die gröſſeſten Summen darüber verlieren.

319.

Der alte Scharrſilber, der in ſeinem Leben ſonſt nichts gethan, als Geld gezählt und Wechſel geſchrieben hat, iſt endlich mit dem Ruhme des reichſten Mannes in der Stadt geſtorben. So reif er auch zum Tode war, ſo kam ihm derſelbe doch noch viel zu früh. Seine Sachen waren noch gar nicht in Ordnung gebracht, keine Rechnung völlig abgeſchloſſen, unzählige Schulden noch einzucaſſiren. — Daß doch der Tod die Leute ſo zur Unzeit überläuft! — Den Donnerſtag in der Zahlwoche hätte er kommen ſollen! — Das war bey Scharrſilbern der gewöhnliche Zahlungstag. Eher pflegte er auf keine alte Rechnung einen Groſchen zu bezahlen, und wenn man ihm zu Füßen gefallen wäre. Doch weis ich nicht, ob ihm der Tode gerade in einer heurigen oder künftigen Meſſe gelegen gekommen ſeyn würde. Vielleicht hätte er ihm gar am Ende ſeine Anfoderung ſtreitig gemacht, und, wo möglich, das Recht dazu abgeſchworen. Allein, wie dem auch geweſen ſeyn möchte, genug, der Tod, der ſeine Geſinnungen gekannt zu haben ſcheinet, hat auf

ſeinen

ſeinen freyen Entſchluß, die Schuld der Natur zu bezahlen, nicht gewartet, ſondern ſie plötzlich und mit Ungeſtüm von ihm eingetrieben. Nun iſt der verewigte Scharrſilber in einer andern Welt, um die er ſich vorher gar nicht bekümmert hat. Da er vermuthlich keine Geldgeſchäfte darinne wird machen können, ſo muß er itzt nothwendig die verdrüßlichſte Langeweile haben; und wehe ihm, wenn er darinne vor einem Richter erſcheinen muß, der gerechter iſt, als es die irdiſchen ſind, die er ſo oft, als er in Gefahr war, ſeines Wuchers und ſeiner Betrügereyen wegen, beſtraft zu werden, mit Geſchenken auf ſeine Seite zu bringen wußte! —

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Spiele.

320.

Spielen iſt ein Zeitvertreib, oft ſpielen ein Zeitverluſt, ſein Geld im Spiele wagen, eine Narrheit, die aus dem Geize entſpringt, und oft in Verſchwendung übergeht.

321.

Man kann das Spiel mit einerley Rechte die Klippe der Freundſchaften, und den Zunder zu großen Feindſeligkeiten nennen.

322.

Warum beſonders die Frauenzimmer ſo gern ſpielen, und oft die nöthigſten Hausgeſchäfte darüber verſäumen? — Vermuthlich deswegen, weil ſie dem Müßiggange und dem Geize mehr, als die Mannsperſonen, zugethan ſind.

323.

Kühne Hazardſpiele machen eben ſo plötzlich arm, als reich. Der, welcher des Morgens mit vollen Goldſäcken aufſtund, legt ſich oft des Abends ohne einen Kreuzer zu Bette.

Zu Ludewigs, des 14ten, Zeiten gewann ein berühmter Spieler zu Paris mit einem erſtaunenswürdigen Glücke unermeßliche Reichthümer, wovon

wovon er einen Theil baar erhielt, den andern aber zu Anſchaffung reicher Kleider und einer koſtbaren Equipage, beſonders aber zu Erbauung eines prächtigen Palaſtes verwandte, der ihn allein 500,000 Livres koſtete. Wenige Zeit hierauf ſpielte er mit einem Unglücke, das nicht geringer war, als das vorige Glück, und verlor auf einmal Geld, Kleider, Equipage, Palaſt, kurz alles, was er hatte — nur die Spielſucht nicht. Man ſahe ihn nachher öfters mit den herumlaufenden Savoyarden auf der ſteinernen Vortreppe eben des Palaſts, welchen er zuvor bewohnt hatte, um etliche Liards oder Pfennige würfeln.

324.

Macht ſchon der Verluſt an ſich ſelbſt den unglücklichen Spieler mürriſch, wie vielmehr das empfindliche Lächeln, das er auf dem Geſichte des Gewinners gewahr wird.

325.

Der Unterſchied zwiſchen einem Meßdiebe und einem Spieler von Profeßion iſt nicht ſehr beträchtlich. Jener ſchneidet die Beutel ab, dieſer leeret ſie aus.

326.

„Spielſchulden müſſen bezahlt werden," iſt ein Geſetz, das ſich die Spieler ſelbſt gemacht haben,

haben, und das sie gewissenhafter, als jedes andere, beobachten. Ehe lassen sie den armen Handwerksmann auf seine Bezahlung warten, ehe lassen sie ihre Familien darben, ehe darben sie selbst, als daß sie ihren Spielkameraden das an sie verlorne Geld schuldig bleiben sollten.

327.

Die Lotterien sind die schädlichsten Hazardspiele, die nur zu finden sind. Wie viele Familien werden dadurch in der Stille zu Grunde gerichtet! Wie mancher arme Dienstbote und Tagelöhner um sein sauer verdientes Lohn, oder wohl gar an den Bettelstab gebracht! — Wie? es werden, sagt ihr, bey jedesmaliger Ziehung die ansehnlichsten Gewinnste im Publiko verbreitet? — Thörichtes, blendendes Vorgeben! — Was hilft es wohl den zehen, welche verlieren, daß der eilfte, (der es vielleicht nicht einmal braucht,) ihren Verlust gewinnt? — Ich dächte also, man sollte, aus landesväterlicher Einsicht und Vorsorge, diese großen Hazardspiele weit eher verbieten, als die minder schädlichen kleinen.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Selbſtmorde.

328.

Der Selbſtmord entſteht mehr aus einer Feigheit, als aus einer Großmuth. Weil man ſich aber gemeiniglich das Gegentheil einbildet, ſo wird oft der Verzagte blos darum ein Selbſtmörder, um das Anſehn eines Großmüthigen zu behaupten.

329.

Sich mit Gewalt dasjenige zu nehmen, was man ſich nicht ſelbſt gegeben hat, und was man ſich, wenn man ſichs einmal genommen hat, nicht wiedergeben kann, mit einem Worte, ſich das höchſte Gut auf Erden, das Leben, zu rauben, halte ich für eine Thorheit, die nahe an den Unſinn gränzt, und die allenfalls nur den Schwarzblütigen zu verzeihen iſt.

330.

Nein! nicht derjenige handelt großmüthig, der, durch ſein widriges Schickſal überwunden, ſich ſelbſt entleibt, ſondern vielmehr der, welcher daſſelbe mit Gelaſſenheit erträgt, und, ihm gleichſam zum Trotze, lebt.

331.

Selten hat der Selbſtmord ein unverſchuldetes Unglück zum Grunde, ſelbſt dann nicht einmal, wann ihn zunächſt körperliche Urſachen veranlaſſen. Man unterſuche alle bekannte Fälle, und man wird finden, daß bey den meiſten entweder gekränkter Hochmuth, oder unbefriedigte Habſucht, oder allerley grobe Ausſchweifungen vorhergegangen ſind.

332.

Man verwechſele den ſterbenden Sokrates nicht mit dem ſterbenden Kato. Sie gleichen ſich auf keinerley Weiſe. Jenem gaben Andere den Tod, dieſer gab ſich ihn ſelbſt. Jener ſtarb aus Gründen der Religion, dieſer aus Urſachen des Staats. Jener empfing den Tod mit ſtandhafter Demuth, dieſer überlieferte ſich demſelben mit zaghaftem Stolze. Beyde unterwarfen ſich ihm zwar freywillig, doch jener als ein Märtyrer ſeines Glaubens, dieſer als ein Märtyrer ſeines Ehrgeizes. Ueberdieß war es jenem tauſendmal rühmlicher, den Tod, der erhabenſten Wahrheit *), als dieſem, eines bloſen Vorurtheils **) wegen, zu leiden. — Sokrates,

*) Daß ein einiger Gott ſey.

**) Der falſche Patriotiſmus, wo man die Freyheit ſeines

tes, indem er den Giftbecher trank, konnte zu ſich ſagen: Ich ſterbe mit Vergnügen, weil man mich auffordert, die Wahrheit meiner Lehre mit meinem Tode zu beſiegeln. Kato hingegen, indem er das mörderiſche Schwerdt wider ſich zückte, muſte, wenn er aufrichtig ſeyn wollte, geſtehen: Ich ſterbe vor Verdruß, weil ich ſehe, daß die Parthey des Pompejus, der ich anhange, und die mit mir die Souveränität des Römiſchen Senats bisher vertheidigt hat, unterliegt.

333.

Ein junger Werther, der ſich in die Frau eines andern vergafft, und, weil er ihrer nicht theilhaftig werden kann, ſich ſelbſt entleibt, iſt ein Wollüſtling von überſpannter und verdorbener Einbildungskraft, ein vor Liebe raſend gewordener Roland, der ins Tollhaus gehört. — Allein wie nennet man denn wohl diejenigen, die ſeine alberne Geſchichte leſen und nachahmen? — Für dieſe weis ich keine Namen zu finden. Die Größe ſolcher Narren zu beſchreiben, iſt unmöglich Dazu iſt die deutſche und jede andere Sprache zu arm.

ſeines Vaterlandes zu vertheidigen glaubt indem man ſich weigert, einem einzigen Herrn zu gehorchen, um dafür zehn andern zu dienen.

334.

Man muß ſich oft wundern, daß Perſonen, die Tonnen Goldes beſitzen, und öffentlich für die rechtſchaffenſten Männer geprieſen werden, ihrem, dem Anſehen nach, ſo glücklichen Leben ein plötzliches Ende zu machen ſuchen. Sie kennen doch den reichen Geldwechsler X. in Z..? Niemand weis ihm etwas böſes nachzuſagen. Auch iſt er ſo wenig ein Melancholikus, daß er vielmehr in allen Geſellſchaften jederzeit der Luſtigſte geweſen iſt. Und doch — (können Sie ſichs wohl einbilden?) hat man ihn vor kurzem halbtodt aus dem vor ſeinem Garten vorbeyfließenden Kanale gezogen, worein er ſich, ſeinem Geſtändniſſe zufolge, aus einer ſchleunigen Anwandelung von Lebens-Ueberdruſſe geſtürzt hatte.

335.

In W.. eräugneten ſich vor einigen Jahren binnen 8 Tagen 6 Selbſtmorde. Bey dieſer Gelegenheit machten einige Engländer, die ſich eben damals daſelbſt aufhielten, die ſcharfſinnige Bemerkung, „daß meiſtens am Ende kalter Winter, wann die Witterung zum Warmen übergeht, die Selbſtmorde, in der Mitte des kalten Winters aber die Todtſchläge geſchehen.“ — Eine artige Hypotheſe, in Wahrheit!

heit! nur Schade, daß ſie wenig Grund hat. Viel glaubwürdiger kömmt es mir vor, daß die Selbſtmörder zu Anfange des Frühlings Leute ſind, die ſich durch tauſend ſündliche Winterluſtbarkeiten um Vermögen und Gemüthsruhe gebracht haben, oder die durch die harten und nahrungsloſen Winter-Monate in Armuth und Verzweiflung gerathen ſind. Die Todtſchläger hingegen mitten im Winter halte ich für ſolche, die entweder keine Arbeit finden können, noch wollen, und die daher an Brodte und Holze Mangel leiden. Alle, überhaupt betrachtet, ſind zuverläßig Menſchen, denen es an Furcht vor Gott, an Vertrauen auf denſelben, und, mit einem Worte, an wahrem Chriſtenthume fehlt.

336.

Der berühmte D. Kantus, welcher die chriſtliche Religion gar zu gern in eine ganz neue Form umgeſchmolzen hätte, ſtürzte ſich vor einiger Zeit in den Fluß, und erſäufte ſich. Man öffnete den Körper, und fand die Urſachen dieſes verzweifelten Entſchluſſes blos in dem ſchwarzen Blute, in der verknöcherten Hirnſchaale, in der verſchlemmten Zirbeldrüſe u. ſ. w. Welches die Seele des armen Mannes auf einmal in die gröſſeſte Unordnung gebracht hatte.

Gleichwohl war derselbe, nach der Aussage aller seiner Bekannten, stets von heiterm Temperamente und von Natur niemals zur Schwermuth geneigt gewesen. — Daß man doch in unsern Tagen alle Ursachen des Selbstmordes so gern in dem Körper zu suchen pflegt! —

337.

Wenn einst die Pharisäer und Schriftgelehrten den verrätherischen Judas, welchem sie wohl wollten, nachdem er sich erhenkt hatte, und von einander geplatzt war, hätten seciren lassen wollen, so würden sie vielleicht gefunden haben, daß er ein sehr dickes und schwarzes Blut in allen Gefäßen, dicke, schwarze Galle in der Gallenblase, starke Verknöcherungen unter der Hirnhaut, eine äußerst verschlemmte Zirbeldrüse, und am Bauche eine gar zu dünne Haut gehabt habe.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von einer merkwürdigen Preis-Aufgabe.

338.

Eine Geſellſchaft guter Freunde, welche die Gewohnheit hat, allerley zum Theil moraliſche, zum Theil hiſtoriſche, politiſche, oder ökonomiſche Preisfragen aufzuwerfen, machte durch ihren beſtändigen Sekretär, mittelſt eines öffentlichen Anſchlags an die Thüre ihres Verſammlungsſaales, ohnlängſt nachſtehende bekannt:

„Warum behält man in unſern erleuchte-
„ten Zeiten, wo man jedes alte Vorurtheil
„auszurotten, und beſonders jedes Ueber-
„bleibſel des papiſtiſchen Sauerteigs aus-
„zufegen ſucht, die unnützen Domkapitel
„und adlichen Stifter noch bey? — Und
„warum, daferne man hierzu ja ſeine gu-
„ten Gründe haben ſollte, iſt es durchaus
„nothwendig, daß die Domherren oder
„Mitglieder ſolcher Stifter 16 Ahnen zäh-
„len müſſen?“ —

Der Preis, welchen man auf die beſte und genugthuendſte Beantwortung dieſer Frage ſetzte, beſtand aus 20 vollwichtigen Holländiſchen Randdukaten. Es wurden hierauf dem Sekre-

tär der Gesellschaft von einigen Gelehrten, denen die Nachricht hiervon zu Ohren gekommen war, verschiedene scharfsinnige, diese Frage betreffende Abhandlungen zugesandt, wovon ich hier nur die vornehmsten auszugsweise mittheilen will:

A. Die Domkapitel, oder adlichen Stifter hat man bisher, meinem Bedünken nach, aus keiner andern Ursache beybehalten, als weil noch Niemand ernstlich an die Nothwendigkeit gedacht hat, sie abzuschaffen. — Gleiche Bewandniß scheinet es mit den 16 Ahnen zu haben, die derjenige schlechterdings muß zählen können, der in ein solches adliches Stift oder Domkapitel aufgenommen zu werden begehret. Man hat sich noch nicht die Mühe genommen, die Ursachen, warum sie eigentlich erfodert werden, zu untersuchen.

B. Daß die Domkapitel fromme und zur Ehre Gottes abzweckende Stiftungen wären, dies zu glauben, wird sich wohl zu unserer Zeit kein vernünftiger Mensch mehr einfallen lassen. Man behält sie aber, meines Erachtens, darum noch bey, weil man sonst nicht wissen würde, was man mit so vielen Domherren, die eine solche müßige Lebens-

Lebensart einmal gewohnt sind, anfangen sollte. — Was die 16 Ahnen anbetrift, diese könnten zwar allenfalls, der Beybehaltung der Kapitel unbeschadet, zu unsern Zeiten hinwegfallen, da aber die damit versehenen Adlichen einmal noch fest an diesem lächerlichen Vorurtheile kleben, so läßt man sie, zur Vermeidung größerer Uebel, die aus ihrem beleidigten Stolze etwa erwachsen möchten, so lange darinne unberuhiget, bis sie selbst einmal anfangen werden, selbiges einzusehen, und sich davon loszureißen — worüber aber nun freylich wohl mehr, als ein Jahrhundert noch verfließen dürfte. —

C. Die Domkapitel sind zu unsern Zeiten zwar nicht mehr das, was sie ehemals waren, da man sie, abergläubischer Weise, für gottselige Stiftungen hielt; weil aber doch dieselben eine Art von Krankenhäusern vorstellen, in welchen schwache Köpfe, die sich zu sonst nichts schicken, standesmäßig unterhalten werden, so duldet sie der Staat aus eben der Ursache und mit eben dem Rechte, wie andere Hospitäler. — Anlangend die 16 Ahnen, die sich auf dem Stammbaume desjenigen befinden müssen, der seinen kranken Sohn in einem solchen

adlichen Spitel aufnehmen und veralimentiren lassen will, so trägt noch gegenwärtig jeder Landesherr, diese im Grunde eitle und thörichte Bedingung zu unterschreiben, um desto weniger Bedenken, je deutlicher er überzeugt ist, und durch so viele Beyspiele überzeugt seyn muß, daß Stolz und Dummheit die gewöhnlichsten Erbübel altadlicher Familien sind, und daß um deswillen vorzüglich auf die gute Versorgung ihrer Abkömmlinge Rücksicht genommen werden müsse. —

D. (Von der vierten Abhandlung, die am weitläuftigsten gerathen ist, will ich nur den Anfang hersetzen, und den Leser daraus auf das übrige schließen lassen:)

„Der Mensch, von Natur zum Bösen geneigt, läßt sich in keinem Laster weniger gern beeinträchtigen, als in der Faulheit und im Stolze. Diese beyden moralischen Uebel haben von jeher Mittel gefunden, sich nicht nur vor der Welt ein erlaubtes Ansehen zu geben, sondern auch sogar sich mehr, als irgend eines, wenn ich so sagen darf, zu privilegiren. Aus dieser Ursache u. s. w." Der Verfolg und die Anwendung hiervon ist leicht zu errathen

then. Kurz, der Verfaſſer, der ein groſſer Menſchenkenner zu ſeyn ſcheinet, und immer viel gute Lehren mit unterlaufen läßt, hält es, nach reifer Ueberlegung, für äuſſerſt ſchwer, wo nicht gar für unmöglich, die einmal eingeführten adlichen Stifter, mit ſamt dem gewöhnlichen Requisito der 16 Ahnen, ins Reich der Unweſen, wohin ſie, ſeiner Meynung nach, eigentlich gehören, zu verweiſen. —

E. (Bey der letztern Abhandlung, die ich meinen Leſern hier mittheilen will, und die, ihres beſondern Inhalts wegen, vorzüglich bemerkt zu werden verdienet, wird ſogleich ein jeder darauf fallen, daß ſie aus der Feder eines adlichen Skribenten gefloſſen ſeyn müſſe. Da ſie, ſo wie die vorhergehende, ſehr weitläuftig abgefaßt iſt, ſo will ich ſie ebenfalls ins Enge ziehen, und von ihr, ſo zu ſagen, nur die Quinteſſenz liefern:)

„Gleichwie man ſchon unter den Thieren einen beträchtlichen Unterſchied wahrnimmt, indem immer eines **edler** und **vortrefflicher** iſt, als das andere: Eben ſo iſt es auch in Anſehung der Menſchen, unter welchen es **adliche** Geſchlechter giebt, und

bür-

bürgerliche. Nun wagt es so leicht doch Niemand, die Gewohnheit derer zu tadeln, welche z. E. einen Papagey in einen vergoldeten Käficht setzen, und darinne mit Semmel, in Wein getunkt, speisen, ohne daß sie dafür demselben etwas anders zumuthen, als einige Worte, ohne Verstand und Nachdenken auszusprechen. Wie sollte es denn also nicht höchstverwegen und unbillig seyn, jene uralte und höchstlöbliche Gewohnheit, nach welcher man eine Person von Adel, mehr ihrer 16 Ahnen, als persönlichen Meriten wegen, in ein hochwürdiges Domkapitel aufnimmt, sie standesmäßig darinne unterhält, und dafür nichts weiter von ihr fodert, als daß sie ihre bestimmten horas, mit Absingung alter lateinischer Gesänge, wobey eben nicht viel gedacht werden darf, entweder selbst abwartet, oder durch ihren Vicarium abwarten lässet, in unsern fälschlich so genannten erleuchteten Zeiten abschaffen zu wollen? u. s. w.

Nachdem sich die Gesellschaft diese und noch einige andere bey ihr eingelaufene Abhandlungen mehr als einmal hatte verlesen lassen, so war sie zwar eine Zeitlang ungewiß, welcher unter

den

den angeführten ſie den Preis zuerkennen ſollte, da faſt eine jedwede, ihrer Gründlichkeit und ſcharfſinnigen Bearbeitung wegen, ein beſonderes Recht dazu zu haben ſchien. Endlich wurde dieſelbe, nach ſorgfältiger Ueberlegung, ſchlüßig, ihn der dritten, als der würdigſten, das Accessit aber der darauf folgenden, die jener am nächſten kömmt, zu ertheilen. Das ſonderbarſte hierbey war, daß, als man den verſiegelten Zettel, worauf der Nahme des Verfaſſers ſtund, eröffnet hatte, man nicht ohne groſſes Erſtaunen wahrnahm, daß dieſe Abhandlung nicht nur ſelbſt ein Adlicher, ſondern, was noch mehr iſt, ein ſechzehnahnichter Domherr verfertiget, und ſich durch ſelbige den Preis von 20 Dukaten rühmlichſt erworben hatte. Vermuthlich hat er dieſelbe zum Spaß, oder in der Abſicht geſchrieben, der Welt zu zeigen, daß man ein altadlicher Domherr, und doch auch zugleich ein verſtändiger und unpartheyiſcher Mann ſeyn könne.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vermischten Inhalts.

339.

Wer immer Andere verbessern will, und glaubt, daß das, was er erst seit gestern gelernt hat, außer ihm Niemand wisse, der ist von einem eben so schlechten Verstande, als Umgange, eben so dumm, als stolz.

340.

Dorant und Strephon sind die vertrautesten Freunde, die nichts vor einander geheim halten. Werden sie es lange bleiben? — Ich wollte es ihnen gönnen. Allein ich fürchte, daß ihre Freundschaft und Vertraulichkeit nicht länger dauren werde, als es ihre zänkischen Weiber für gut befinden werden.

341.

Je schneller und hitziger sich eine Freundschaft anhebt, um desto geschwinder nimmt sie wieder ab und erkaltet.

342.

Wahre Freundschaften entstehen allmählig. Man muß sich erst kennen lernen, um sich hochzuschätzen. Nur der Liebe ist es eigen, sich plötzlich zu entzünden.

343.

Es giebt Familien, die äußerlich im Schooße der Ruhe und des Glücks zu leben scheinen, und die sich doch innerlich in der größesten Verwirrung und Unzufriedenheit befinden.

344.

Damon besitzt die ansehnlichsten Güter und Ehrenstellen. Sein Haus, seine Kleidung, seine Dienerschaft, seine Equipage, seine Tafel, alles zeuget von dem erstaunenswürdigsten Ueberflusse. Eine Menge Klienten umringen ihn, so oft er sich sehen läßt. Man macht ihm die Aufwartung, wie einem Prinzen. Ist wohl jemand glücklicher, als Damon? — Glücklicher? o ja, sehr viele! Sogar der Bettler ist es, dem das nicht fehlt, was ihm mangelt — ein gesunder Leib und ein ruhiges Herz.

345.

Man geht oft zu Jemanden mit dem festen Vorsatze, ihm eine Sache, die er nicht wissen soll, zu verschweigen, und verläßt ihn bald darauf mit dem größesten Verdruße, sie ihm dennoch entdeckt, oder vielmehr sich selbst gegen ihn verrathen zu haben.

346.

Je größer das Glück ist, je weniger ist es von Dauer. Nicht, als ob es ein Wesen wäre, das,

das, wie die Heiden dichteten, die Veränderung liebte, sondern weil sich gemeiniglich eines oder mehrere Laster dazu gesellen, die sich nicht damit zu vertragen scheinen, und daher diejenigen, die es besitzen, desselben verlustig machen. — Solche Laster sind Stolz, Vermessenheit, Ueppigkeit, Schwelgerey, Faulheit. —

347.

Viele Tugenden und Laster stoßen mit ihren äußersten Enden an einander. So grenzen Ehrliebe und Ruhmsucht, Sparsamkeit und Geiz, Freygebigkeit und Verschwendung, Demuth und Niederträchtigkeit, Liebe und Wollust. — Wer eine dieser erstgenannten Tugenden übertreibt, der fällt sogleich in das ihr entgegengesetzte Laster. — Medium tenuere beati! —

348.

Die meisten Zwistigkeiten und Feindschaften haben ihren Ursprung in einem Mißverständnisse, und werden entweder gar unterbleiben, oder sich sogleich endigen, daferne man sich allemal über seine Worte gehörig erklärte, oder sich die des Andern gehörig erklären ließe.

349.

Alciphron lebte vor etlichen Jahren noch in einer so großen Dunkelheit, daß er auf der Gasse unbemerkt daher schlich, und man ihn kaum,

kaum, dem Namen nach, kannte. Seitdem er aber, wie man sagt, in der Handlung glücklich gewesen ist, und das große Loos in der Lotterie gewonnen hat, ist er auf einmal ein geehrter und angesehener Mann geworden. Man ringt nun gleichsam nach seiner Bekanntschaft, bückt sich vor ihm bis auf die Schuhe, und überhäuft ihn bey jedem Worte, das er vorbringt, mit tausenderley schmeichelhaften Komplimenten. Wird man ihn außer seinem Hause gewahr, so verfolgt man ihn mit den Augen, so weit man ihn sehen kann, und ruft einander mit einem bedeutenden Blicke zu: Sehen Sie! dort geht Alciphron. — Die Frauenzimmer lächeln ihn von allen Seiten freundlich an, zumal da sie erfahren haben, daß seine kränkliche Frau bald eine Nachfolgerin brauchen dürfte. Die Geistlichen sogar wetteifern um seinen Beyfall, und neiden einander um das Glück, sein Beichtvater zu seyn. Ein jeder unter ihnen möchte gern diesem freygebigen Sünder die Absolution ertheilen, ungeachtet Juden und Christen wissen, daß die Reue so wenig seine Sache ist, als der Glaube.

350.

So oft man öffentlich den Tod eines Mannes von Stande und Vermögen ankündiget, so

wird man auch allezeit von ihm rühmen, er sey ein Mann von großen Verdiensten, ein guter Bürger, ein thätiger Christ, ein liebreicher Menschenfreund, ein rechter Vater der Armen, und kurz, ein Mann von einer anerkannten Tugend und Rechtschaffenheit gewesen. — Hiervon ist oft kein einziges Wort wahr. — Vielmehr ist dieses so übertriebene Lob in den meisten Fällen weiter nichts, als eine niederträchtige Schmeicheley, die man noch zu guter letzt dem Schatten und der Familie eines reichen und vornehmen Mannes macht.

351.

Staz glaubet, daß er wohl zu reden wisse, weil er immer redet; allein, meines Erachtens, weis der gar nicht zu reden, der gar nicht zu schweigen weis *).

352.

Beklage dich nicht, Theron! über deine Freunde, daß sie dein Geheimniß nicht bey sich behalten haben. Beklage dich über dich selbst, daß du es nicht zuerst bey dir behalten konntest.

353.

Mäv schweiget, weil er nicht zu reden weis.

Bav

*) Loqui ignorabit, qui tacere nesit. — Auson. in Pittaci Sentent.

Bav redet, weil er nicht zu ſchweigen weis. — Mäv iſt klüger, wie Bav.

354.

Der armgewordene Reiche weis ſich öfters in ſein Schickſal beſſer zu finden, als der reich gewordene Arme. Gemeiniglich macht der Reichthum den, der ihn nicht gewohnt iſt, aufgeblaſen: Die Armuth aber den, dem ſie noch fremd iſt, weniger niedergeſchlagen, als, ſich in die vorigen Umſtände zu verſetzen, geſchäftig.

355.

Mancher legt ſich in der Jugend auf eine Wiſſenſchaft, oder auf eine Kunſt, von welcher er hernach in ſeinem ganzen übrigen Leben keinen Gebrauch machen kann.

356.

Viele Arme halten ſich nicht eher für glücklich, als bis ſie den Sturz der Glücklichen ehen *).

357.

Ein allgemeines Lob hat oft nur wenig Menſchen von Anſehen zu Urhebern Was dieſe ſagen, das ſagen die übrigen nach. — Man weis

*) Nec ſibi felix pauper habetur,
Niſi felices cecidiſſe videt. — Seneca in Herc. Oeteo.

ja überhaupt, daß die Stimme des Pöbels nur das Echo der Großen iſt. —

358.

Die Art zu geben verringert oder erhöhet das Geſchenk, je nachdem dieſelbe angenehm oder unangenehm iſt. — Die Freundlichkeit des Gebers würzet gleichſam die Gabe, und macht den Empfänger glauben, daß er durch Annehmung derſelben, jenem einen eben ſo großen Dienſt erzeige, als ſich ſelbſt. — Im Gegentheil empöret eine Art von Härte und Verdruß, die ſich auf dem Geſichte des Gebers verbreitet, allezeit denjenigen, der etwas empfängt, und er verwünſcht heimlich ſein Schickſal, das ihn nöthiget, von einem ſo mürriſchen Wohlthäter etwas anzunehmen.

359.

Klitander ſchwöret alle Augenblicke, daß er die Wahrheit ſage, und er ſaget ſie niemals. Der Mann weis, wie es ſcheinet, daß ſeine Worte Betheurungen brauchen, um geglaubt zu werden: Aber das ſcheinet er nicht zu wiſſen, daß an dieſen Betheurungen vornehmlich die Schuld liegt, daß ihnen Niemand glaubt.

360.

Die Gewölber ſind geöffnet. Die Waaren ſtehen zum Verkaufe da. Der Liebhaber betrach-

trachtet ſie, und läßt ſich den Preis ſagen. Man bietet und bietet wieder. Man verſichert auf Ehre, und wenn das nicht helfen will, bey Gott, (ein Schwur koſtet hier ſo wenig, als eine Lügen,) dieß ſey der genaueſte Preis. Man übertheure Niemanden. Man habe die Waare ſelbſt kaum dafür. Man ſolle nur ihre Güte anſehen. Man ſuche nichts dabey zu gewinnen. Es ſey blos um ein andermal, und was dergleichen Reden mehr ſind. Zuletzt ſchließt man den Handel, zahlet das Geld aus, nimmt es in Empfang, und der Betrug iſt geendiget.

361.

Was für ein Lärm! man hört ja ſein eigen Wort nicht! Was giebts denn dort unter den beyden Herren, die kurz vorher ſo vertraut mit einander redeten? — Sind ſie über ihren Punſch uneinig geworden? — Nein! — Worüber denn? — Ueber den Türkenkrieg! — Der eine will ihn durchaus, um das Gleichgewichte von Europa zu erhalten, durch die Dazwiſchenkunft anderer Mächte, binnen zwey Monaten geendigt wiſſen; der andere hingegen will ihn ſchlechterdings mit Nachdruck fortgeſetzt haben, um die Freude zu genießen, von den Ruſſiſchen in Konſtantinopel aufgeſteckten Fahnen bald in allen Zeitungen zu leſen. — O über die Narren!

362.

Der Arme hilft den Reichen noch reicher, der Reiche hingegen den Armen noch ärmer machen*).

363.

Salomo wurde aus einem eifrigen Gottesverehrer nach und nach ein duldsamer Indifferentist, leistete seinen heidnischen Weibern, wenn sie auf die Höhen gingen, ihren Götzen zu räuchern, auf eine galante Weise Gesellschaft, sahe daselbst ihren Opfern hochgeneigt zu, opferte endlich aus Gefälligkeit selbst mit, und verleitete hierdurch das Volk zu gleicher Geringschätzung der einzigen wahren Religion. — Ein warnendes Beyspiel für euch, ihr Herren Geistlichen! die ihr euch der Welt durch eine allzugroße Nachgiebigkeit gegen ihre Meynungen und Laster so gern angenehm zu machen sucht.

364.

Einst, da Lysander die ansehnlichsten Aemter besaß, war er im Stande, vielen zu dienen, und dienete Niemanden. Itzt, da er sie verloren hat, und als ein Privatmann lebt, will er allen, und kann Niemanden dienen.

365.

Das sicherste Mittel wider die Verzweiflung, wel-

*) Quam inique comparatum est, qui minus habent, Ut semper aliquid addant divitibus. Ter. in Phorm.

welches die Natur, oder der Schöpfer derselben den Menschen verliehen hat, ist die Vergessenheit. Mancher glaubt in den ersten Augenblicken eines großen Verlusts, ihn nie aus den Gedanken verlieren, oder nicht lange überleben zu können, der doch nach Verlauf weniger Tage ziemlich gelassen daran zurückdenkt. Neue und zum Theil angenehme Gegenstände zerstreuen seine finstern Ideen, und machen in seiner Seele hellern Vorstellungen Raum. Vergebens sucht er seine tödtende Traurigkeit mit Gewalt zu nähren. Sie stirbt unter den Händen der Zeit, damit er noch ein wenig zu leben fortfahren kann.

Dorine will in den ersten Tagen nach dem Tode ihres Gatten verzweifeln. Sie schreyt so laut, daß man es über drey Häuser hören kann. Acht Tage nachher wird sie ruhig, sieht ein, daß das Schwarze sie vortreflich kleidet, und denkt schon ernstlich daran, wie sie von neuem gefallen und den Verlust des Verstorbenen ersetzen möge. — Wenn sie ja noch Thränen vergießt, so geschieht es deswegen, weil sie weis, daß sie die Frauenzimmer reizender machen.

366.

Man muß nicht so ängstlich nach der Auf-

führung desjenigen forschen, welchem man eine kleine Wohlthat mittheilen will. Aber vorsichtig muß man seyn, wenn man Jemanden eine große erweisen soll. Denn oft ist es eben so gefährlich, einem bösen Menschen Gutes, als einem Guten Böses zu thun *).

367.

Die Gewohnheit der Mannspersonen, sich überall, wo Frauenzimmer sind, zu versammeln, giebt vielen Predigern eine Menge Zuhörer, welche sie außerdem gewiß nicht haben würden.

368.

Herr von Olberndorf hat Güter und bekleidet Würden, wobey er ohne Sorgen leben und der Welt nach seinen Fähigkeiten nützen könnte. Allein nicht hiermit zufrieden, sinnet er auf Mittel, sich durch Beförderung des vaterländischen Gewerbes bey Hofe angesehen, und beym Publico beliebt zu machen. Er hat hierzu freylich weder Verstand, noch Beruf; aber untersucht dies wohl ein Mann, welchen der Stachel der Ehrsucht zu großen Unternehmungen treibt? — Von Olberndorf legt weitläuftige Fabriken an, verschreibt ausländische Arbeiter dazu, verwendet sein sämmtliches Vermögen darauf

*) Malo benefacere tantundem est periculi, quantum bono malefacere. — Plaut. in Penulo.

darauf, borgt noch viel fremdes dazu, wird betrogen, und betriegt andere. Man nimmt ihm Güter und Ehrenstellen, und läßt ihm nichts, als den leidigen Troſt, auf die wirkliche Bosheit ſeiner Fabrikanten, und den vermeyntlichen Undank ſeiner Landesleute ſchimpfen zu können. Ein Anderer an ſeiner Stelle würde über einen ſolchen Geld- und Ehren-Verluſt untröſtbar ſeyn; aber da von Olberndorf von der Natur eine gute Portion Leichtſinn empfangen hat, welchen er thörichter Weiſe Philoſophie nennet, ſo findet er hierinne gar bald Mittel, ſich zu beruhigen. Nach und nach bringt er es in dieſer ſeltſamen Philoſophie ſo weit, daß er ſich weder durch die ſchimpfliche Lebensart eines Schmarotzers, noch durch das elende Handwerk eines Poſtenträgers zu verunehren glaubt. Wo er nur eine Feuereſſe rauchen ſieht, da ſcheinet ihn auch ein gedeckter Tiſch zu erwarten. Wird er abgewieſen, (welches ihm, der vielen Stadtneuigkeiten, womit er ſich angenehm zu machen ſucht, ungeachtet, leider! gar oft begegnet,) ſo wird er darüber keinesweges beſchämt, ſondern er kehret entweder wo anders ein, oder ſpeiſet, wenn überall nichts für ihn iſt, auf Konto. Alle reiche Leute ſind ſeine Freunde, die er auf ihren Landgütern, wenn ſie welche haben, fleißig be-

ſucht, und nicht eher wieder von ihnen hinwegeht, als bis ſie ſelbſt ziemlich nachdrücklich ihn an die Heimreiſe erinnern. In den Häuſern, wo er am öfterſten Zutritt hat, und wo man zu beſcheiden iſt, ihm unhöflich zu begegnen, nimmt er ſich die ungeziemendſten Freyheiten heraus, ſchreibt die Gerichte vor, die er eſſen will, mengt ſich in Familienſachen, und verhetzt das Geſinde wider die Herrſchaft, und die Herrſchaft wider das Geſinde. Auch dieſes gehöret mit zu ſeiner Philoſophie; denn ein Weiſer muß ſich um alles bekümmern. Im Uebrigen bringet er ſeine Morgenſtunden, wenn er in der Stadt iſt, entweder damit zu, daß er in einigen neuen Modeſchriften blättert, blos um in einer witzigen Geſellſchaft gelegentlich davon plaudern zu können, oder damit, daß er dienſtſuchende Perſonen bey ſich zur Audienz läßt, die er hier und da empfehlen und verſorgen zu wollen vorgiebt, oder damit, daß er an einige ſeiner Bekannten Briefe ſchreibt, worinne er ſich ſelbſt bey ihnen für den Mittag oder den Abend zu Gaſte bittet. Von 3 Uhr an Nachmittags hat er die Gewohnheit, herum zu ſchlendern, und bey ſeinen ärmern Bekanntſchaften Beſuche abzuſtatten, bey welcher Gelegenheit man ihn oft in den ſchlechteſten Häuſern herumkriechen ſieht. Auch dieſes

ſes ſoll bey ihm für einen Beweis ſeiner praktiſchen Philoſophie gelten, und geſchieht von ihm unter dem Vorwande, ſeine Klienten, die er des Morgens in ſeiner Wohnung geſprochen hat, noch genauer kennen zu lernen, und ſich von der Wahrheit ihrer Ausſagen durch den Augenſchein zu verſichern. Dabey ſoll er ſich, wie man ſagt, gegen die hülfsbedürftigen Frauenzimmer beſonders auszeichnen, und ſie gar oftmals, ſie mögen an einem Orte wohnen, wo, und in einem Rufe ſtehen, in welchem ſie wollen, ſeiner huldreichen Gegenwart würdigen. — Drauf kommen die Gelehrten an die Reihe, die er, da er ohnedies, einer von ihnen zu ſeyn, ſich einbildet, ohnmöglich vorbeygehen kann. Einigen borgt er neue Schriften ab, andern leiht er welche zum Durchleſen. Dieſe bittet er um ihr Urtheil über eine. Jenen ſagt er es, als das ſeinige wieder. Zuweilen ergreift er ſelbſt die Feder, und bringt ſeine Gedanken zu Papiere. O was das für Gedanken ſind! — So haben ſie Paſcal und Beaumelle nicht gedacht! — Doch ſollen ſie das Tageslicht nicht eher zu ſehen bekommen, als bis er es ſelbſt nicht mehr ſieht: Vermuthlich deswegen, weil er aus Beſcheidenheit das Lob der Welt nicht hören will. Unterdeſſen ſollten Sie nur die Briefe leſen, die

er

er so täglich an seine Freunde und Bekannte schreibt. Wahrhaftig diese sind schwerer zu verstehen, als die Episteln Pauli. Es sind nicht bloße δυσνόητα darinne, sondern sogar ἀνόητα. Es scheinet, als wenn er den tiefdenkenden Kant nachahmen wollte. Was Andere mit zehn Worten sagen, das sagt er darinne mit funfzigen. Es ist ein wahres Galimathias. — Es freuet mich, Herr Leser! daß ich Sie, wie ich sehe, auf diesen Mann aufmerksam gemacht habe. Wollen Sie ihn etwa persönlich kennen lernen? — Ich will Ihnen dieses Vergnügen zu verschaffen suchen. Morgen, oder vielleicht heute noch, soll er gewiß bey Ihnen seyn. „Sie verreisen morgen?" — Das thut nichts; er reist mit. — „Wie? zehn Meilen von hier und drüber?" — Und wären es zwanzig! er reist mit, sage ich Ihnen. Sein Bündel ist bald zusammengeschnürt. Ueberdies kömmt er mit dieser Manier seinen Schuldleuten eine Zeit lang aus den Augen, und erweitert zugleich seinen Bekanntschafts-Kreis. — „Mürrisch?" — Ganz und gar nicht. Er wird Sie auf tausenderley Art zu belustigen suchen. So alt er ist, (und er ist nahe bey seinem großen Stufenjahre,) so jung thut er noch. Er spielt blinde Kuh mit, wenn Sie's haben wollen. Vor seiner Re-

ligio

ligion dürfen Sie ſich auch nicht fürchten; er hängt darinne den Mantel nach dem Winde. Einer Bethſchweſter lieſt er Pfalmen vor, und einer Buhlerin lyriſche Gedichte. — „O wie verdrüßlich Sie ausſehen! Es ſcheinet nicht, als ob Sie Luſt hätten, den Hrn. von Olberndorf perſönlich kennen zu lernen. Vielleicht mißfällt Ihnen wohl gar ſein Charakter.“ — Ja! ich leugne es nicht, ich halte ihn für übertrieben. — Ich bitte um Vergebung, mein Herr! und ich halte ihn für ſehr natürlich, und berufe mich zugleich auf die Erfahrung, indem es nicht leicht eine große Stadt geben wird, in welcher nicht, (doch unter andern Umſtänden,) ein Olberndorf anzutreffen ſeyn ſollte.

369.

Herr Tulpe iſt der Weltweisheit und beyder Rechte Doctor, Profeſſor der ganzen Rechtsgelehrſamkeit, Hof- Stadt- und Land-Advokat, Beyſitzer eines gewiſſen Kollegiums, Autor und — was iſt er nicht noch? — Demungeachtet iſt er öfters nicht im Stande, die Wäſcherin und den Briefträger zu bezahlen. Es iſt wahr, ſeine jährlichen Einnahmen, blos von ſeinen Prozeſſen und Privat-Kollegien, ſind beträchtlich, aber noch weit beträchtlicher ſind ſeine

jähr-

jährlichen Ausgaben, wenn man nur das rechnet, was ihm der Schneider und der Weinschenke koſten. Nicht, als ob er dieſe dienſtfertigen Leute für jedes neue Kleid und für jede Bouteille Champagner ſogleich bezahlte; o nein! ſondern weil er die Gewohnheit hat, ſich ihre Rechnungen nur einmal im Jahre vorlegen zu laſſen, ſo beträgt ſchon das Drittel, was er ihnen alsdann, nach vielem Laufen und Erinnern, auf Abſchlag entrichtet, ein anſehnliches Quantum. Es geſchieht bisweilen, daß er 50 bis 60 Thaler auf einmal einnimmt; nun ſollte man vielleicht glauben, daß er vor allen Dingen an ſeine Schuldner denken würde; aber nichts weniger. Vielmehr veranſtaltet er davon ein niedliches Souper, wozu er Leute bittet, die zehnmal mehr haben, als er, und die ihn für ſeine gute Bewirthung heimlich auslachen. Man hat mich einmal verſichert, daß, als er einſt bey einer ſolchen Gelegenheit, gegen das Ende des Schmauſes, kein Geld mehr gehabt, die Herren Muſiker zu bezahlen, die er hatte zum Tanze aufſpielen laſſen, er genöthiget geweſen wäre, zwey Species-Thaler für ſie bey ſeinem Bedienten zu borgen. Da er zugleich Autor (weniger für die Ehre, als für das Geld,) iſt, ſo hat ſein Verleger die größeſte Noth mit ihm; denn

er

er soll ihm das Honorarium sogar für Bücher pränumeriren, die er noch nicht geschrieben hat. — O wie oft hat er nicht zum Voraus Anweisungen auf seinen Gehalt gegeben, blos weil es ihm an Gelde fehlte, sich ein neues Atlas-Kleid, oder ein halb Dutzend Modestühle mit Stahlfedern machen zu lassen! — Und o wie manches Mal hat er sich nicht in Gefahr befunden, alle seine Aemter, bis auf das eines Autors, zu verlieren, blos weil er so nachläßig gewesen war, längst gefällige Wechselschulden, worauf er ausgeklagt werden sollte, zu berichtigen! —

Uebrigens ist der Herr D. Tulpe ein berühmtes Mitglied der ökonomischen Societät zu S.. und hat, als solches, schon manche treffliche Abhandlung über die Kunst zu wirthschaften geliefert. In seinen Prozessen verräth er immer, wie man sagt, viel Langsamkeit, Zerstreuung und Gedächtniß-Schwäche. Man weis mehr, als einen Fall, wo er an eben dem Tage, da er in einer sehr wichtigen Angelegenheit einen entscheidenden Termin abwarten sollte, entweder ein Traktament anstellte, oder zur Lust ins Bad verreiste. Kurz, Herr Tulpe ist in seiner Art ein seltsames Original, das in mancherley

Betrach-

Betrachtung bemerkt zu werden verdienet. Er besitzt Genie und Wissenschaften, das ist nicht zu leugnen; aber zu einem Professor und Advokaten taugt er gar nicht. Am besten würde er sich, meines Erachtens, (doch unter guter Aufsicht,) zu einem Mâtre de Garderobe, Directeur des Plâsirs oder zu einem Hoffuriere schicken.

370.

Der Herr Doctor, Superintend und Consistorial-Rath Knolz ist ein gelehrter und menschenfreundlicher Mann, der sich auf vielerley Art die Hochachtung der Welt zu erwerben weis. Er ist ein Redner, ein Philosoph, ein Staatsmann, ein guter Gesellschafter, dergleichen man unter den Geistlichen nur wenige hat. Seine Predigten, so abstrakt auch die Wahrheiten sind, die er öfters darinne abhandelt, sagt er mit einer Leichtigkeit her, worüber man erstaunen muß, ob man gleich dabey wahrnehmen will, daß sein Herz an dem, was er vorträgt, weniger Antheil habe, als sein Verstand. Wenn er öffentliche Kandidaten-Prüfungen anstellt, um ihre Tüchtigkeit zum Predigtamte zu untersuchen, so scheinet er nicht sowohl ihre, als vielmehr seine Wissenschaften zeigen zu wollen, ist dabey, wie man sagt, gnädig, welchem er will,

und

und erbarmet sich, welches er will. Ein halb Dutzend Bouteillen Rhein-Wein oder ein guter Kälberbraten verdecken bey ihm manche theologische Unwissenheit und manchen Fehler im Predigtamte. Die ärgerliche Geschichte mit seiner Haushälterin, die er ohnlängst zur Wiederherstellung ihrer verfallnen Gesundheit einige Wochen aufs Land that, und die sich nun wieder in der nehmlichen Qualität bey ihm aufhält, hat, die Wahrheit zu sagen, viel Aufsehen in der Stadt gemacht, und den bösen Mäulern nicht wenig Stoff zu lästern gegeben. Daß er aber in puncto puncti unschuldig seyn müsse, kann man sehr wahrscheinlich daraus schließen, weil er fast in allen Predigten sehr heftig auf das Laster der Unzucht schmählt. Er müste der unverschämteste Mann von der Welt seyn — er hat aber doch auch so oft wider den Zorn geeifert, und in mehr, als einer Predigt gesagt, daß ein zorniger Mann nichts, als Hader anrichte. Gleichwohl ist es etwas bekanntes, daß er dieser Leidenschaft selber unterworfen ist, und sich mit allen seinen Kollegen, oft um Kleinigkeiten willen, zankt; wie er sich denn sogar einmal mit einem derselben, blos eines Aufgebots wegen, in der Sakristey geprügelt haben soll. Indessen aber muß man ihm gleichwohl den

Ruhm lassen, ein fruchtbarer geistlicher Schriftsteller zu seyn, der schon manche gute Abhandlung in den Druck gegeben hat. Unter andern sind mir nachstehende von ihm bekannt geworden: „Von der Art, wie ein Prediger sein Amt würdig führen müsse; ein Pastoral-Schreiben des Hrn. D. Knolz an die ihm untergebene Geistlichkeit. — Von dem Siege über die Sinnlichkeit, als einem sehr glänzenden Ruhme für Bekenner, besonders für alle Diener des Evangelii; eine Predigt, bey einer gewissen Gelegenheit gehalten. — Gründlicher Beweis, daß es einem Prediger nicht unanständig sey, zweyerley Religionen, eine zu Hause, und die andere auf der Kanzel, zu haben, dem Hrn. D. S... zugeeignet. — Item, Beweis, daß man ohne evangelische Texte doch sehr evangelisch predigen könne, mit einer Stelle aus dem Leben Sokrates erläutert. — Erbauliche Betrachtung der Worte: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie; eine Predigt, ebenfalls auf eine besondere Veranlassung gehalten. — Untersuchung der Frage: Ob es wahr sey, daß der Teufel die Geistlichen mehr, als andere Leute anfechte? Eine Piece von zwey Bogen, die er in eine gewisse Monatsschrift hat einrücken, und nachher besonders

derſs hat abdrucken laſſen. — Chriſtliche Troſtgründe für mich und meine leidenden Brüder, ihnen und mir zur Beherzigung vorgeſtellt von D. Ernſt Leberecht Knolz; mit einer weitläuftigen Vorrede, worinne der Herr Doktor zu verſtehen giebt, daß ihn Gott ſeit einigen Jahren mit Leichtdornen und Hüneraugen ſehr empfindlich heimgeſucht habe. — Endlich ſoll erſauch der Verfaſſer der anonymiſchen Schrift ſeyn: Die weislich abgeſchafte Kirchen-Buße, ein Glück für die Welt, und eine Ehre für unſer Jahrhundert. —

371.

Wer, um einiger Aehnlichkeiten willen, dieſe Charaktere blos auf ſich und ſeine Bekannten zieht, der verſteht ſie eben ſo wenig, als der, welcher ſie, gewiſſer unanwendbarer Umſtände wegen, weder auf ſich, noch auf Andere paſſend findet.

372.

Es giebt Leute, für welche es eine angenehme Beſchäftigung iſt, nach den lächerlichen Originalen ſatiriſcher Schilderungen zu forſchen. Dieſe will ich hiermit gehorſamſt gebeten haben, entweder ſich, in Anſehung gegenwärtiger Cha-

faktere, eine ſo boshafte, als fruchtloſe Mühe zu erſparen, oder lediglich zu ihren eigenen komiſchen Urbildern die ſchicklichſten Gemählde darinnen aufzuſuchen.

Gedan-

Gedanken
eines Angefochtenen,
oder
(nach der Sprache der Welt,)
eines
Milzſüchtigen.

Κύριε,
Πρόσθες ἡμῖν πίστιν. Luc. 17. 5.

Ein Wort zum Vorberichte.

Nachstehende Gedanken eines meiner Freunde, die ich, auf sein Ersuchen, den meinigen hiermit habe beyfügen wollen, erwarten die liebreichen Gegenerinnerungen eines frommen und gelehrten Beurtheilers. Schwerlich aber werden sich diejenigen Herren, welche den Inhalt derselben mit gar zu orthodoxen oder zu heterrodoxen Augen ansehen, in die Lage des Verfassers hinein denken können, und daher, meines Erachtens, am besten thun, wenn sie sich mit keiner Kritik über seine Zweifel befassen, sondern hier lieber zu lesen aufhören.

1.

Es giebt Unglückliche, die es ihr ganzes Leben hindurch sind, Menschen, die zu lauter Widerwärtigkeiten geboren zu seyn scheinen. Sie mögen bey ihren Geschäften mit noch so vieler Vorsicht zu Werke gehen, sie mögen noch so viel Klugheit anwenden, sich in eine vortheilhaftere Lage zu versetzen; plötzliche, kaum denkbare Zwischenfälle, Hindernisse, die man beynahe für ausdrücklich hierzu geschaffen halten möchte, vereiteln den ganzen, sowohl durchdachten Plan, ihrer Anschläge.

2.

Ich habe, sagt Kleon, wenig Gutes in der Welt genossen. Ich weis nicht, wie es denen zu Muthe ist, die sich von ganzem Herzen freuen. Die Freude, die ich je zuweilen gekostet habe, verdiente sie anders den Namen der Freude, ist doch jederzeit mit Galle und Wermuth vermischt gewesen. Ich will nicht sagen, als ob ich mich von der Vorsehung ganz verlassen zu seyn

glaubte.

glaubte. Nein! ſie hat wirklich auf mich Acht, und trägt für meine Erhaltung Sorge. Ich würde wider die Erfahrung reden, wenn ich dieſes nicht zugeſtehen wollte. Indeſſen ſcheinet es doch, als ob mich dieſelbe blos darum zu erhalten ſuchte, um mich ſtets neue und noch nie gefühlte Leiden empfinden zu laſſen.

3.

Es giebt Bedürfniſſe, die durch die Gewohnheit ſo unentbehrlich geworden ſind, als der Genuß des täglichen Brodtes. — Die frühern Weltbewohner kleideten ſich in Felle, aßen Kräuter, lebten in Hütten, und befanden ſich wohl; denn ſie waren rauh erzogen, und wußten es nicht beſſer. — Wir, ihre ſpätern Nachkommen, hingegen, müſſen, wenn wir uns wohl befinden ſollen, ſorgfältiger bekleidet gehen, verdaulichere Speiſen eſſen, und in ordentlichen Häuſern wohnen; denn wir ſind zärtlich erzogen, und von Jugend auf einmal an etwas beßres gewöhnt. — Folglich iſt es heut zu Tage ein wahres menſchliches Bedürfniß geworden, leichte und nahrhafte Speiſen zu genieſſen, ſich mit bequemen Kleidern zu decken, und in ordentlichen Häuſern zu wohnen. Wer hieran Mangel leidet, iſt elend.

4.

Ich gebe es zu, Eumolp! der Luxs erzeuget unzählige Bedürfnisse, welche die einfältige und genügsame Natur weder hervorbringt, noch zu befriedigen sucht. Allein so wahr und ausgemacht dieses ist, so gewiß und unleugbar ist es auch, daß nicht der Luxus, der eben so zufällig, als veränderlich und schädlich ist, sondern die schon durch die Erziehung zur andern Natur gewordene, und, nach Verschiedenheit der Orte und der Stände, sehr mannigfaltige Gewohnheit eine Menge Dinge nothwendig mache, die größtentheils an sich ganz unschuldig sind, und die uns, wenn wir sie entbehren müssen, der Verachtung der Welt, und tausend andern Unannehmlichkeiten offenbar bloßstellen.

5.

Theophil unternimmt alles; es glückt ihm auch alles. Er sammelt Reichthümer ohne Mühe; er gelangt zu Ehrenstellen ohne Schwierigkeit. Sein Freund Arist, der zehnmal mehr Verstand besitzt, als er, kann sich mit aller Mühe, die er sich giebt, kaum seinen täglichen Unterhalt erwerben, und beschließt zuletzt sein Leben halb in Verzweiflung. Sage nicht, daß dies Schicksale, oder nothwendige Folgen derjenigen Einrichtung sind, die Gott,

im Betreff unſers Weſens, von Ewigkeit her gemacht und feſtgeſetzt hat. Haſt du hierinne Recht, Sophron! ſo beklage ich jeden unglücklichen Ariſt, der ſein hartes Schickſal, ſein höchſtwidriges Verhengniß weder hinwegbeten, noch hinwegarbeiten kann.

6.

Wäre ich zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden geboren worden, ſeufzte Kleant, hätte ich dieſe, oder jene Naturgabe empfangen, deren Mangel mir an meiner zeitlichen Wohlfarth ſo oft hinderlich geweſen iſt, hätte mich der Schöpfer in vortheilhaftere Verbindungen geſetzt, oder mir mächtige Freunde und Gönner verliehen, was gilts, Kraßus! ich wäre ein ſo glücklicher Mann, als du, der mir, ohne Eitelkeit zu reden, weder an Verſtande, noch an Wiſſenſchaften, noch an guter Aufführung und Lebensart beykömmt.

7.

Abraham und David waren Helden des Glaubens. Ihr behauptet es; ich gebe es zu. Allein ſo hart auch die Prüfungen ſeyn mochten, durch welche ſie in der Geduld und in dem Vertrauen auf Gott geübt wurden, ſo waren dieſe heilige Männer dennoch von dem Mangel leiblicher Bedürfniſſe frey, von dieſem drücken-

drückenden Mangel, der die Seele, so lange sie an ihre fleischerne Hülle gebunden ist, am heftigsten bestürmet. Und fühlte auch der eine oder der andere wirklich einmal Anfälle eines solchen Mangels, so kömmt doch dieses mit dem, was ich schon so viele Jahre hindurch fühle, in keine Vergleichung.

8.

Der Himmel hat seine Lieblinge, wie die Erde: Gott und seine sichtbaren Statthalter, die Fürsten, verfahren in der Erhebung und Erniedrigung ihrer Unterthanen meistentheils willkührlich. So wie der Töpfer den Thon, so behandeln sie die Menschen. Aus dem einen bilden sie ein Gefäß zu Ehren, aus dem andern ein Gefäß zu Unehren. Wer darf zu einem von ihnen sagen: Was machst du? —

9.

Die Größe der göttlichen Güte, und der von Ewigkeiten hergemachte Entwurf des Schöpfers, zufolge dessen er eine Welt hervorgebracht hat, worinnen es von Unglücklichen aller Art gleichsam wimmelt, die nicht selten der höchste Grad des Schmerzes zwingt, ihr eignes Daseyn zu verfluchen, stehen beyde, ich muß es aufrichtig bekennen, in einem höchstauffallenden Kontraste.

10.

Man ſage, was man wolle, von der Mühlichkeit irdiſcher Trübſale, ſind ſie ſo heftig und anhaltend, wie die meinigen, und keine natürlichen Folgen ſtürmiſcher Leidenſchaften, ſo haben ſie den offenbaren Nachtheil, daß man darüber anfängt, an der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu zweifeln.

11.

Soll ich dir, Allmächtiger! für meine Erſchaffung danken, o ſo würdige mich, gleich andern, die es nicht beſſer verdienen, ein Gegenſtand deiner beglückenden Güte zu ſeyn. Laß michs empfinden, daß Liebe der Bewegungsgrund war, warum du mich ins Daſeyn rieſſt, oder verſetze mich wieder in den ruhigen Staub, woraus du mich gezogen haſt.

12.

Was würde man von der Liebe eines Vaters denken, der eines ſeiner Kinder unaufhörlich ſtäupete, während dem, daß er die andern, zum Theil ſchlechter gearteten, mit Wohlthaten überſchüttete? — Ich finde, die Wahrheit zu ſagen, in einer ſolchen Liebe ſehr viel räthſelhaftes, zumal wenn ich mir dabey den Umſtand hinzudenke, daß der Sohn ſolcher Unarten wegen geſtäupet wird, die aus Grundtrieben her-

herrühren, welche der Vater in seine Natur gelegt hat, oder die er doch, wenn er gewollt hätte, zuerst anders hätte bestimmen können.

13.

Wüßte ich nur nicht das schreckliche Beyspiel eines Esaus, der schon vor seiner Geburt von Gott gehasset wurde, und der nach seinem unglücklichen Falle keinen Raum zur Busse fand, wiewohl er sie mit Thränen suchte, so hätte ich zur allgemeinen Liebe Gottes mehr Vertrauen, und mein Herz wäre ruhiger. Umsonst, ihr scharfsinnigen Schriftausleger! ist die Mühe, die ihr euch gebet, dieser und anderer solcher Stellen, einen mildern Sinn beyzulegen. Ich habe alle eure Arten, sie zu erklären, sorgfältig geprüft. Soll ich euch meine Meynung aufrichtig davon sagen? — Sie sind mir alle sehr gezwungen vorgekommen. Ich habe sie unzureichend befunden.

14.

Die meisten Vertheidiger des göttlichen Verhaltens gegen die Unglücklichen sind, wie die Freunde Hiobs, leidige Tröster und thörichte Vernünftler, oder auch verdächtige Sachwalter desjenigen, der sie vor Andern glücklich gemacht hat, und der sie durch Versetzung in die gegen-

kritige Lage gar bald, eine andere Sprache anzunehmen, bewegen könnte.

15.

O ihr, deren Amt es ist, die Unglücklichen zu trösten! brauchet stärkere Bewegungsgründe, mich zu beruhigen, oder höret auf, mir mit den gewöhnlichen beschwerlich zu fallen. Vergebens saget ihr mir, daß die Leiden, die mich treffen, zu meinem Besten dienen, daß das Glück mir vielleicht schädlich seyn könne, daß mir Gott blos darum so viel Kreuz zuschicke, weil er die Absicht habe, mich dadurch zu bessern, und von der Welt abzuziehen. Ich zweifle, ob dieses wahr sey. Auch könnet ihr es mit nichts andern beweisen, als weil es einmal so ist. Ich will indessen annehmen, daß ihr Recht hättet. Ich will glauben, daß in meinem gegenwärtigen Verhältnisse Kreuz und Trübsale eine nothwendige Bedingung zu meinem künftigen Glücke sind. Allein ihr werdet mir dagegen auch zugestehen müssen, daß mich dieselben, wenn sie zu heftig sind, leichter zur Verzweiflung, als zum Vertrauen, und folglich mehr zum Unglücke als zum Glücke führen können, und daß, falls sie zu meiner Besserung und Glückseligkeit ja nothwendig seyn sollten, der Grund von dieser Nothwendigkeit doch nicht

in

in mir selbst liege. Oder stund es dem Schöpfer nicht frey, dem, was in mir denkt und will, gleich anfänglich eine solche Richtung zu geben, daß er in der Folge diese harten Mittel, mich zu bessern, und sich angenehm zu machen, nicht nöthig gehabt hätte? — Allerdings, erwiedert ihr, stund ihm dieses frey. Allein er befand es nicht für gut, dein Wesen anders einzurichten. Seine Weisheit — o schweigt hiervon, glückliche Redner! und erhebet die Weisheit Gottes nicht auf Kosten seiner Güte, der ihr unverdienter Weise so viele herrliche Vorzüge vor mir zu verdanken habt! —

16.

Du hast nicht nöthig, Euphem! mich so ernstlich zu ermahnen, den Schöpfer, statt irdischer Güter, um himmlische zu bitten. Ich habe schon, ohne dein Erinnern, diese in meinem Gebete jenen allezeit vorgezogen. Aber ich kann demungeachtet nicht leugnen, daß ich noch immer unter der drückenden Bürde der leiblichen Bedürfnisse seufzen muß, die, so wenig sie auch mit den geistlichen verglichen werden können, doch von meinem gegenwärtigen Leben schlechterdings unzertrennbar sind. Ist es nun nicht schwer (ich frage dich!) von demjenigen, der mir jetzt in der Noth kaum einen Heller

verwilligen will, dereinſt unter andern Umſtänden eine Million zu erwarten? —

17.

Wer ſollte nicht mit Recht vermuthen, daß Gott, nach dem Verſöhnungstode ſeines Sohnes, weit gnädiger, herablaſſender und vertrauter gegen die Menſchen ſeyn müßte, als er es vor derſelben war, und gleichwohl lehret die Erfahrung den leidenden Chriſten gerade das Gegentheil.

18.

Wenn man die gnädige und, ſo zu ſagen, perſönliche Herablaſſung Gottes erwägt, wovon die Schriften des A. und N. Teſtaments ſo viele Beyſpiele enthalten, und von welcher die Geſchichtbücher der ſpätern Jahrhunderte nicht eines einzigen gedenken, ſo ſollte man beynahe auf die Gedanken kommen, als wenn ſich Gott ſeit jenen glücklichen Zeiten in ſich ſelbſt gleichſam zurückgezogen und von den Menſchen entfernet hätte.

19.

Die Schrift rühmet den Glauben Abrahams, und ich laſſe demſelben alle Gerechtigkeit widerfahren. Allein ich halte hoch dafür, daß der Glaube der Chriſten ein noch weit größres Lob verdiene. Abraham ſahe Gott ſelbſt unter einer

einer ſichtbaren Geſtalt, und redete mit ihm, wie ein Freund mit ſeinem Freunde. Die Chriſten hingegen müſſen ſich in den wichtigſten Glaubenslehren, die ſie bekennen, blos auf die Zeugniſſe Anderer verlaſſen.

20.

Wenn es wahr iſt, daß die perſönliche Gegenwart eines Freundes, oder eine mündliche Unterredung mit demſelben beſſer iſt, als zehen Briefe, ſo muß es nicht weniger wahr ſeyn, daß der nähere und vertrautere Umgang, welchen die Erzväter mit Gott hatten, dem geſchriebenen Worte deſſelben, worinnen er auf eine entferntere Weiſe mit den Chriſten redet, weit vorzuziehen iſt.

21.

O wie mancher wäre vielleicht gerettet worden, wenn Gott andere Wege mit ihm hätte einſchlagen wollen! — Wären die Zeichen, die Chriſtus vor den Einwohnern Jeruſalems that, vor denen zu Sodom geſchehen, letztere würden, wie der Erlöſer ſelbſt ſaget, im Staube und in der Aſche Buße gethan haben.

22.

Der oberſte unter den Apoſteln, der erſte Pfeiler der chriſtlichen Kirche — ſollte mans wohl glauben? — Petrus war ein ſtrafbarer

Verleugner seines Herrn und Meisters, und würde das schreckliche Schicksal des Verräthers gehabt haben, wenn nicht Christus ausdrücklich für ihn gebeten hätte. Welch ein überzeugendes Beyspiel, daß es bey Gott ganz willkührlich ist, den Glauben zu geben, oder nicht zu geben, zur Buße zu erwecken, oder nicht zu erwecken, den Sünder zu begnadigen, oder zu verwerfen, ihn zu retten, oder zu verdammen! — Selbst Judas hätte gerettet werden können, wenn Christus für ihn, so wie für Petrum, hätte bitten wollen. Er that es aber darum nicht, damit, wie er selbst sagt, die Schrift, die von einem solchen Verbrecher einmal geweissagt hatte, erfüllt werden möchte.

23.

Niemand schelte den Verräther einen verstockten Böswicht. Er war es in der That nicht. Seine Hauptleidenschaft war die Begierde nach Reichthum, oder der Geiz. Man sehe an seinem Beyspiele, wie weit derselbe den Menschen führen könne. Daß er übrigens so bald nach seinem Verbrechen den Lohn für selbiges in den Tempel warf, daß er sich vor Unruhe darüber nicht zu lassen wußte, daß er sogar hingieng und sich selbst erhenkte, alles dieses giebt offenbar zu erkennen, wie schnell, wie

wie gewaltig es ihn reuete, sich so an Gott versündigt zu haben. — Nur ein einziger Stral von Hoffnung, von Begnadigung — und der itzt zur Hölle Verdammte war gerettet.

24.

Abraham muß den göttlichen Befehl, seinen Sohn zu opfern, entweder für gut oder für böse gehalten haben. Hat er ihn für gut gehalten, so dachte er als ein schlechter Gottesgelehrter. Hat er ihn aber für böse angesehen, so handelte er wider sein Gewissen, da er denselben vollziehen wollte. Mich dünkt, er untersuchte das Moralische dieses Befehls gar nicht, sondern verfuhr hierbey aus bloser Einfalt des Glaubens, gehorchte blindlings, und überließ im Uebrigen die Sache Gott.

25.

Man muß, sagt man, die göttliche Vorhersehung keineswegs mit der göttlichen Vorherbestimmung verwechseln. — Nun wohl! man trenne sie also beyde in Gedanken, wenn man will. Indessen glaube ich doch, daß sie wirklich auf das genaueste mit einander verbunden sind, und daß die erstere aus der letztern gewissermaaßen folget. Wer mir dieses nicht einräumen will, der gewinnet nichts, wenn er auch das Gegentheil behauptet. Denn die Redensarten:

arten: „Gott ſahe voraus, was er vorher beſtimmt hatte, und: Gott beſtimmte zuvor, was er vorherſahe,“ laufen im Grunde auf eins hinaus. Ja! wenn der Vorherſeher und der Vorherbeſtimmer nicht einerley Perſonen wären! — Allein, da es eine und eben dieſelbe iſt, ſo kann Gott unmöglich etwas vorherſehen, was er nicht ſelbſt freywillig vorherbeſtimmte, oder wovon er ſich nicht bewuſt wäre, daß er es, wenn er wollte, auf eine andere Art einrichten könnte.

Verbeſſerungen.

Seite 72. ſtatt Dogmatiſchen lies Dogmatiſm. S. 97. No. 164. ſt. ungläubigen l abergläubiſchen. S. 156. No. 251. ſt. Strohwitz l. Strohwitz, und ſtatt ſtrohwitzelt l. ſtrohwitzelt. S. 176. No. 271. Z. 12. ſt. Geſellſchaften l. Geſellſchaftern. S. 207. Z. 1. ſt. erhielt l. behielt. S. 217. Z. 10. ſt. unberuhiget l. unbeunruhiget. S. 224. No. 348. Z. 3. ſt. werden l. würden.